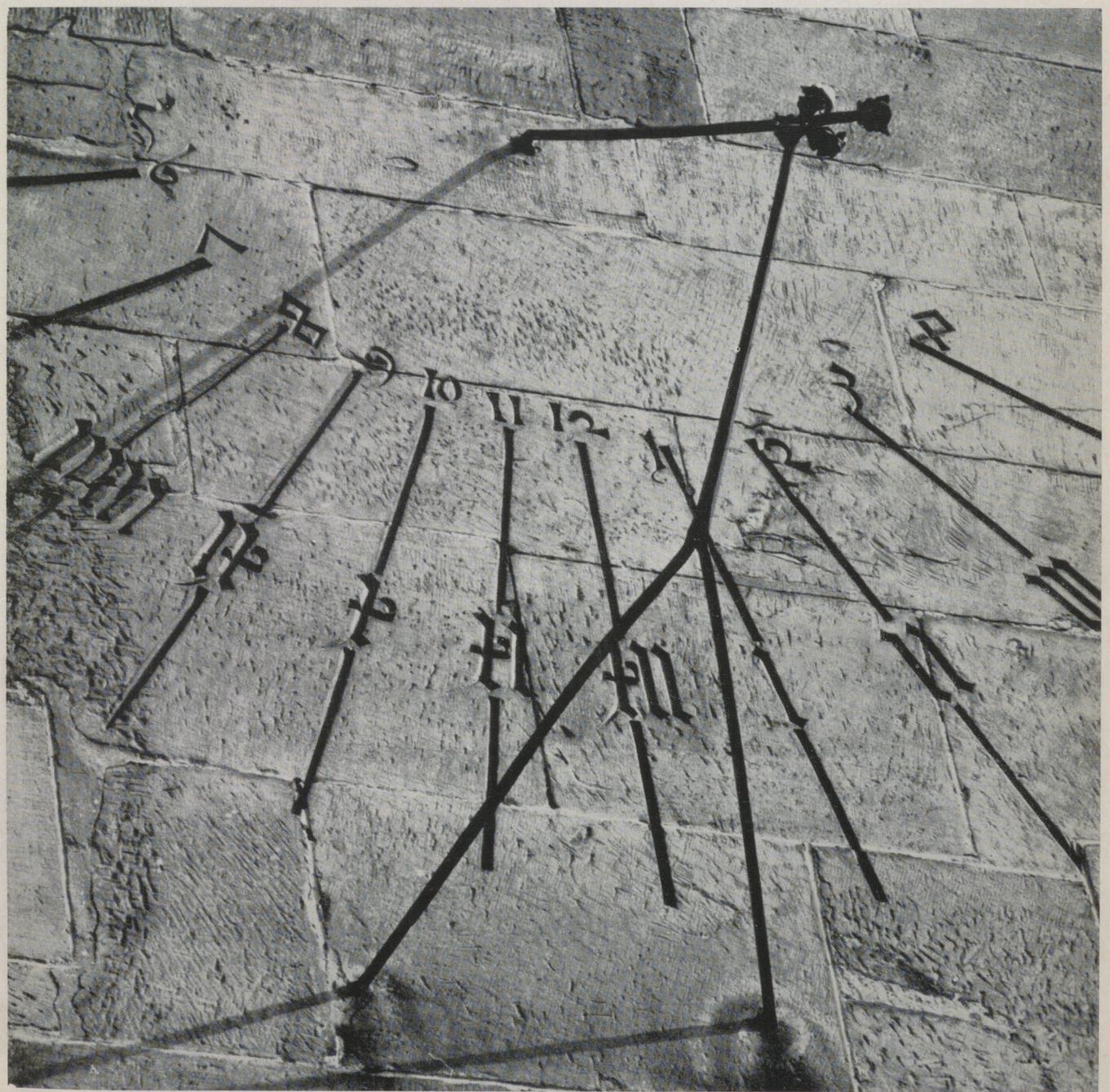


SCHWÄBISCHE HEIMAT

Württ.
Landes-
bibliothek
Stuttgart

1

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / MÄRZ 1969



SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1969

20. Jahrgang

Erstes Heft — Januar / März

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 12.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 14.–. – Einzelheft DM 4.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Vertikale Sonnenuhr aus dem Jahr 1506
an der Regiswindiskirche Lauffen

Aufnahme Behrendt

INHALT

Landschaftspflege heute und morgen Von Helmut Schönnamsgrubler	1
Die Juxkopf-Höhle – ein Naturdenkmal im Wieslaufgebiet Von Eugen Eisenbut	14
Sonnenuhren im württembergischen Neckarraum Von Hans Behrendt	16
Hans Buß Von Adolf Schabl	30
Neue überraschende Bodenfunde zur Hirsauer Vor- und Frühgeschichte Von Karl Greiner	39
Württembergische Triumphbogen zu Ehren Napoleons Von Walter Ziegler	44
Unvergessener Lehrer der Baukunst Von Walter Kittel	50
Holz im Gerät Von Karl Häfner	53
Frühlingsahnen Gedicht von Werner Conzelmann	55
Werkbundtag 1968 in Berlin Von Hans-Ulrich Roller	56
Der Landkreis Öhringen Von Ernst Müller	59
Zwei Ehrenmitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes zum Gruß	72
Buchbesprechungen	73
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes .	78

Beilagenhinweis:

Diesem Heft ist ein Prospekt des Verlags
W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart, beigelegt.
Wir bitten unsere Leser um freundliche Be-
achtung.

2. Ex.

SCHWÄBISCHE HEIMAT

ZEITSCHRIFT ZUR PFLEGE VON LANDSCHAFT, VOLKSTUM, KULTUR

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes herausgegeben von Ernst Müller

20. Jahrgang 1969

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

OTTO LINCK

WALTER KITTEL

ERNST MÜLLER

20. Jahrgang 1969



1969. V, 401 Z 10

INHALT

GEDICHTE

<i>Werner Conzelmann, Frühlingsahnen</i>	55
<i>Karl Häfner, Brot und Mooscht</i>	224
<i>Hans Keßler, Der erwachende Tag</i>	155

GESCHICHTE

<i>Josef K. L. Bibl, Europa und Asien – Rottweil und Kerala</i>	160
<i>Ernst Bloch, Wie Marxismus wieder interessant geworden</i>	314
<i>Hermann Diem, Kirche und staatliche Autorität in Württemberg</i>	327
<i>Otto Folberth, Stephan Ludwig Roth und das Schwabenland</i>	181
<i>Karl Greiner, Neue überraschende Bodenfunde zur Hirsauer Vor- und Frühgeschichte</i>	39
<i>Georg Grube, Das Rottweiler Hofgericht</i>	136
<i>Willy Leygraf, Aus württembergischen Forstordnungen</i>	289
<i>Ernst Müller, Der Landkreis Öhringen</i>	59
<i>Ernst Müller, Der Tod des Marschalls Guébriant</i> ..	115
<i>Ernst Müller, Ältestes Kulturland von Baden-Württemberg</i>	189
<i>Margareta Reichenmüller, Rottenmünster – Reichsstift im Schatten Rottweils</i>	128
<i>Hans Eugen Specker, Die Reichsstadt Ulm als Sammelplatz des Schwäbischen Bundes zum Feldzug gegen Herzog Ulrich von Württemberg 1519</i>	285
<i>Ruth Wein-Elben, Fürsorge für Arme, Alte und Kranke im mittelalterlichen Rottweil</i>	156

KUNST

<i>Peter Anstett, Der Kapellenturm in Rottweil</i>	205
<i>Hermann Baumbauer, Die Eisenbahnbilder von Hermann Pleuer</i>	266
<i>Wolfgang Beeh, Zu den Bildwerken des Rottweiler Kapellenturms</i>	102
<i>Hans Behrendt, Sonnenuhren im württembergischen Neckarraum</i>	16

<i>Werner Fleischbauer, Zur Schwäbischen Bildnismalerei des frühen 16. Jahrhunderts</i>	262
<i>Gerhard Gommel, Rottweiler Glockengießerkunst</i> ..	145
<i>Cord Meckseper, Rottweil – sein Stadtbild im Hochmittelalter</i>	89
<i>Dieter Planck, Das römische Rottweil</i>	212
<i>Hans Ulrich Roller, Werkbundtagung 1968 in Berlin</i>	56
<i>Adolf Schabl, Hans Buß</i>	30
<i>Adolf Schabl, Die Ikonen des Nikolai Schelechoff</i> ..	218
<i>Ulrich Siegele, August Halm – 1969</i>	323
<i>Helmut Weidhase, Richard Wagners poetische Sendung</i>	316
<i>Walter Ziegler, Württembergische Triumphbogen zu Ehren Napoleons</i>	44

LITERATUR UND GEISTES- GESCHICHTE

<i>Hermann Bausinger, Tücken der Natürlichkeit. F. Th. Vischer als Modefeind</i>	301
<i>Rolf Denker, Zur Dialektik der bürgerlichen Gesellschaft</i>	306
<i>Ulrich Gaier, Zur Tradition von Hölderlins „Kalkulablem Gesetz“</i>	293
<i>Wilhelm Schoof, Briefe Justinus Kerners an Ferdinand Freiligrath</i>	227
<i>Karl Schumm, „Das Urphänomen dem absoluten Geist“. Eine Freundschaftsgabe Goethes an Hegel</i> ..	270

VOLKSKUNDE

<i>Karl Baur, Wandlung einer Strohgängemeinde</i>	225
<i>Hans Binder, Die Höhlenfeste</i>	173
<i>Helmut Dölker, Tageszeitung und Volkskunde</i>	338
<i>Karl Häfner, Holz im Gerät</i>	53
<i>Karl Häfner, Most und Mosten</i>	221
<i>Max Lohß, Aus dem bäuerlichen Tagewerk in Württemberg</i>	273
<i>Hans-Ulrich Roller, Überlegungen zur Theorie und Praxis des Volkskunde-Museums</i>	342

NATUR UND LANDSCHAFT

<i>Eugen Eisenbut</i> , Die Juxkopfhöhle – ein Naturdenkmal im Wieslaufgebiet	14
<i>Oswald Rathfelder</i> , Das „Dachwiesle“ auf dem Hinteren Zwerenberg bei Gruibingen	258
<i>Helmut Schönnamsgrubner</i> , Landschaftspflege heute und morgen	1
<i>Helmut Schönnamsgrubner</i> , Der junge Neckar	149
<i>Helmut Schönnamsgrubner</i> , Schleinsee – Idyll oder Rummelplatz	214
<i>Helmut Schönnamsgrubner</i> , Gepflegte Landschaft ..	249

HEIMATSCHUTZ

<i>Peter Haag</i> , Denkmalpflege und Architekt	333
<i>Walter Kittel</i> , Saline Wilhelmshall bei Rottweil ...	140
<i>Walter Kittel</i> , Anregungen zum Thema Freilichtmuseum	162
<i>Wilhelm Kohlbaas</i> , Demokratie – wie man sie gerne hat	163
<i>Wilhelm Kohlbaas</i> , Hochrheinfraße aufs neue aktuell	230
Riedenberger Eichenhain in Gefahr	231
<i>Richard Schmidt</i> , Das Zeughaus in Augsburg	232

GEDENKTAGE

<i>Walter Kittel</i> , Unvergessener Lehrer der Baukunst (Paul Schmitthenner)	50
<i>Manfred Mezger</i> , Geist – Kunst – Landschaft. Zum 70. Geburtstag von D. Dr. Ernst Müller	245
<i>Oskar Rühle</i> , Zwei Ehrenmitgliedern des Schwäb. Heimatbundes zum Gruß	72
(Otto Feucht und Richard Schmidt)	

BUCHBESPRECHUNGEN

Aichele u. a., Bunte Welt der Alpenblumen	347
Albrecht, Die Staufer	236
Arens, Die Königspfalz Wimpfen	166
Bardua, Stuttgart im Luftkrieg 1939–45	77
Böhringer, Heimatbuch Leinfelden	170
Böhringer, Reichenbach a. d. Fils	170
Brustgi, Sagen und Schwänke vom Neckar- und Unterland	348
Buchwald-Engelhardt, Handbuch für Landschaftspflege und Naturschutz I.	73
Clasen, Die Wiedertäufer im Herzogtum Württemberg	235

Feldkirch 750 Jahre Stadt	74
Finkenstaedt, Stanglitzerheilige und Große Kerzen	235
German, Bad Wurzach	345
Geyer-Gwinner, Einführung in die Geologie von Baden-Württemberg	233
Friedrich Daniel Gräter 1768–1830	77
Gutbrod, Geschichte Württembergs im Munde der Dichter	345
Heilbronn, Geologische Karte	233
Heimatbuch der Stadt und des alten Amts Dornstetten	169
Heimatbuch der Stadt Korntal	236
Hildebrand, 1812. Drei Schwaben in Rußland	236
Hölder, Naturgeschichte des Lebens	233
Kalender	349
Komma, Lieder und Gesänge nach Dichtungen von Friedrich Hölderlin	76
Kotzde-Kottenrodt, Lupold auf dem Staufen	347
Kreil, Der Stadthausalt von Schwäb. Hall im 15./16. Jahrhundert	167
Lenz, Andere Tage	347
Lieber, Bunte Welt der schönen Steine	347
Ludwigsburger Geschichtsblätter Hefte 18 und 19 ..	167
Müller, Böden unserer Heimat	233
Die Ortenau	345
Reißenauer u. a., Der Landkreis Günzburg	75
Rieple, Donaufahrt mit Dir	348
Rohm, Bunte Welt der Vögel	347
Rombach, Deutsch-Französische Vignetten	348
Schrader, Die schönste Hoheloher G'schichtlich vum alte Gäwele	346
Scharfe, Evangelische Andachtsbilder	234
Schlauch, Hohenlohe	346
Seigel, Spital und Stadt in Altwürttemberg	235
Senn u. a., Bad Dürrheim	346
Siegler, Stuttgart	169
Der Spitzberg bei Tübingen	75
Spörhase, Rottweil (Karten)	167
Steuerwald, Der Reitermeister von Bamberg und Magdeburg	170
Stockinger, Naturpfade-Wanderungen I. Baden-Württemberg und Bayern	233
Veröffentlichungen des Verbandes der Deutschen Höhlen- und Karstforscher	165
Weiler und Akermann, Eisligen-Stadt an der Fils	170
Weisert, Knittlingen – Geschichte einer Stadt	170
Zelzer, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden ..	168

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 78, 171, 237, 350

Landschaftspflege heute und morgen*

Von Helmut Schönamsgruber

Einleitung

Auf dem Deutschen Naturschutztag in Straubing, der unter dem Leitthema „Natur, Freizeit und Erholung“ stand, wurde betont, daß künftig etwa 80% der Bevölkerung der Bundesrepublik in städtischer Umgebung leben werden. Industrie und Landwirtschaft werden unsere Landschaft entscheidend verändern. Aus allen wenig ertragreichen Gebieten wird sich die Landwirtschaft zurückziehen. Andere Teile unserer Heimat werden mit Intensivkulturen bedeckt sein, der Gäuboden Niederbayerns bietet heute in manchen Teilen ein anschauliches Bild solcher Entwicklung¹.

Daß damit der Erholungswert der „klassischen“ bäuerlichen Landschaft weitgehend entfällt, ist jedem klar. Eine „Kultursteppe“, bedeckt mit riesigen Schlägen von Weizen, Mais, Zuckerrüben, Obst, Hopfen, wirkt nicht gerade anziehend für den Erholungssuchenden. Wenn man die kommende Entwicklung etwas schematisierend in der Landschaft darstellen will, kommt man zu folgenden 3 Großlandschaftsgruppen²:

1. Zonen der Verdichtung – Wohnung, Industrie,
2. Gebiete landwirtschaftlicher Höchstproduktion,
3. Erholungsgebiete.

Es gilt, besonders im Hinblick auf die dritte Gruppe von Typen unserer Landschaft, Überlegungen anzustellen, was geschehen muß, damit auch für künftige Generationen Umweltsbedingungen vorhanden sind, die ein gesundes Leben ermöglichen. Damit werden der Schutz und die Pflege unserer Landschaft vordringliche Aufgaben für alle Verantwortlichen. Hierzu bietet das Handbuch für Landschaftspflege und Naturschutz in seinem 2. Band, der der Pflege der freien Landschaft gewidmet ist, eine ausgezeichnete Grundlage.

Bisherige Landschaftsentwicklung

Die Naturlandschaft unserer Heimat läßt sich schon sehr früh unterteilen in Landschaften, die mit dem Menschen in Beziehung standen, und Gegenden, die weniger zugänglich waren. Alte landwirtschaftliche Erfahrung und Landschaftsstabilität bewirkten, daß es zu keiner völligen Zerstörung der Landschaft kam – ganz im Gegensatz zur „Ausräumung“ weiter Teile des Mittelmeergebiets.

In Mitteleuropa setzte die Landschaftsveränderung auf höhergelegenen Gebieten schon seit etwa 2000 v. Chr. in Form des Ackerbaus ein, mittelalterliche Urbarmachung erfolgte im Rahmen der bereits bestehenden landwirtschaftlichen Gliederung. Je nach landwirtschaftlicher und sozialer Struktur entstanden isolierte Einzelhöfe, geballte oder langgestreckte Siedlungen, besonders an Flußufern, in Bachtälern, auf Schuttfächern oder Geländerücken, die Wasserversorgung war hier einer der entscheidenden Faktoren neben der Sicherheit gegen feindliche Angriffe. In Zonen stärkerer Siedlungsverdichtung entstanden im Zuge alter Weg- und Straßenverbindungen feste, ummauerte Städte.

Nach *Teilhard de Chardin* spricht man vom menschlichen Einfluß als von einer „Noosphäre“, einer Faktorenquelle, die Vernunft, aber allzu oft auch Unvernunft des Menschen prägten. Ihr erster Einfluß begann mit der Entwicklung der Jagdtechnik, mit dem großräumigen Brennen offener Trockenfluren, die zu ausgedehnten Grasfluren führten, wie wir sie in Amerika, Afrika und im tropischen Asien sehen können. Oft kam es hierdurch zur Ausbildung siedlungsfeindlicher Halbwüsten oder gar Wüsten, zu

* Zugleich eine Besprechung von Band 2 des „Handbuches für Landschaftspflege und Naturschutz“, BLV, München, 1968.



1. Abgestorbene Weißtanne im Naturschutzgebiet „Untereck“ bei Laufen an der Eyach
Aufnahme Schönamsgruber

einer fast irreversiblen Schädigung wichtigster ökologischer Landschaftsfaktoren.

Charakteristisch für das Mittelalter und die Neuzeit bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ist es, daß in West- und Mitteleuropa die halbnatürlichen Landschaften die Kulturlandschaft überwogen. Erst in neuester Zeit erfolgte eine Nivellierung, oft verbunden mit einer Ausräumung der Landschaft, die Noosphäre nahm zu. Typisch dafür sind: Eisenbahnen, moderne Straßen, Kunstdünger, Bevölkerungszuwachs, Industrialisation, motorisierter Verkehr, Mechanisierung der Landwirtschaft, Flurbereinigung, Flußbegradigung, „Beherrschung“ des Wasserhaushaltes, Wasserverschmutzung, Luftverseuchung, Insektizide, Herbizide, Massentourismus und vieles mehr.

Je nach Naturnähe oder Naturferne kann man folgende Typen der Landschaft unterscheiden:

1. Natürliche Landschaft: Flora (und Fauna) ursprünglich; Vegetation vom Menschen unberührt. Dieser Typ kommt in Europa kaum vor und kann deshalb außer Betracht bleiben.

2. Naturnahe Landschaft: Flora (und Fauna) einheimisch; das reale Vegetationsbild stimmt mit dem der potentiellen natürlichen Vegetation überein. Zwei Untertypen sind zu unterscheiden:

- a) in historisch-geobotanischer Hinsicht kontinuierlich. Beispiele: junge anwachsende Meeresdüne, lebendiges Hochmoor, wie etwa das Naturschutzgebiet „Brunnenholzried“ bei Bad Waldsee, nur in den seltensten Fällen auch Wald, z. B. das Naturschutzgebiet „Untereck“ bei Laufen an der Eyach im Kreis Balingen (Abb. 1).
- b) in historisch-geobotanischer Hinsicht diskontinuierlich, d. h. die Entwicklung ist in früheren Zeiten stärker vom Menschen beeinflusst oder gestört gewesen. Beispiele: manche Laubwaldtypen, Regenerationskomplexe in früher gestörten Hochmooren (Brandkultur!), Verlandungsstadien des Niedermoors in früher abgegrabenen Torfgebieten, wie z. B. im Pfrunger Ried, das z. T. dem Schwäbischen Heimatbund gehört. Bei den Wäldern ist zu bedenken, daß diese, wenigstens in West- und Mitteleuropa, fast immer Regenerationsstadien darstellen (z. B. nach der Waldverwüstung im Dreißigjährigen Kriege). Selbst der sogenannte „Urwald“ von Bialowieza in Ostpolen ist ein Hudewald, der in zaristischer Zeit so stark von Jagdwild beweidet wurde, daß in der Waldverjüngungsstruktur noch immer eine Lücke ersichtlich ist.

3. Halb-natürliche Landschaft: Flora (und Fauna) einheimisch, Vegetationsbild aber weitgehend vom Menschen bedingt und in seiner Struktur abweichend von der potentiellen natürlichen Vegetation. Hierzu gehören fast alle Fluren, Halden, Trockenrasen, Heiden, Brücher, Röhrichte, Streuwiesen, auch die älteren Meeresdünen, Hecken, Niederwald und Gebüsch. Sie bilden den Hauptteil der für die Vielfalt der Landschaft und den Naturschutz wichtigen Räume und Einheiten. Als Beispiel für ein solches Heidegebiet sei die Trochtelfinger Heide erwähnt.

4. Kulturlandschaft im eigentlichen Sinne: Sowohl die Zusammensetzung von Flora und Fauna wie das Vegetationsbild sind weitgehend vom Menschen bedingt. Zwei Untertypen sind zu unterscheiden:

- a) Die Flora ist zwar einheimisch, doch die Artenzusammensetzung ist von der Wirtschaft bedingt und durch Kunstdüngung, Planierung, Entwässerung, Selektion, Ansaat und Herbizide verarmt und nivelliert. Hierzu gehören die meisten Kulturgrünländer, wie sie im südöstlichen Oberschwaben weit verbreitet sind.

- b) Die dominierenden Arten sind eingeschleppt worden. Beispiele: Äcker, Gärten, Exotenforste, etwa Ackerlandschaften im mittleren Neckarraum in den weiten Cäufflächen, oder Exotenanbauten im Schloßpark zu Weinheim/Bergstraße.

In Anlehnung an *Felix von Hornstein*⁴ schuf *Ellenberg*⁵ eine Gliederung der Pflanzengemeinschaften nach zunehmender Einflußnahme durch den Menschen: unberührt – natürlich – naturnah – bedingt naturnah – bedingt naturfern – naturfern – naturfremd – künstlich.

Wälder an Steilhängen oder in Schluchten können z. B., falls sie nur wenig beweidet und nicht durch Nieder- und Mittelwaldbetrieb verändert wurden, als naturnah angesehen werden, hierzu gehören z. B. die romantischen Keuperklingen im schwäbisch-fränkischen Wald.

Naturfern sind Kulturwiesen und Fettweiden, auch Forste mit standortsfremden Holzarten; naturfremd sind z. B. Douglasien- und Sitkafichtenforste auf Laubholzstandorten.

Als Beispiel einer naturnahen Kulturlandschaft, also einer vom Menschen genutzten und gestalteten Landschaft, deren Pflanzendecke noch einen hohen Flächenanteil naturnaher oder doch nur teilweise naturferner Gemeinschaften enthält, wird von *Buchwald*⁶ der Albtrauf zwischen Reutlingen und Kirchheim/Teck angeführt. Die stichwortartige Schilderung besagt „NW-exponierter Steilabfall der Schwäbischen Alb zwischen Reutlingen und Kirchheim/Teck. Weißjura, flach- bis mittelgründige Rendzinaböden. Vegetationsdecke mit überwiegendem Flächenanteil naturnaher Kalkbuchenwälder, Schluchtwälder, Steppenheidewälder, Blaugrassrasen und Felsenbirnengebüsch, nur kleinflächigen naturfernen Fichtenforsten, teilweise naturfernen Halbtrockenrasen, geringen Flächenteilen von zweischnittigen, gedüngten Glatthaferwiesen sowie von Hangäckern mit Schlehen-Ligusterhecken an Rainen. Siedlungsfrei mit Ausnahme der Burgen Hohenneuffen, Teck und Limburg. Zum Teil industriereiche Siedlungen in benachbarten Teillandschaften des Albvorlandes, des Echaz-, Erms- und Lautertales. Geringe Verkehrserschließung durch wenige Straßen, durch Wander- und Holzabfuhrwege. Nutzung: überwiegend forstwirtschaftlich, z. T. Schutzwald, nur kleinflächig Schafweide, Mähwiesen, Ackerbau, Erholungsverkehr von zunehmender Intensität aus den Räumen Stuttgart, Tübingen und Reutlingen.“

Hier sind also noch genügend naturnahe Elemente in der Landschaft vorhanden, es gilt aber, sie sorg-

sam zu bewahren und bei Planungen auf die Vielfalt der Landschaft Rücksicht zu nehmen.

Sollen aber in einer weitgehend ausgeräumten Landschaft, wie im Illertal z. B., natürliche oder naturnahe Elemente geschaffen werden, gewissermaßen als „Nachschubreservoir“, so kommt es darauf an, eine Vielzahl von kleinen und möglichst linienförmigen Landschaftselementen zu sichern in Form von Feldgehölzen, Hecken, Rainen. Leider wird bei manchen Flurbereinigungen zu wenig Rücksicht auf diese ökologisch bedeutsame Forderung genommen. „Erhaltung eines Minimums an bestehenden Zuflucht- und Wildnisstätten“ ist besser als noch so großzügige Neuschaffung mit landschaftsfremden und starr geometrischen Formen von Schutzpflanzungen.

Zufluchtsstätten für die freilebende Tierwelt und für wichtige Pflanzengemeinschaften in Mooren, Seen, Heiden, Trockenrasen, an Felshängen und auf Dünen müssen aber wegen der immer vorhandenen Störeinflüsse der umgebenden, intensiv bewirtschafteten Kulturlandschaft möglichst groß an Fläche ausgewiesen werden. Ihre Sicherung als Naturschutzgebiete ist daher unbedingt erforderlich. Der beste Schutz ist zudem ihr Ankauf durch den Staat oder gemeinnützige Vereine und die Sicherung im Grundbuch durch Eintragung einer Dienstbarkeit für Naturschutzzwecke.

Bedeutung einzelner Landschaftselemente

Man muß *Victor Westhoff*³ zustimmen, wenn er sagt: „Wenn man die heutige, mehr oder weniger ausgeräumte Kulturlandschaft West- und Mitteleuropas vergleicht mit einer ursprünglichen, sei es in weniger kultivierten Gegenden oder in früheren Zeiten, so liegt es nahe, die eindeutige Verarmung, d. h. die Nivellierung der Flora und Vegetation West- und Mitteleuropas derart zu deuten, daß es der Mensch sei, der verarmend auf die „Natur“ einwirkt. So einfach liegen die Verhältnisse jedoch nicht. Es ist zweifelsohne richtig, daß der menschliche Faktor, nach *Thienemann* der „überorganische Faktor, in der Natur dieses Weltteils überwiegt, der Mensch als „master factor“ zu betrachten ist. Auch ist es klar, daß vor allem die technische Entwicklung des letzten Jahrhunderts, die ungeheure Beschleunigung und räumliche Ausbreitung technischer Vorgänge, der durch die „hygienische Revolution“ bedingte Bevölkerungszuwachs und z. T. auch die Folgen des Erholungsmassenbetriebs die heutige biologische Verarmung der Landschaft verursacht haben.“



2. Baumgruppe
im „Irrendorfer Hardt“
Aufnahme Schwenkel

Allerdings ist auch durch die menschliche Tätigkeit mit der Schaffung von „Kulturlandschaften“ ein bereichernder Einfluß ausgeübt worden. So wurde in manchen vom Menschen künstlich begründeten Nadelholzforsten im Laufe der Zeit eine Tendenz zu echten Nadelwaldbiozöosen eingeleitet. Im orchideenreichen Kalkfichtenwald der Baar z. B. ist nicht mit Sicherheit festzustellen, ob es sich hier um ursprüngliche Fichtenbestände oder den Einfluß von Aufforstungen handelt.

Einzelbäume und Baumgruppen außerhalb der Siedlungen scheinen, mindestens seit frühgeschichtlicher Zeit, eine wichtige Rolle in der Kulturlandschaft Mitteleuropas gespielt zu haben. Sie wurden gepflanzt, geschützt und gepflegt. Ihre Bedeutung als Grenzbäume, an Wegkreuzungen, bei Gerichtsstätten, an landschaftlichen Höhepunkten wurde schon früh gewürdigt. Streng waren oft die Strafen für unberechtigtes Fällen oder Verwüsten. Schattenbäume boten Schutz für Mensch und Tier, es darf hier z. B. nur an die Weidbuchen der Schwäbischen Alb erinnert werden oder an die „Holzwiesen“ der Hardte auf der Albhochfläche, wie im Irrendorfer Hardt (Abb. 2).

Hudewälder finden sich in Resten bei uns in den Waldenburger Bergen im „Entlesboden“ und in der „Michelbacher Viehweide“, bedeutenden Naturschutzgebieten unseres Landes. Eindringlich schildert *Buchwald*⁶ die Entwicklung dieser Landschaftsteile:

„Für die Geschichte und Problematik der Erhaltung ehemaliger Weidewälder bezeichnend ist deren Entwicklung in den Waldenburger Bergen. Die auf dem Kiesel- und Stubensandstein bei subatlantisch getönten Klima der submontanen Stufe (rd. 460 m über NN, 900–1000 mm Jahresniederschlag) verbreiteten Hainsimsen-Eichen-Buchenwälder (*Melampyro-Fagetum*) sind wahrscheinlich schon im Mittelalter durch Niederwaldnutzung und Waldweide zu einem dem Stieleichen-Birkenwald (*Querceto-Betuletum*) nahestehenden Stadium degradiert worden. Die den Gemeinden vom Grundherrn als Weidewälder zugeteilten Flächen erfuhren einen Funktionswandel, als im 18. und 19. Jahrhundert die Viehwirtschaft des Gebietes vom Weidebetrieb zur Stallhaltung umgestellt wurde und damit Streubedarf auftrat. So wurden die bisherigen Weideflächen Streuwiesen, die bis in die heutige Zeit jährlich im Herbst gemäht wurden. Durch Waldweide und Streunutzung ist so eine Landschaft von ausgesprochen parkartigem Charakter entstanden, in der alte, einst als Schattenbäume im Freiland belassene oder gepflanzte Stieleichen, Birkengruppen und lichte Birkenhaine mit offenen Streuwiesen abwechselten. Diese werden von zwei Borstgrasgesellschaften (*Nardo-Juncetum squarossi*, *Hypericum maculatum* – *Polygala vulgaris* – Ass.) gebildet, in denen das Pfeifengras (*Molinia coerulea* [L] Moench), Heidekraut (*Calluna vulgaris* [L] Hull)



3. Michelbacher Viehweide

Aufnahme Landesstelle für Naturschutz

und Borstgras (*Nardus stricta* L.) bestandsbildend sind. Floristisch sind diese Rasen durch reiche Vorkommen von Bergwohlverleih (*Arnica montana* L.) sowie einiger Orchideen (*Orchis maculata* L., *Platanthera bifolia* [L.] Rich., *Gymnadenia conopsea* [L.] R. Br.) interessant. Nachdem auch die Streunutzung zurückging, wurde der größte Teil der bisherigen Streuwiesen mit Fichte aufgeforstet. Nur in den NSG „Entlesboden“, „Viehweide“ (Abb. 3) und „Obere Viehweide“ sind letzte Reste der früher verbreiteten Wirtschaftsform und der durch diese geprägten Landschaft erhalten worden. Zur Erhaltung dieser landschaftlich, floristisch-soziologisch und kulturhistorisch bedeutsamen Bestände reicht der Schutz vor Aufforstung nicht aus, da Fichte und Laubhölzer aus den umgebenden Wäldern anfliegen. Planmäßige Pflege der Bestände durch Herbstmahd sowie eine rechtzeitige Vorsorge für die Verjüngung der Holzarten wird daher nötig.“ Es ist in den letzten Jahren gelungen, große Teile dieser bedeutenden Naturschutzgebiete durch Ankauf auf die Dauer sicherzustellen.

Wichtig sind auch *Einzelbäume* und *Baumgruppen* um Haus und Hof sowie im Dorfmittelpunkt. Eiche, Linde, Bergahorn, Buche und Ulme spielen die wichtigste Rolle, wie auch an kultischen Plätzen z. B. Kirchen, Kapellen, Bildstöcken, Feldkreuzen und an Gerichtsplätzen. Das Holz der Linde wurde von der Vorzeit bis heute als „*lignum sanctum*“ genutzt. Sicher dürfte dies für die Bevorzugung der Linde von Bedeutung gewesen sein.

Seit der Barockzeit finden wir in unserer Heimat die *Allée*, eine planmäßig angelegte beidseitige Straßen-

bepflanzung. In neuester Zeit fordern Straßenerweiterung und Verkehrssicherheit unter den prächtigen Alleen große Opfer. Ob die gruppenweise Bepflanzung vorzugsweise mit niedrigen Bäumen und Sträuchern hier einen Ausgleich schaffen kann, muß stark bezweifelt werden. Besser wäre es vielfach, in ausreichendem Abstand von modernen Straßen und zugleich als Schattenspender der Parallelwege für Fußgänger, Radfahrer und landwirtschaftlichen Verkehr neue Alleen mit geeigneten Holzarten zu schaffen. Wie großartig sind z. B. die Alleen in Südfrankreich, die gute Vorbilder abgeben könnten.

Waldmäntel, abwechslungsreiche *Waldsäume* sind ebenso landschaftsbestimmende Elemente wie *Hecken*, die oft sehr charakteristisch wirken. Bekannt aus unserer Heimat ist der Typus der Gäuheckenlandschaft, etwa des „Heckengäus“ im nordöstlichen Schwarzwaldvorland. Auf hangabwärts gerichteten Lesesteinhäufen entstanden im Muschelkalkgebiet von Kocher, Jagst und Tauber ebensolche Heckenlandschaften über ein Pionierstadium, Liguster-Schlehengebüsche zu wärmeliebenden Eichen-Hainbuchenwäldern⁷.

Um eine naturnahe Kulturlandschaft zu schaffen, sollten Schutzpflanzungen möglichst artenreich sein, einerseits um zur biologischen Bereicherung der benachbarten Kulturflächen beizutragen und andererseits um vielseitige Beziehungen zwischen Pflanzen, Tieren und den Standortfaktoren zu ermöglichen. In der Praxis bewirkt erst ein vielseitiger, aber standortgerechter Aufbau aus verschiedenen Holzarten einen wirkungsvollen Schutz gegen Bodenabtrag,



4. Pfrunger Ried
bei Wilhemsdorf
Aufnahme
Landesstelle
für Naturschutz

gegen Windeinflüsse und zur Abmilderung der Frostgefahr.

Der *Wald* ist als landschaftsbestimmendes Element von besonderer Bedeutung. Für die Sicherung des Wasserhaushalts, als Schutz gegen Immissionen und Lärm und nicht zuletzt wegen seiner großen Erholungsaufgaben ist eine artenreiche, möglichst naturnahe Zusammensetzung anzustreben, die auf lange Zeit durchaus den notwendigen wirtschaftlichen Erfolg zu sichern vermag. Naturnahe oder noch weitgehend natürliche Wälder sollten beispielhaft als Waldschutzgebiete⁸ gesichert werden, bei denen im Interesse von Forschung und Lehre Nutzungsbeschränkungen oder auch ein Nutzungsverzicht (bei Bannwäldern) auferlegt werden müssen.

Wesentlich ist auch das Erhalten von *Ufergehölzen* an noch nicht ausgebauten Bächen und die Neuanlage von Schutzpflanzungen in Gruppen entlang von Ausbaustrecken an unseren Bächen und Flüssen.

Schutz- und Pflegemaßnahmen in der Landschaft

Trockenrasen als Standorte wertvoller Pflanzengesellschaften erfordern Beweidung, einmalige Mahd im Spätjahr und Aushauen eingedrungener Holzarten. Nachdem die früher weitverbreitete extensive Nutzung solcher Flächen sehr zurückgegangen ist und damit dieses „Odland“ zunimmt, erwachsen der Landschaftspflege zusätzliche Aufgaben. Als „Grenzertragsböden“ oder „Sozialbrache“ entstehen im Bereich ehemaliger Weinberge und Streuobstanbau-

flächen im Bereich von Muschelkalk, Keuper und Jura auch heute noch neue Standorte von Trockenrasen, die sich sehr langsam über Gebüschstadien zu Trockenwäldern entwickeln⁹. Vielfach sind die genannten Kulturformationen aus Kalkbuchenwäldern oder Eichenwaldgesellschaften entstanden, sie tragen heute Trespen-Trockenrasen und finden sich vor allem in unserem Bereich auf der Schwäbischen Alb und in den Muschelkalk- und Keupergebieten des württembergischen Unterlandes. Einige Naturschutzgebiete, z. B. das Bargauer Horn im Kreis Schwäbisch Gmünd, die Felsengärten bei Hessigheim, die Nägelesfelsen bei Urach, der Stiegelesfels bei Fridingen an der Donau, der Ursulahoehberg bei Pfullingen und der Südhang des Spitzbergs bei Tübingen weisen solche Trockenrasen auf. Vorschläge zur Erhaltung der Schafweiden auf der Alb gab Richard Lohrmann¹⁰, der sich besonders um diese typische Landschaftsform der Albhochfläche verdient gemacht hat.

Feldraine zwischen Äckern und Wiesen, oft längs von Wegen ähneln häufig Trockenrasen, besonders in Kalk- und Lößgebieten. Sie sind wichtige Gliederungselemente, verhindern die Erosion und bilden wichtige Zufluchtsstätten für Regenwürmer, Wildbienen und Brutplätze für unsere heimischen Vögel und manche Kleinsäuger. Sie sind besonders gefährdet durch die Unsitte des Abbrennens.

Borstgrasweiden sind typisch für die Grindenflächen des Hochschwarzwaldes. Aber auch auf entkalkten Böden der Schwäbischen Alb und auf sauren Sand-

5. Pflegearbeiten mit dem „Ratrai“
im Naturschutzgebiet
„Eriskircher Ried“
Aufnahme Schönnamsgruber



steinböden des Keuperberglandes gibt es Bergheiden und Borstgrasrasen. Als Beispiele mögen die Naturschutzgebiete „Rauhe Wiese“ bei Böhmenkirch, „Irrendorfer Hardt“ auf der Südwestalb und „Entlesboden“ im Kreis Othringen erwähnt werden. Alle diese Flächen gehen durch Aufhören der Streunutzung und der extensiven Beweidung immer mehr zurück. Auch hier sind deshalb Pflegemaßnahmen erforderlich, soll nicht der Wald diese Flächen wiedererobern und so wertvolle Landschaftsbilder vernichten. Durch die uneigennützig freiwillige Mithilfe des Schwarzwaldvereins und der Bergwacht konnten in den letzten Jahren im Schliffkopfgebiet große Flächen vor der drohenden „Verfichtung“ gerettet werden.

Nieder-, Zwischen- und Hochmoore

An den ebenen Grundwasserspiegel gebundene, im Bereich eines unter- oder oberirdischen Gewässers entstandene Nieder- oder Flachmoore sind durch intensive Kulturmaßnahmen sehr stark im Rückgang. Sie haben meist gute Vorräte an Kalk, Stickstoff und anderen Nährstoffen und weisen deshalb einen Reichtum an verschiedenen Pflanzenarten auf. Die Hochmoore, von Niederschlägen gespeist, sind dagegen nährstoffarm und erheben sich häufig uhrglasförmig direkt über einem nassen Mineralboden (wurzelechtes Hochmoor) oder über Niedermoorbildungen eines versumpften Mineralbodens oder eines verlandeten Sees (Versumpfungs- oder Verlandungsmoor). Auch die Hochmoore nehmen heute nur noch einen Bruchteil ihrer früheren Verbreitung ein.

Neben ihrer Bedeutung als besonders reizvolle Landschaftsbilder sind sie wichtige Untersuchungsobjekte,

denn nur an lebenden Hochmooren können Forschungen über Wasser- und Klimahaushalt auch der umgebenden Landschaft, über Landschaftsgeschichte mit Hilfe der Pollenanalyse, über Standortansprüche von Hochmoorpflanzen, über die Waldentwicklung auf den Hochmooren selbst, um nur einige Beispiele zu nennen, durchgeführt werden.

Noch weniger wurden bisher solche Freilanduntersuchungen im Bereich von Nieder- und Zwischenmooren durchgeführt. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß in unserem Lande, besonders von Karlhans Göttlich, ein wissenschaftlicher Moorkataster erarbeitet wird¹¹, der Unterlagen für künftige Naturschutzgebiete abgeben kann. Es ist eine wichtige Aufgabe, die letzten Reste an Mooren als „Moorschutzgebiete“ in Form von Naturschutzgebieten zu sichern. Damit ist auch die Forderung nach einer Erhaltung eines biologisch-ökologisch vielgestaltigen Lebensraumes erfüllt. In Oberschwaben sind bis heute 15 Moore als Naturschutzgebiete gesichert worden, z. B. das „Pfrunger Ried“ bei Wilhelmsdorf, das teilweise im Besitz des Schwäbischen Heimatbundes ist (Abb. 4).

Streuwiesen spielten bis vor wenigen Jahrzehnten in der Landwirtschaft eine wichtige Rolle als Lieferanten des Einstreumaterials für die Viehställe. Meist waren sie ungedüngt, wurden im Spätherbst gemäht und wiesen eine Fülle interessanter Pflanzen auf. Sie entstanden einst durch Abhauen und Abbrennen von Wäldern und laufende Mahd und würden sich, wenn der menschliche Eingriff aufhört, wieder in Wälder zurückverwandeln. Ein gutes Beispiel hierfür bietet das Federseegebiet, in dem im „Banngebiet Staud-

acher“ die Waldentwicklung etwa von 1910 ab deutlich verfolgt werden kann. Gute Beobachtungsmöglichkeiten bietet hierfür der Fußweg von Bad Buchau nach Moosburg.

Durch umfangreiche Pflegemaßnahmen konnten im Naturschutzgebiet „Federsee“ in den letzten Jahren große Streuwiesenflächen erhalten werden. Neben einer reichen Flora sind besonders die wichtigen Biotope für Birkhuhn, Brachvogel und andere seltene Vogelarten zu erwähnen, die nur durch systematische Pflege gesichert werden können (Abb. 5). Daß es hierbei notwendig ist, modernste Geräte einzusetzen, bedarf bei der Ausdehnung solcher pflegebedürftiger Flächen keiner weiteren Begründung. Auch in der Zukunft werden wir in zunehmendem Maße Pflegemaßnahmen überall dort vornehmen müssen, wo die ordnungsgemäße Nutzung, also einmaliger Schnitt im Oktober, ohne Düngung und Entwässerung, aufhört.

*Wälder*¹²

Durch die oft viele Jahrhunderte andauernden Eingriffe des Menschen in das einstige Waldbild wurde eine Aussage über die natürlichen Waldgesellschaften sehr erschwert. Durch pollenanalytische, archaisch-waldgeschichtliche, vegetationskundliche, pflanzensoziologische und bodenkundliche Untersuchungen wird versucht, das natürliche Vorkommen der Waldgesellschaften zu rekonstruieren. Besonders Gerhard Schlenker¹³ hat in unserem Lande mit seinen Mitarbeitern sehr zur Klärung der offenen Fragen beigetragen. Großlandschaften (z. B. der Schwarzwald, die Schwäbische Alb oder das Neckarland) werden als Wuchsgebiete bezeichnet, typische, deutlich abgegrenzte Landschaften (z. B. der Stromberg, der Schönbuch, das Härtsfeld) als Wuchsbezirke, innerhalb derer Standorteinheiten mit bestimmten Regionalwaldgesellschaften (Wimperseggen-Buchen-Tannenwald im Gebiet der Jungmoräne Oberschwabens) ausgeschieden werden. Hierzu darf auf die Mitteilungen des Vereins für Forstliche Standortkunde und Forstpflanzenzüchtung verwiesen werden¹⁴.

Eine gute Übersicht der regionalen Gliederung von Baden-Württemberg gibt eine Karte der Landesforstverwaltung¹⁵. Als wichtigste Regionalgesellschaften werden hier aufgeführt: Planare Stieleichen-Mischwälder und Stromauenwälder; Kolline Laubwälder, meist eichenreich; submontane Buchen-Eichenwälder; atlantisch-submontane und -montane Buchen-Traubeneichenwälder; submontane Buchenwälder; kontinental-montane Buchenwälder; kontinental-montane Buchen-Tannenwälder; submontane tannenarme Bu-

chen-Eichen-Tannenwälder; submontane Buchen-Eichen-Tannenwälder und Buchen-Tannenwälder; montane (und paenemontane) Buchen-Tannenwälder und Tannen-Mischwälder; subboreale Tannen-Fichtenwälder und Tannen-Forchen-Buchenwälder mit Fichte; boreal-montane Tannen-Fichten-Forchenwälder; hochmontane Tannen-Fichten-Buchenwälder. Außerdem werden 6 Höhenstufen vom kollinen bis zum hochmontanen Bereich unterschieden.

Schon diese vereinfachende Gliederung läßt erkennen, welche Vielfalt an Waldgesellschaften in unserem Lande vertreten ist. Es wird Aufgabe der Staatsforstverwaltung sein, repräsentative Beispiele aus allen diesen Regionalgesellschaften im Zusammenwirken mit den Naturschutzbehörden und -stellen als Waldschutzgebiete (Naturschutzgebiete, z. T. Banngebiete) zu sichern.

Aus früheren wirtschaftlichen Notwendigkeiten heraus, so z. B. Eicheln und Bucheckern als Schweinefutter in den Hudewaldungen, entstanden viele unserer natürlich anmutenden Waldbilder (Abb. 6). Später, im Zeichen der Bodenreinertragslehre bildeten sich häufig eintönige Fichtenforsten mit Massenleistungen an Holz als wichtigem Rohstoff. Heute stehen neben einem guten Ertrag andere Wirkungen mindestens gleichberechtigt in der Bewertung für die Allgemeinheit. Der „Kulturwald“ soll vielfältigen Zwecken dienen, die man schlagwortartig mit dem Begriff der „Sozialfunktionen“ erfassen kann. Waldstraßen, Fahrwege, Fuß- und Wanderwege werden in zunehmendem Maße von Erholungsuchenden benutzt. Schutzhütten, Ruhebänke, Parkplätze, Liegewiesen und Rundwanderwege gehören ebenso zu den „Dienstleistungen“ der Forstwirtschaft wie das Freihalten von Aussichtspunkten, die Einrichtung von Schaugehegen und die Schaffung von Naturlehrpfaden im Walde, die manchem erst die Augen öffnen für die vielfältigen Bilder, die unser heimatlicher Wald bietet. Neben „Kurhäusern“, die oft schon lange eingerichtet sind, sollten auch „Kur-Wälder“ entstehen, die ein gesundes Spazierengehen und Wandern, ein „Sich-Erholen“ im Walde ermöglichen können. Daß hierbei holzartenreiche, abwechslungsreiche Waldbilder, unterbrochen von Wildwiesen, mit natürlichen Gewässern, mit Ruhebänken und Aussichtspunkten sehr wesentlich für die Benutzung sind, ist selbstverständlich. Ein wichtiges Gebot für heute und die Zukunft ist die Abwehr der drohenden „Verfichtung“ unserer Landschaft. Wieviel würde der Nordschwarzwald an Reiz und Erholungswert verlieren, wenn die letzten „hellgrünen Inseln“ der Waldwiesen und Wiesentäler verschwänden! Auch an das Wild sollten wir

6. Alte Weidbuche im Naturschutzgebiet „Greuthau“
Aufnahme Schönamsgruber



denken, das zu unserer Landschaft gehört und dessen Äsungsmöglichkeiten heute mehr eingeschränkt sind als früher. Eine Abhilfe gegen diese drohende Gefahr bieten Mähgeldzuschüsse durch die öffentliche Hand, die allerdings nur in wenigen Fällen gegeben werden können, ferner der Einsatz von speziellen Pflgetrupps oder die wertvolle Hilfe der Arbeitskräfte aus Land- und Forstwirtschaft. Freilich wird es manchmal nicht zu umgehen sein, besonders wichtige und wertvolle Flächen durch das Land, die Gemeinden oder gemeinnützige Vereine zu erwerben oder wenigstens langfristige Pachtverträge abzuschließen, um alle notwendigen Pflegemaßnahmen erfolgreich durchführen zu können¹⁶.

Unerwünscht im Landschaftsbild ist ein zu schroffer Übergang zwischen den einzelnen Arten der Bodennutzung, der Landinanspruchnahme und dem Wald. Ackerflächen, Wiesen, Verkehrswege und Gewässer sollten durch „Übergangslanschaften“ mit dem Wald verbunden werden. Damit ist in erster Linie der Waldrand gemeint, der vielfältige Aufgaben zu erfüllen hat: Deckung und Schutz nach innen und außen, häufig Sturmsicherung, besonders im Westen, Zufluchtsstätte für die freilebende Tierwelt, optische Gliederung der einzelnen Räume und nicht zuletzt willkommenen Punkt zur Erholung, zur Freude an der Vielfalt der Bäume und Sträucher, die einen solchen Waldrand bilden sollten.

Es ist gar nicht so schwierig, einen vielschichtigen Waldrand zu schaffen. Viele Beispiele aus unserer Heimat, besonders im Unterland, zeigen, wie vorgegangen werden muß. Die Forstverwaltung bemüht sich auch schon seit vielen Jahren, hier im Sinne einer

standortgerechten Landschaftspflege zu wirken. Aber immer wieder entstehen neue Zerschneidungen des Waldes, immer wieder „müssen“ im Zuge von neuen Straßen Waldränder aufgerissen werden - oft nur aus der einfachen Überlegung heraus, es sei mit einem Eigentümer, nämlich häufig der Staatsforstverwaltung, leichter zu verhandeln als mit einer Vielzahl von Eigentümern landwirtschaftlicher Flächen. So stellt sich das Problem der Neugestaltung und Sicherung von Waldrändern als wichtige Aufgabe der Landschaftspflege. Es wäre müßig, hier Rezepte geben zu wollen, aber als Faustregel kann gelten, zunächst ein Gerippe aus Tiefwurzlern wie Eiche, Forche, Esche und anderen zu schaffen, begleitet von Berg- oder Feldahorn, Hainbuche, Linde und unterbaut mit einer Vielzahl von Sträuchern, von denen nur Hasel, Weißdorn, Liguster, Schlehe, Holunder, Pfaffenhütchen, Heckenkirsche genannt sein mögen. Häufig bildet sich schon aus wenigen anfänglich gepflanzten Arten durch Zuwanderung oder Einschleppung durch Vögel eine bunte Vielfalt in wenigen Jahren aus.

Die Beseitigung von Sturmschäden, es darf hier an die Katastrophen der letzten Jahre im Oberland und in der Umgebung von Pforzheim erinnert werden, die Sicherung von Rutschhängen, die biologische Wildbachverbauung und vieles andere mehr gehören zu den Aufgaben der Landschaftspflege im Zusammenhang mit dem Wald. „Hilfe durch Grün“ sollte mehr als nur ein Schlagwort sein!

Der Wald hat, besonders an Steilhängen, eine wichtige Schutzfunktion im Gesamthaushalt einer Landschaft zu erfüllen. Man kann bei einer modernen Klassifizierung der Wälder nach Kirwald¹² zu einer

guten Abstufung in Schonwälder, Schutzwälder und Bannwälder kommen. Schonwälder, die in erster Linie zu Erholungszwecken dienen sollen, sind nach den Festsetzungen der jeweiligen Wirtschaftspläne zu behandeln, wobei auf eine möglichst vielfältige Gestaltung zu achten ist. Schutzwälder wirken auf Boden, Wasser und Klima, sie sind z. B. unentbehrlich als Frostschutz oberhalb von Weinberglagen oder für Wassergewinnungsgebiete. Bannwälder sollen von allen Eingriffen – Katastrophenfälle ausgenommen – frei bleiben und gestatten, die ungestörte Entwicklung zu verfolgen. Hier sind für die Zukunft noch wichtige Aufgaben zu erfüllen.

Landwirtschaftlich genutzte Flächen

Bis ins 18. Jahrhundert wurden auf den Äckern Feldfrüchte angebaut, die entweder von Natur aus vorhanden oder im Laufe der Jahrtausende eingewandert waren, z. B. Hafer, Gerste, Roggen, Dinkel, Lein und Kohlarten¹⁷. Durch die Kultivierung von Kartoffel, Klee, Lupine, Zuckerrübe, Mais erfolgte ein starker Wandel der Bodennutzung. Häufig entstanden an Stelle der früheren kleinen Äcker große zusammenhängende Flächen mit einer Feldfrucht. Diese Reinkulturen brachten an manchen Arten ein verstärktes Auftreten von Schädlingen mit sich und der gefährliche Kreislauf – Schädlinge – Bekämpfungsmittel – resistente Schädlingsarten – stärkere Bekämpfungsmittel begann, wobei besonders die „Unkräuter“ zu erwähnen sind. Welche Rezepte gibt es nun, um ein Übermaß an Giftstoffen in der Landschaft zu vermeiden?

Durch zweckmäßige Fruchtfolge ist eine biologische Unkraut-, Krankheits- und Schädlingsbekämpfung möglich. Eine gute Bodenbearbeitung bringt eine mechanische Bekämpfung von Unkräutern sowie eine Verminderung des Befalls mit Krankheiten und Schädlingen.

Auch eine richtige Spezialdüngung vermag viel zur Abwehr solcher Gefahren beizutragen, denn durch eine gute Ernährung werden die Abwehrkräfte der Kulturpflanzen gesteigert. Es gibt zudem Düngemittel, die gleichzeitig Unkräuter vernichten.

Schade ist freilich, daß das bunte Bild der Äcker mit Unkräutern fast aus unserer Landschaft verschwunden ist. Man müßte daran denken, in einigen Teilen unserer Heimat beispielhaft Äcker mit Rittersporn, Kornblume, Kornrade, Klatschmohn und manch anderen Blütenpflanzen neu anzulegen, nicht zuletzt, um Reservoirs zu erhalten, die für entsprechende Versuche zur Verfügung stehen.

Daß das Ackerland, und wenn es nur im Rahmen der

gesamten EWG betrachtet wird, auch in Zukunft eine überragende Rolle spielen wird, steht außer Zweifel. Ob allerdings eine vollständige Ausräumung der Landwirtschaft auf die Dauer optimale Erträge erbringen kann, das muß doch sehr kritisch überlegt werden. Beispiele aus Nordamerika und Südrussland sollten auch „Nur-Rechner“ genügend überzeugen können. Wind- und Wasser-Erosionen können ungehindert in einer völlig baum- und strauchfreien Landschaft wirken. Schutzpflanzungen an Stelle gerodeter Heckenreihen und Gebüschgruppen oder Feldgehölze brauchen viele Jahre, bis sie wirksamen Schutz bieten können. Nicht vergessen werden darf auch die Vernichtung aller Zufluchtsstätten für die vielen Tierarten – und die oft sprunghaft ansteigende Vermehrung von Mäusen, deren natürliche Feinde vertrieben wurden! In einer wald- und gewässerarmen Landschaft fallen weniger Niederschläge, der Schnee wird verweht, daraus ergibt sich eine geringere Wasserversorgung des Ackerlandes. Viel Wasser verdunstet auf diesen windausgesetzten Flächen unproduktiv und die Luftfeuchtigkeit ist insgesamt geringer.

Es sollten deshalb bei jeder Neuordnung der Landschaft im landwirtschaftlichen Bereich Vor- und Nachteile einer Vermehrung der Anbaufläche auf Kosten bisheriger Feldgehölz-, Gebüsch- und gewässerbegleitender Baumgruppen gegeneinander abgewogen werden. Zu einem guten Landschaftsbild der Zukunft gehört, schon aus landschaftsökologischen Erwägungen, eine Gliederung, eine abwechslungsreiche Gestaltung. Vieles wird sich noch verändern, aber manches kann durchaus erhalten werden als Zeugnis heutiger oder vergangener Wirtschaftsformen.

Das Grünland

Grünland ist in den meisten Fällen Halbkulturland, also unter dem Einfluß der menschlichen Bewirtschaftung entstanden, es verschwindet wieder und wird zu Wald, wenn der menschliche Einfluß aufhört¹⁸. Nur selten ist in Mitteleuropa ursprüngliches Grünland vorhanden, etwa in den Alpen, auf den sogenannten Urwiesen über der Baumgrenze in Höhen von über 1600–1800 m im Bereich der nördlichen Alpen. Auch am Meeresstrand findet sich eine baumfreie Zone, bedingt durch den Salzgehalt des Grundwassers. Ähnliches gilt für die Salzsteppen in Ungarn und in Osteuropa. Sümpfe, Wollgrasmoore, Schwingrasen über vorhandenen Seen können auch als ursprüngliches Grünland angesehen werden, doch beginnt hier schon, wie jeder Beobachter leicht erkennen kann, der Kampf zwischen Gräsern und Holzgewächsen. Manche Rutschhänge, besonders im Knollen-

mergel, Steilufer an Flußterrassen, Binnendünen, Schutthänge, Anschwemmland im Bereich großer Flüsse sind teilweise auch hierzu zu rechnen. Steppenheiden und Trockenrasen haben wohl von jeher baumfreie Stellen aufgewiesen, wahrscheinlich auch bestimmte Bereiche mächtiger Lößvorkommen, wie dies aus „begrabenen“ Humushorizonten als Steppenzeugnissen in der Umgebung von Fellbach deutlich hervorgeht. Zeitweilige Urwiesen können auch im Verlauf breiter Fluß- und Stromtäler aufgetreten sein, doch war hier stets mit einer gewissen Sukzession bis zu lichten Auwäldern zu rechnen.

Durch Waldrodung und Umbruch entstand also die Mehrzahl unserer heutigen Grünlandstandorte. Der Mensch der jüngeren Steinzeit trieb bereits Rinder, Schafe, Ziegen, Pferde und Schweine in die Wälder, wohl mit Vorliebe in Waldgesellschaften mit reichem Unterwuchs aus Sträuchern. Diese Waldweide, besonders in Eichen-Hainbuchen- und Eichen-Buchenhainen, wird in manchen Gegenden bis in unsere Zeit betrieben.

Durch Verbiß, Zertrampeln und Wühlen wurde allmählich der Unterwuchs vernichtet. Hinzu kamen die vielfältigen Holzentnahmen, die oft raubbauartig erfolgten und denen strenge Forstordnungen gegen das Ende des Mittelalters entgegenwirkten. Als Ergebnis solcher Waldweide entstanden holzarme, parkartige Flächen, wie wir sie etwa im „Irendorfer Hardt“ sehen können. Manche Holzarten haben sich dank ihrer natürlichen Abwehreinrichtungen wie Dornen, Stacheln, unangenehmer Geruch gegen den ständigen Verbiß gewehrt. Dazu zählen u. a. Wacholder, Weißdorn, Schlehe, Wildrosen, Ginster. Sie wurden besonders von den Schäfern lange Zeit hindurch dezimiert und breiten sich heute, nach dem Rückgang der Schafhaltung, sehr intensiv aus.

Große Rodungen aus Merowingischer Zeit, mit dem 7. Jahrhundert nach Christus beginnend, und spätere Landnahme bis in die Zeit der Hohenstaufen im 13. Jahrhundert erschlossen weite Gebiete einstiger Wälder für Grünland und Ackerbau. Oft erfolgte im Laufe des Mittelalters ein erneutes Vordringen des Waldes in Bereiche verlassener Siedlungen. Zeugnisse hierfür liegen in Form von Hochäckern in Wäldern Oberschwabens oder des Hohenloher Raumes vor.

Einen gewissen Fortschritt in der Ernährung des Viehs brachte die Heugewinnung, anfangs mit der Hand gerauft, später mit Sichel und Sense gewonnen, bis hin zu heutigen vollmechanisierten Geräten, die eine geschlossene „Futterkette“ bis in den Stall ermöglichen. Mit diesen Eingriffen verbunden war eine im-

mer zunehmende Veränderung des ursprünglichen Standortes, ein Eingriff in den Wasserhaushalt, eine Auslese all der Arten, die eine starke Düngung, besonders mit Stickstoff, ertragen. Klimatisch für Grünland besonders geeignete Landschaften, wie etwa das Westallgäuer Hügelland, ermöglichten eine Intensivierung der Viehhaltung, der Weide und der Futtergewinnung, aber es entstand eine gepflegte Landschaft. Scherzhaft stellte einer unserer oberschwäbischen Landräte einmal fest: „Bei uns im Allgäu beginnt der Naturschutz dort, wo die Güllenleitung aufhört!“

Häufig werden im Bereich des Grünlandes Regulierungen des Wasserstandes vorgenommen, Dränagen, zur Verbesserung der Standortverhältnisse. Sie ergeben zwangsläufig die Notwendigkeit des Ausbaus der Vorfluter, also häufig eine mehr oder weniger starre Begradigung, dies gilt besonders in früheren Jahrzehnten. Die natürliche Wasserrückhaltung im Boden wird vermindert, unterhalb ausgebauter Strecken treten in verstärktem Maße Überschwemmungen auf, die wiederum Rückhaltebecken, Kanalisierungen, Tieferlegungen des Bettes, Wehre, Stauwerke erfordern. Solche Eingriffe in den Wasserhaushalt der Landschaft sind fast immer irreversibel und bringen teilweise unbeabsichtigte und ungünstige Folgen. Die Auswirkung solcher Meliorationsmaßnahmen auf die Umgebung wird oft zu wenig beachtet. Deren Wasserversorgung wird nicht so verbessert, daß aus Grünland Ackerflächen werden könnten und der Vorteil einer möglichen Nutzung oft kleiner Flächen in Tal-lagen als Wiese oder Weide steht in keinem Verhältnis zum Minderertrag der übrigen Flächen. Wie bedauerlich ist zudem in der Landschaft das Verschwinden letzter Reste mäandrierender Bachläufe. Deshalb ist es notwendig, solche schönen Täler unter Landschaftsschutz zu stellen. Dies geschah bei uns im Lande beispielsweise im Tal der Großen Lauter und im Laucherttal. Allgemein ist aber zu fordern, daß vor allen Eingriffen in den Wasserhaushalt pflanzensoziologische und bodenkundliche Kartierungen vorgenommen werden, einerseits um den jetzigen Zustand festzuhalten und andererseits, um die Aussichten für eine Verbesserung des Standortes besser beurteilen zu können.

Weinbau

Im Mittelmeerraum war die Weinrebe als eine der ältesten Kulturpflanzen schon sehr früh in der Geschichte der Menschheit anzutreffen¹⁹. Über zwei Wege wurde sie vom Menschen nach Mitteleuropa



7. Weinberglandschaft im Keuper des Strombergs mit Hohenhaslach

Aufnahme Linck

gebracht, nämlich über den Balkan und längs der nordafrikanischen Küste über Spanien nach Frankreich. Schon die Etrusker betrieben ausgedehnten Weinbau. Im Gefolge der Römer wurde die Weinrebe in unserem Raum heimisch. Der Limes bildete im 3. Jahrhundert die Grenze des römischen Weinbaus nach Nordosten. Mit der Christianisierung erreichte die Weinrebe im 8. Jahrhundert Franken und die Tschechoslowakei, später auch die Gebiete im Norden, bis zur Nord- und Ostsee.

Durchschnittliche Jahrestemperaturen zwischen 8,5 und 14° Celsius sind die Voraussetzung für ein gutes Gedeihen. Dies mag z. T. auch erklären, warum gegen Ende des Mittelalters, als ein allgemeiner Rückgang der Temperaturen erfolgte, der Weinbau aus manchen Gebieten wieder verschwunden ist. Einen Beweis für die Klimaverhältnisse im Mittelalter liefert uns Konrad von Megenbergs Bericht von 1430, nach dem damals Heuschreckenschwärme von Ungarn her über Bamberg den Main abwärts bis zum Rhein vordrungen seien. Nach 1500 hörte man von solchen Heuschreckenschwärmen nichts mehr, dagegen werden Klagen laut über den Rückgang der Weinbauflächen und über schlechte Erträge und Qualitäten. Ein Relikt aus einer wärmeren Zeit ist heute noch in unserer Heimat, wenn auch selten, anzutreffen, z. B. am Spitzberg bei Tübingen, die blutrote Singzikade, ein Tier des Mittelmeerraumes.

Berghänge in Süd- und Westexposition waren und sind in unserem Raum bevorzugte Weinlagen wegen der günstigen kleinklimatischen Verhältnisse (Abb. 7). Otto Linck²⁰ hat uns in überaus anschaulicher Weise den vielfältigen Lebensraum des Weinbergs geschildert. Seine Klage über die neuerlichen Veränderungen im Weinbergraum²¹ sollte nicht ungehört bleiben. Groß sind die Umwandlungen, vom betriebstechnischen Standpunkt aus und auch wegen der Sicherheit der Erträge zweifellos richtig, aber wie sieht eine solche „umgelegte“ Weinbergfläche nachher aus? Wieviel Interessantes wird dabei vernichtet, wie groß sind die Gefahren für den Standort, denken wir nur an große Rutschungen planierter Flächen, die mit sehr hohen Kosten wieder befestigt werden müssen! Und wird nicht das „Eigengeschmäcke“ typischer guter Lagen ebenso nivelliert, abgerundet und „verlieblich“, wie der Boden selbst, auf dem der Wein wächst?

Die Steinriegel im Muschelkalkgebiet von Hohenlohe waren nicht allein deshalb entstanden, weil in jahrhundertlangem Fleiß der Weingärtner aus den Weinbergen Steine ausgelesen wurden, sondern auch wegen der „Betflaschen-Wirkung“, der Wärmespeicherung und Wärmeabgabe an die Weinstöcke. Heute versucht man durch Räuchern oder Beregnen die Frostgefahr auf den steinriegelfreien Flächen zu beseitigen. Es ist klar, daß eine große Fläche ohne Unterbrechun-

gen leichter und rationeller zu bewirtschaften ist, als die alten Weinberge mit Steinriegeln oder den vielen Mauern und Staffeln. Dennoch sollte, nicht zuletzt wegen des großen Geldaufwandes, sehr sorgfältig geprüft werden, ob sich ein solcher Einsatz überhaupt lohnt.

Mit Recht wird von Hans Breider¹⁹ darauf hingewiesen, daß Weinbau in mehr oder weniger abgeschlossenen Reservaten zwischen Spessart, Odenwald, Fichtelgebirge und Bayerischem Wald in sogenannten „ökologischen Nischen“ auch heute noch betrieben wird. Im 15. Jahrhundert soll es dort etwa 40 000 ha Weinberge gegeben haben, heute sind es nur noch 3 000 ha. Wald und Gebüsch bilden nicht allein Barrieren gegen Strahlungsfröste, also Kältemassen, die von der Hochfläche sonst abfließen würden, sondern umschließen auch seitlich die Weinberge und schützen sie so vor Windfrösten, naßkalten Winden und stärkerer Erosion. Leider verschwinden solche landschaftlich besonders reizvollen Lagen in unserer Heimat immer mehr.

Was ist von der Landschaftspflege zu tun, um das vertraute Bild der Weinberglandschaften auch für die Zukunft zu erhalten? Eine Umwandlung in moderne Weinberglagen wird man überall dort kaum verhindern können und letztlich auch nicht verhindern wollen, wo gute Erträge bester Qualität zu erwarten sind. Aber sollte es nicht möglich sein, „Weinberg-Naturschutzgebiete“ in bestimmten Gegenden, beson- mit „Hobby-Weingärtnern“ auszuweisen, um die so eigenartige Lebensgemeinschaft des Weinbergs zu erhalten?

Schlussfolgerungen

An den geschilderten Beispielen wird deutlich, welche großen Aufgaben für Naturschutz und Landschaftspflege heute und in Zukunft vorhanden sind. Wir alle haben die Pflicht, mitzuarbeiten an der Gestaltung des Bildes unserer Heimat. Vieles ist wert, bewahrt und gepflegt zu werden, manches Altvertraute und Wertvolle wird zwangsläufig verschwinden. Wie eine sinnvolle Planung aussehen soll, welche Mittel hierfür einzusetzen sind und welche große Verpflichtung alle Planenden gegenüber der Landschaft haben, soll in einem späteren Beitrag dargestellt werden.

¹ Helmut Schönmannsgruber, Natur, Freizeit und Erholung, Allg. Forstzeitschrift, 23. Jg., Nr. 39/1968, S. 682 bis 683. – ² Staatsminister Dr. Merk, Vortrag auf dem Deutschen Naturschutztag 1968, Straubing. – ³ Victor Westhoff, Die Bedeutung naturnaher Elemente in der Kulturlandschaft, in „Handbuch für Naturschutz und Landschaftspflege“, Band 2, 1968, S. 1–10. – ⁴ Felix von Hornstein, Wald und Menschen, 2. Auflage, Ravensburg, 1958. – ⁵ Heinz Ellenberg, Vegetation Mitteleuropas mit den Alpen, Stuttgart, 1963. – ⁶ Konrad Buchwald, Naturnahe und ihnen verwandte vom Menschen mitgeschaffene Elemente der Kulturlandschaft, in „Handbuch für Naturschutz und Landschaftspflege“, Band 2, 1968, S. 11–69. – ⁷ W. Roser, Vegetations- und Standortuntersuchungen im Weinbaugebiet der Muschelkalktäler Nord-Württembergs, Veröffentl. der Landesstelle für Naturschutz Baden-Württemberg, Heft 10, 1962. – ⁸ Helmut Schönmannsgruber, Württembergische Banngebiete, Schwäbische Heimat, Heft 4/1967, S. 210–225. – ⁹ Sabine Görs, Die Pflanzengesellschaften der Rebhänge, Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Band 3, Der Spitzberg bei Tübingen, S. 476 bis 534, Ludwigsburg 1966. – ¹⁰ Richard Lohrmann, Zur Erhaltung der Schafweiden auf der Schwäbischen Alb, Veröffentl. der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Baden-Württemberg, 24, 1956. – ¹¹ Karlhans Göttlich, Erläuterungen zur Moorkarte von Baden-Württemberg 1:50 000 Blatt L 7922, Saulgau, Landesvermessungsamt Stuttgart 1965. – ¹² Eduard Kirwald, Der Wald in „Handbuch für Naturschutz und Landschaftspflege“, Band 2, S. 82–136. – ¹³ Gerhard Schlenker, Zum Problem der Einordnung klimatischer Unterschiede in das System der Waldstandorte Baden-Württembergs, Mitt. Verein für Forstl. Standortkunde und Forstpflanzenzüchtung, Nr. 9/1960. – ¹⁴ Mitteilungen des Vereins für Forstliche Standortkunde und Forstpflanzenzüchtung Nr. 1–18, Eugen Ulmer, Stuttgart 1951–1968. – ¹⁵ Landesforstverwaltung Baden-Württemberg 1968, vielfarbige Karte der regionalen Gliederung, Maßstab 1:600 000. – ¹⁶ Helmut Schönmannsgruber, Pflegemaßnahmen in Naturschutzgebieten und geschützten Landschaftsteilen, Natur und Landschaft, 40, Heft 9, S. 172–173, 1965. – ¹⁷ Wilhelm Jabn-Deesbach, Das Ackerland im Landschaftshaushalt, in „Handbuch für Naturschutz und Landschaftspflege“, Band 2, S. 143 bis 176. – ¹⁸ Adolf Stählin, Das Grünland im Landschaftshaushalt, in „Handbuch für Naturschutz und Landschaftspflege“, Band 2, S. 176–202. – ¹⁹ Hans Breider, Der Weinbau in der Landschaft, in „Handbuch für Naturschutz und Landschaftspflege“, Band 2, S. 203 bis 220. – ²⁰ Otto Linck, Der Weinberg als Lebensraum, Öhringen 1954. – ²¹ Otto Linck, Muß am Ende unserer Historischen Weinberglandschaft eine reine „Rebensteppe“ stehen? Schwäbische Heimat 1965, Heft 3, S. 164–179. – ²² Paul Gerhard de Haas, Der Obstbau in der Landschaft, in „Handbuch für Naturschutz und Landschaftspflege“, Band 2, S. 220–229.



1. Eingang zur Juxkopf-Höhle

Aufnahme NWZ

Die Juxkopf-Höhle

ein Naturdenkmal im Wieslaufgebiet

Von Eugen Eisenhut

Im Welzheimer und Murrhardter Wald gibt es eine Reihe von Landschafts- und Pflanzenschutzgebieten sowie biologischen und geologischen Naturdenkmalen. Letztere liegen meist im Gebiet des Stubensandsteins, wobei sich besonders der Obere Stubensandstein durch bizarre Felsbildungen auszeichnet. Dabei sind höhlenartige Formen bekannt, die ihre Eigenart dem Gesteinscharakter, der Klüftung und der Arbeit rinnenden Wassers verdanken. Der Obere Stubensandstein zwischen Murr und Rems ist deshalb als „Höhlensandstein“ bezeichnet worden (3). Im folgenden wird ein neues Naturdenkmal behandelt, das in denselben Schichten liegt, jedoch ganz anderer Entstehung ist.

Nördlich von Rudersberg steigen über den flacheren, meist mit Obstbäumen bestandenen Gipskeuperflanken des Wieslaufbals die bewaldeten, steilen Halden des Sandsteinkeupers bis um 480 m über NN an. Dann gelangt man auf eine etwa 500 m breite, ackerbaulich genutzte, flach zum Juxberg ansteigende Ebene, eine schon sehr alte Landoberfläche (8). Über ihr erhebt sich die mit Eichenwald bestandene, weithin sichtbare Kuppe des Jux bis auf 496 m über NN. Von ihr aus genießt man eine lohnende Fernsicht auf die Waldberge und das Vorland

nach Südwesten, z. T. auch auf die Schwäbische Alb. Was die nicht mit dem bekannteren Juxer Kopf westlich des Lautertals zu verwechselnde Kuppe aber besonders interessant macht, ist eine ausgedehnte Höhle in ihrem Innern. Diese weist eine Länge von 25 m, eine Breite von 15 m und eine Höhe bis zu 6 m auf.

In der Umgegend hat man, wie in anderen Stubensandsteingebieten, früher viel Fegsand gewonnen zu Reinigungszwecken in Stube und Küche („Stubensand“). Er wurde von „Sandbauern“ mit Pferdewagen auch in die sandarmen Täler und Lößgebiete, ja z. T. bis Stuttgart transportiert und im Straßenhandel verkauft (7). Vorwiegend wurden dabei weichere, kaolinführende Sandsteinschichten mit nicht zu grobem Korn abgebaut. Waren solche Lagen an der Oberfläche nicht mehr zu gewinnen, so grub man immer mehr in die Tiefe und erzeugte schließlich am Juxkopf, ähnlich wie einst in Stuttgart am Bopser (1), sogar eine Höhle. Den Eingang zu ihr zeigt Abb. 1. Auf ihr sieht man auch, daß es sich um weichen Sandstein handelt, in welchen zahlreiche Besucher ihre Namen tief einritzen konnten. Der Abbau erfolgte zunächst entlang von Klüften, durch die eindringendes Sickerwasser und Wurzeln zur rascheren



2. Inneres der Höhle: Nordostecke mit Klüften und verschiedenen harten Schichten

Aufnahme NWZ

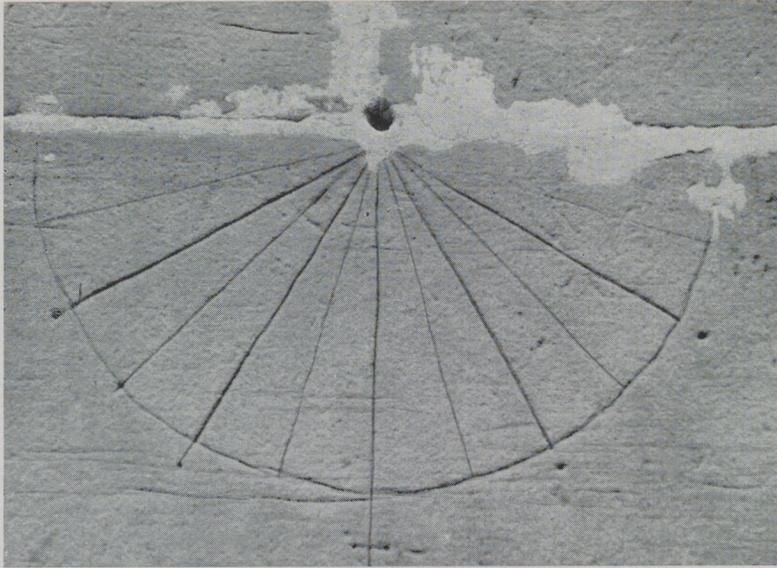
Verwitterung und Erweichung des Sandsteins beitragen und das Graben erleichterten. Schon an der Außenseite, noch mehr im Innern sieht man die zahlreichen, NS und OW sowie SW-NO und NW-SO verlaufenden Klüfte. Abb. 2 zeigt das Höhleninnere mit den verschiedenen harten Lagen und einzelnen Klüften.

Eine Reihe von Hinweisen spricht dafür, daß es sich bei der Juxhöhle ursprünglich um eine Gewinnungsstelle von Glassand handelte. Unweit der Höhle fließt am Südwestfuß des Juxkopfs der Glasofenbach zur Wieslauf. Sein nördlicher Talhang trägt das Gewann Glasofen. Der Sandstein links des Höhleneingangs führt zahlreiche, bis haselnußgroße Quarzgrauen, wie sie für Fegsand eher hinderlich, beim Glasschmelzen jedoch willkommen waren. Zwischen 1498 und 1537 befanden sich bei uns vielerorts Glashütten, so in Althütte und Steinbach bei Schöllhütte (5). Das 15. und 16. Jahrhundert galt geradezu als „Schwäbische Glasmacherzeit“ (6). Im Zusammenhang mit dem hangabwärts des Juxkopfs gelegenen Glasofen darf man auch die oben genannte, waldfreie Fläche um die Juxhöhle sehen. Denn das Glasschmelzen erforderte große Mengen von Holz, was oft zu Waldverwüstungen führte. So bestimmte eine alte Forstverordnung, es dürfe für Glashütten nicht Holz von der Ebene (d. h. von Orten mit günstiger Zufahrt) genommen werden, sondern „allein in den Klingen, Bergen und anderen dergleichen ungelegenen Orten, da das Holz zu verbrennen und sonst nicht mag von statten gebracht werden“ (4).

Im Oberen Stubensandstein reichern sich nicht nur grobe Quarze an, sondern er besitzt auch größtenteils kieseliges Bindemittel. Weiterhin zeigt sich der hohe

Quarzgehalt, die Grundlage der Glasindustrie, an den hier zahlreich auftretenden Kieselhölzern (9). Sichere Wirbeltierfunde wie im tieferen Teil sind aus dem Oberen Stubensandstein nicht bekannt (7). Auch Anzeichen von Kriechspuren und Pyritvorkommen (2) geben nur bescheidene Hinweise auf organisches Leben zur Entstehungszeit dieser Stubensandsteinschichten. Auf jeden Fall ist aber die Juxhöhle sowohl als seltene Möglichkeit des Einblicks ins Gestein (geologischer Aufschluß) wie als kulturgeschichtliches Denkmal wert, geschützt und sauber gehalten zu werden, nachdem ihr Inneres bereits z. T. als Abfallplatz diente.

Schrifttum: (1) E. Bader, Stuttgarter Berg- und Steinbruchbetriebe in alter Zeit. Veröff. Arch. Stadt Stuttgart 5, Stuttgart 1939. – (2) E. Eisenhut, Ein Pyritkristall im Stubensandstein. Jber. Mitt. oberrh. geol. Ver., N. F. 38, Stuttgart 1956. – (3) Ders., Stubensandstein und Obere Bunte Mergel in Nordost-Württemberg. Jber. Mitt. oberrh. geol. Ver., N. F. 40, Stuttgart 1958. – (4) K. Greiner, Die ehemalige Glasindustrie auf dem Mainhardter Wald. Heimatbuch Weinsberger Tal und Mainhardter Wald, Öhringen 1931, S. 154–170. – (5) Ders., Die ehemalige Glasindustrie auf dem Welzheimer Wald. Blätt. Welzh. Wald-Verein 7, Welzheim 1934. – (6) H. Kaupp, Von der Glasmacherei auf unserem Welzheimer Wald. Blätt. Welzh. Wald-Verein 12, 1934, 14, 1941, Welzheim 1934–1941. – (7) O. Linck, Vom Stubensandstein und vom Stubensand. Schwäbische Heimat 2, 1951. – (8) S. Müller, Grundzüge der Bodenbildung im württembergischen Keuperbergland. Mitt. Ver. Forstl. Standortskde. u. Forstpflanzenzücht. 11, S. 3–58, Stuttgart 1961. – (9) G. Zimmermann, Anatomische Untersuchungen an Kieselhölzern aus dem Stubensandstein Württembergs. Paläontographica 93 B, Stuttgart 1953.



1. Mittelalterliche Sonnenuhr Schloßkirche Winnenden, Mitte 14. Jahrhundert

Sonnenuhren im württembergischen Neckarraum

Von Hans Behrendt

Mit Aufnahmen des Verfassers

„Mach' es wie die Sonnenuhr, zähl' die heit'ren Stunden nur.“ Dieser Spruch mahnt uns in unserem getetzten Leben mit der Jagd nach Sekunden zur Besinnlichkeit und Ruhe. Lautlos gleitet das Bild des Schattenwerfers, von der lichtspendenden Sonne angetrieben, über das Zifferblatt der Sonnenuhr. Viele Zeugen dieser Art sind uns aus früheren Jahrhunderten erhalten geblieben. Manche hat der Zahn der Zeit schon stark zernagt. Die Sonnenuhren sterben nicht aus, wie man es bisweilen behauptet. Selbst in unserem nüchternen Zeitalter der hochentwickelten Technik entstehen immer wieder neue. Sie dienen jetzt mehr zur künstlerischen Gestaltung von Bauwerksfassaden oder Gartenanlagen. Nur die äußere Form hat sich gewandelt, ihre Seele jedoch ist die gleiche geblieben. Sie offenbart das Geheimnis der Sonne als ständige Lichtquelle auf Erden.

Keine Sonnenuhr gleicht der anderen. Jede ist in ihrer Gestalt ein Kunstwerk für sich; sie zeugt von dem Wesen des Menschen, der sie geschaffen hat, und von der Zeit, in der sie entstanden ist. Dem Histo-

riker bieten diese Uhren viele Vergleiche, dem Lichtbildner schenken sie dankbare Motive und dem Liebhaber geben sie Freude an der künstlerischen Gestaltung oder an der technischen Ausführung. Allen sind sie ein Denkmal der Heimatgeschichte, das Achtung vor den Meisterwerken gebietet. Sie sind es wert, daß wir uns einmal näher mit ihnen beschäftigen.

Über die Geschichte der Sonnenuhren und ihr Wesen der Zeitmeßkunst sind viele Bücher geschrieben worden. Im Rahmen der Heimatkunde zeige ich bemerkenswerte Sonnenuhren unserer Umgebung, ohne auf technische Einzelheiten näher einzugehen. So werde ich auf einem Streifzug durch den württembergischen Neckarraum in geschichtlicher Reihenfolge zu historischen und zu besonderen neuzeitlichen Sonnenuhren hinführen. Dadurch möchte ich das Verständnis an dieser Art von Uhren wecken, Anregungen zu eigenen Studien geben, das Suchen nach weiteren Standorten erleichtern und auf das Erhalten bedeutsamer historischer Sonnenuhren aufmerksam machen.

1. Forschungsarbeiten

Dieser Betrachtung muß ich die große Forschungsarbeit von Prof. Dr. Zinner aus Bamberg voranstellen. Er hat in vierzigjähriger Tätigkeit über 5000 Sonnenuhren aus dem 7. bis zum 18. Jahrhundert aufgesucht und kurz beschrieben in seinem Werk „Alte Sonnenuhren an europäischen Gebäuden“ [1]. Von diesen Uhren befinden sich rund 90 in Württemberg, 70 in Schwaben und 320 in Franken. Sein Buch, nach Orten gegliedert, hat mich auf zahlreiche Fundstellen hingewiesen und mir das zeitliche Einordnen wesentlich erleichtert.

Viele der aufgeführten Sonnenuhren sind nicht mehr vorhanden. Teils wurden sie durch Kriegseinwirkungen zerstört oder durch mangelndes Interesse entfernt. Einige finden wir noch auf alten Bildern. Andere sind inzwischen bereits stark verwittert. Bisweilen hat man auch alte Uhren in neuzeitlicher Form wiederhergestellt. Von den in Stein eingemeißelten Uhren überdauerte oft nur das Zifferblatt die Zeit, bei den aufgemalten Uhren dagegen ist die Farbe verblaßt oder der Verputz abgeblättert, jedoch der Schattenwerfer erhalten geblieben.

Für die geschichtliche Deutung der Bauwerke habe ich die erforderlichen Jahreszahlen in dem „Kunstreisebuch Neckarschwaben“ von Dr. Schahl gefunden [2]. Kleine Führer oder Sonderdrucke der einzelnen Kirchen gaben mir ebenfalls Hinweise über ihre Baugeschichte. Die technischen Formen und Geheimnisse der Zeitmessung enträtselte mir das Taschenbuch „Die Sonnenuhren“ von Loske [3]. In meiner Arbeit finden sich Hinweise auf über hundert Sonnenuhren. Diese Forschung soll noch auf ältere Sonnenuhren im ganzen schwäbischen Raum erweitert werden.

2. Mittelalterliche Sonnenuhren

Die ältesten noch vorhandenen Sonnenuhren sind die mittelalterlichen vertikalen Süduhren. In ihrer Heimat Südengland lassen sie sich bis in das 7. Jahrhundert nachweisen. Sie bestehen nur aus einem in Stein gemeißelten Halbkreis mit 4 bis 12 Sektoren und einem waagerechten Schattenstab. Sie tragen noch keine Stundenangaben, denn damals ging es nicht um die Bezeichnung der Tagesstunde, sondern um den Zeitpunkt für die Gottesdienste. Hauptsächlich die Benediktiner haben in ihren Klöstern Sonnenuhren entworfen und hergestellt. An sonnenlosen Tagen und in den Nachtstunden begnügte man sich mit Sand-, Wasser- und Öllampenuhren.

Im Neckarraum habe ich diese mittelalterlichen Uh-

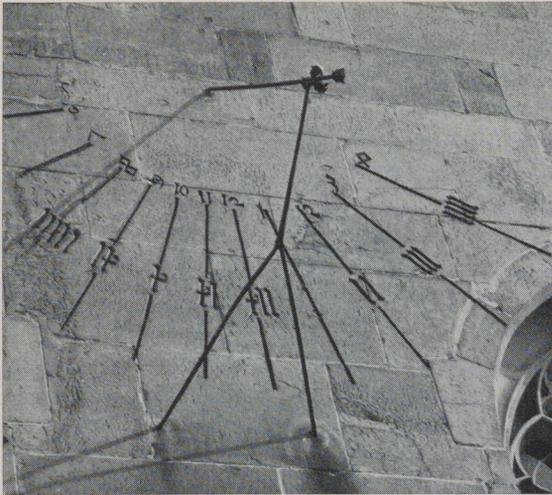
ren bisher nur an zwei Kirchen gefunden, an der Regiswindiskirche in Lauffen und an der Schloßkirche zu Winnenden. Eine weitere hat Zinner im Jahre 1936 am Turm der Pfarrkirche zu Rottweil entdeckt. Den jetzigen Zustand habe ich noch nicht feststellen können.

Auf einem Felsen am steilen Neckarufer überragt die Regiswindiskirche weithin sichtbar die Stadt *Lauffen*. Mit dem Kirchenbau wurde im Jahre 1227 begonnen, der Ostteil wurde 1293 vollendet und der Rohbau 1341 fertiggestellt [4]. An der Chorstrebe, ostwärts des „Ölberges“, befindet sich oben unter der Kappe eine sechsteilige mittelalterliche Sonnenuhr. Der Durchmesser des in den Stein eingemeißelten Halbkreises beträgt rund 50 cm. Die Pfeilerfront steht nicht genau nach Süden, sondern weicht um rund 20° von der Ostwestrichtung nach Norden ab. Nach der Baugeschichte der Kirche wird diese Uhr etwa um 1300 entstanden sein und als die älteste in Neckarschwaben gelten dürfen. An der gleichen Strebe finden wir 3,5 m hoch eine weitere sechsteilige Uhr. Etwas tiefer, in halber Höhe, ist noch eine dritte zwölfteilige Uhr zu erkennen mit einem Durchmesser von nur 17 cm. Diese wurde wahrscheinlich erst später in den Stein eingeritzt. Alle drei Uhren haben keinen Schattenwerfer mehr.

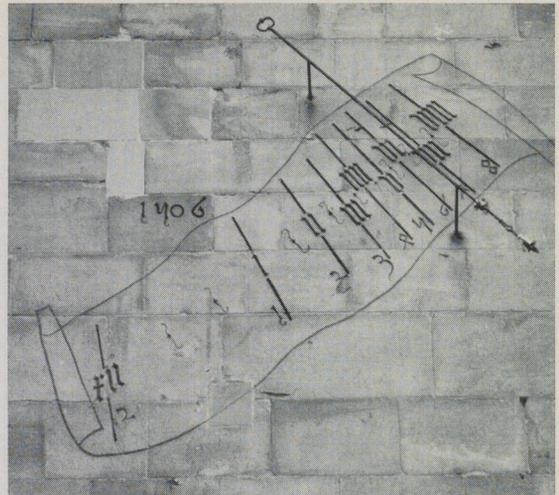
Südwestlich vom Stadtkern *Winnenden* liegt die Deutschordenskirche *Winnental*. Sie heißt jetzt Schloßkirche *Winnenden* und stammt aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts [2]. An der Südwand befindet sich neben der ostwärtigen Türe eine sechsteilige Sonnenuhr ohne Schattenwerfer (Abb. 1). Ihr Durchmesser beträgt 36 cm. Die Wand weicht um 10° nordwärts von der Ostwestrichtung ab. Mehrere Sektoren sind noch durch dünnere Radien unterteilt. Die senkrechte Mittagslinie zeigt unterhalb des Kreisbogens ein Kreuz, und einige Radien weisen Vertiefungen auf. In diese Löcher wurden wohl, wie bei den englischen Meßuhren, Stäbchen eingesteckt, um den Beginn der Gebetsübungen zu einem bestimmten Zeitpunkt besonders hervorzuheben. Die geringe Höhe von 2 m spricht für diese Annahme. Diese Uhr ist kunstvoller als die einfachen Uhren an der Regiswindiskirche und wird etwa um 1350 entstanden sein.

3. Neuzeitliche Vertikal-Sonnenuhren

Als die Räderuhren aufkamen, wurden an die Genauigkeit der Sonnenuhren höhere Ansprüche gestellt. Die astronomische Forschung verbesserte sie und richtete den Schattenwerfer parallel zur Erdachse aus. Der Schatten dieses Polstabes zeigt jetzt



2. Vertikale Sonnenuhr mit Polstab Regiswindiskirche Lauffen, 1506



3. Polare Westuhr Regiswindiskirche, 1506

die Tageszeit an den Stundenstrichen an. Die Stundenabschnitte sind ungleich. Die ältesten Sonnenuhren dieser Art stammen aus dem 15. Jahrhundert. Noch bis in das 19. Jahrhundert wurden die Räderuhren nach den Sonnenuhren gestellt, wobei folgende Zeitdifferenzen berücksichtigt werden müssen.

Der ungleichförmige Lauf der Sonne läßt sich nämlich nicht in eine gleichmäßige Zeigerbewegung der Räderuhr übertragen. Zu dieser Erkenntnis kam man erst, als Kepler sich von der Theorie der Kreisbewegung unserer Planeten löste. Wegen der unterschiedlichen Geschwindigkeit der Erde auf ihrer elliptischen Bahn um die Sonne und der Schiefe der Ekliptik ergeben sich zwischen der abgelesenen wahren Sonnenzeit und der mittleren Ortszeit Unterschiede, die bis zu einer Viertelstunde vor- und nachgehend anwachsen. Die einzelnen Werte für jeden Tag können aus den von den Astronomen ermittelten Kurven oder Tabellen der sogenannten Zeitgleichung entnommen werden [3]. Eine weitere Korrektur ergab sich am 1. April 1893, als alle öffentlichen Uhren in Deutschland aus verkehrstechnischen Gründen nach der mittleren Ortszeit des 15. Längengrades östlich von Greenwich gestellt werden mußten. Diese Differenz zur mitteleuropäischen Zonenzeit (MEZ) beträgt für Stuttgart rund — 23 Minuten, das bedeutet, daß die Sonne in Stuttgart erst um 12.23 Uhr im Süden steht, sofern die Zeitgleichung Null ist. Den weiteren Unterschied zur Sommerzeit, die im ersten Weltkrieg zum Ausnutzen des Tageslichtes angeordnet und später beibehalten wurde, brauchen wir heute nicht mehr zu beachten.

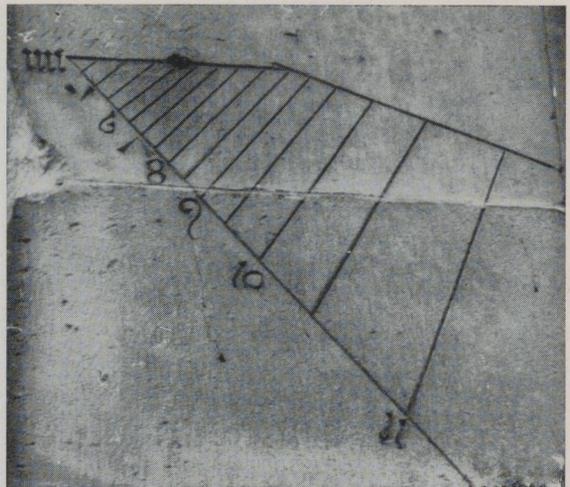
Bei den neuzeitlichen Sonnenuhren wurde anfangs das Zifferblatt ebenfalls in Stein eingemeißelt. Seit etwa Mitte des 15. Jahrhunderts finden wir auf Stein und Verputz gemalte Uhren. Die Süduhren sind am häufigsten anzutreffen. Außerdem gibt es polare Ost- und Westuhren, bei denen der Polstab parallel zur Wand liegt. Ebenso verlaufen hier die Stundenlinien entsprechend seinem Schatten. Je nach der Himmelsrichtung des Bauwerks treffen wir bisweilen Südwest- oder Südostuhren an. Norduhren mit entsprechend schräg nach oben gerichtetem Polstab und Eckuhren mit zwei Zifferblättern an der Gebäudekante habe ich nur einmal gefunden.

Wenden wir uns nun wieder zurück zur Regiswindiskirche in Lauffen, an der noch drei weitere Sonnenuhren vorhanden sind. In der Mitte der Längswand befindet sich eine prächtige Süduhr (Abb. 2). Die Stundenstriche mit den Zahlen sind sauber in das Mauerwerk eingemeißelt. Die verzierte Spitze des Polstabes wird von einer doppelfüßigen Strebe gehalten. Interessant ist es, die gotischen, arabischen und römischen Ziffern mit den heutigen Formen zu vergleichen. Man muß sie kennen, um Inschriften an alten Bauwerken zu deuten. Über der Uhr sind noch Spuren einer Inschrift zu sehen. Angaben über diesen Text konnte ich im Kirchenarchiv nicht erhalten. Am Giebel befindet sich eine kunstvolle Westuhr mit der Jahreszahl 1506 (Abb. 3). Ein geschwungenes Band trägt die fast parallel verlaufenden Stundenlinien mit den Punkten für die halben Stunden. Zwei gleich lange Stiele halten den verzierten Polstab. West- und Süduhr werden aus dem gleichen Jahre stammen und als die ältesten

in Gang befindlichen Sonnenuhren im Neckarraum anzusehen sein. Einfacher, aber älter, ist die Ostuhr an der Chorstrebe zum Neckar hin (Abb. 4). Die parallelen Stundenlinien reichen von 4 bis 11 Uhr. Am Schnittpunkt der 6-Uhr-Linie mit dem oberen Randstrich befindet sich ein Loch des verlorengegangenen Polstabs. Bei den kleinen Abmessungen dieser Uhr von rund 60 cm Breite wurde der Stab wohl nur von einem Stiel gehalten. Mit diesem Reichtum an ehrwürdigen Sonnenuhren darf die Regiswindiskirche den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, die ältesten Sonnenuhren dieser Gegend zu besitzen.

Auch an der Schloßkirche zu *Winnenden* sind noch weitere Sonnenuhren zu erwähnen, die laut Zinner aus dem 16. Jahrhundert stammen. Am Westende der Südwand sind auf einem Stein zahlreiche kurze Striche mit den Stundenzahlen von VII über 12 bis III Uhr eingemeißelt. Ferner finden wir am Ostende dieser Wand Spuren von weiteren Uhren. Alle diese Zeugen der Vergangenheit haben schon lange ihren Dienst aufgesagt und verträumen im Schatten der inzwischen herangewachsenen Bäume die Zeit.

Die spätromanische Stadtkirche St. Johannes in *Weinsberg* stammt aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts [5]. An der Südwand ist rechts neben dem westlichen Eingang im 15. oder 16. Jahrhundert eine Sonnenuhr eingemeißelt. Die römischen Stundenzahlen und Stundenlinien sind ungenau in den Stein eingeritzt. Die Zeit um 2.30 Uhr nachmittags wird außerhalb des Kreisbogens durch einen Haken gekennzeichnet. Der Polstab fehlt. Die Sonnenuhr auf einer schräg stehenden viereckigen Steinplatte aus dem 17. Jahrhundert an der Sakristei war



4. Ostuhr Regiswindiskirche, 15. Jahrhundert

1946 noch vorhanden. Sie ist jetzt durch eine neue große Süduhr abgelöst.

Die Nikolauskirche zu *Waiblingen* wurde 1488 erbaut. Hier ist noch eine solche viereckige Steinplatte mit einer Süduhr zu sehen. In der Ecke des Anbaues neben dem Torbogen zur Rems hin wurde sie angebracht. Die römischen Stundenzahlen sind in den Stein eingemeißelt. Der Polstab wird durch zwei Streben unterstützt.

Im Hof des Klosters *Bebenhausen* ist an dem Dachausbau über der Durchfahrt eine gemalte Süduhr aus dem Jahre 1570 zu finden (Abb. 6). Unter dem Polstab wurde noch eine Räderuhr eingebaut. Durch das Ineinanderfügen ist ein Vergleich möglich. Zur Zeit



5. Süduhr Stadtkirche Weinsberg, 16. Jahrhundert



6. Sonnen- mit Räderuhr Klosterhof Bebenhausen

der Aufnahme war die Räderuhr um 5.53 Uhr stehen geblieben, während die Sonne die wahre Zeit von 10.25 Uhr anzeigte. Dieser Vorfall ist ein Beweis für die Zuverlässigkeit der Sonnenuhren.

An der Kirche St. Michael zu *Schwäbisch Hall*, deren Langhaus 1430 bis 1456 erbaut wurde, befinden sich drei aufgemalte Süduhren. Die älteste am Turm stammt aus dem 16. Jahrhundert und zeigt in der Mitte des großen Zifferblattes einen Doppeladler. Der Polstab fehlt und die Farbe ist stark verbläßt. Die Spuren der mehrzeiligen Inschrift darunter lassen sich nur stellenweise entziffern. Den Ursprung der zweiten Uhr am Pfeiler der Südwand legt Zinner in das 17. Jahrhundert. Die neun Linien unter dem Zifferblatt dienen zur Angabe der Sonnenhöhe, sind aber erst später hinzugefügt. Der Polstab trägt an der Spitze eine Markierung. Über dem Zifferblatt ist ein Engelskopf aufgemalt. An der um 1700 am Chorpfeiler angebrachten Uhr dringt durch die verwitterte Farbe eine alte Bemalung durch, deren Stundenzahlen um etwa eine halbe Stunde verschoben sind. Da am Tage meines Besuches keine Sonne schien, konnte ich nicht feststellen, ob ein falsch ermittelter Wert der Zeitglei-

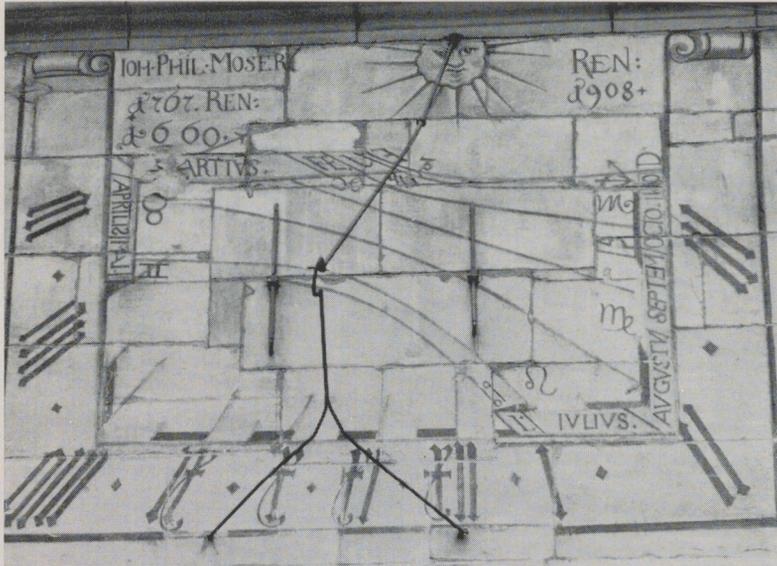
chung oder das Umstellen auf die MEZ als Ursache anzunehmen sind. Die Uhr trägt um den Polstab einen lateinischen Spruch und unter dem Zifferblatt einen vierzeiligen Vers. Auf die Inschriften gehe ich noch in Abschnitt 7 ein.

Am südlichen Querschiff der Klosterkirche zu *Ellwangen* ist eine große viereckige Süduhr mit Tierkreiskurven und Angaben der Tagesdauer aufgemalt. Sie trägt die Jahreszahl 1634, einen Spruch und zwei Wappen. Die vielen Kurven erwecken einen geheimnisvollen Eindruck und scheinen nicht mehr in die heutige Zeit zu passen, sie gehören aber zum Denken der damaligen Epoche.

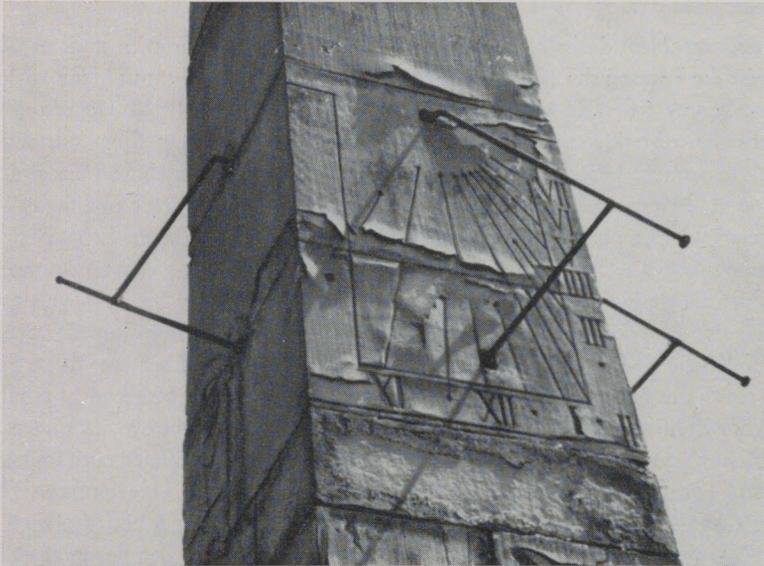
Nicht ganz so mystisch schaut die große aufgemalte Südostuhr an der Kirche zu *Schorndorf* aus. Sie stammt aus dem Jahre 1660 (Abb. 7). Es ist die einzige Uhr, die ich bisher mit dem Namen des Künstlers gefunden habe. Joh. Phil. Moser ist vielleicht mit dem Baumeister J. F. Moser verwandt, der 1769 den Chorturm in Großheppach erhöht hat. Der Name bezieht sich auf die Erneuerung im Jahre 1767. Die Kirche wurde 1658–60 aus einer dreischiffigen Halle in einen Saal verwandelt und 1767–68 in barocker Weise umgebaut [2]. So fügen sich die beiden Jahreszahlen gut in die Baugeschichte ein. Außer den Tierkreiskurven mit ihren Symbolen sind noch die Monatsnamen angeführt. Die Spitze des Polstabes ist ausgerundet, um das Schattenende besser in den Kurven erkennen zu können. Eine ähnliche Ausführung zeigt die Sonnenuhr an der Stiftskirche zu *Herrenberg* am Pfeiler rechts neben dem Eingang. Die Uhr trägt die Jahreszahl 1715, ihre Farbe ist schon stark verbläßt. Die gleiche Art sehen wir bei der Süduhr am östlichen Pfeiler der Stadtkirche zu *Cannstatt*. Der Polstab trägt in der Mitte eine Kugel als Markierung. Das Zifferblatt wurde jetzt in leuchtenden Farben erneuert.

Schlichter erscheint die auf Verputz gemalte Süduhr an der Pfarrkirche zu *Neckarrems* mit der Jahreszahl 1763. Die Farbe ist schon stark verwittert und der Polstab verbogen. Neben der XII-Uhr-Stundenlinie sind die Buchstaben M. L. angegeben, vermutlich die Initialen des Künstlers.

Eine ganz andere Ausführung finden wir an dem Brunnen auf dem Wirtschaftshof des Schlosses Monrepos bei *Ludwigsburg*. Der Obelisk trägt auf drei Seiten Sonnenuhren, deren Zifferblätter in den weichen Stein eingemeißelt sind und bereits abblättern (Abb. 8). Es ist hier deutlich zu erkennen, daß alle Polstäbe parallel verlaufen und deshalb der Polstab der Nordwestuhr schräg nach oben gerichtet sein muß. Die eiserne Brunnenplatte weist über dem Wap-



7. Süduhr Kirche Schorndorf

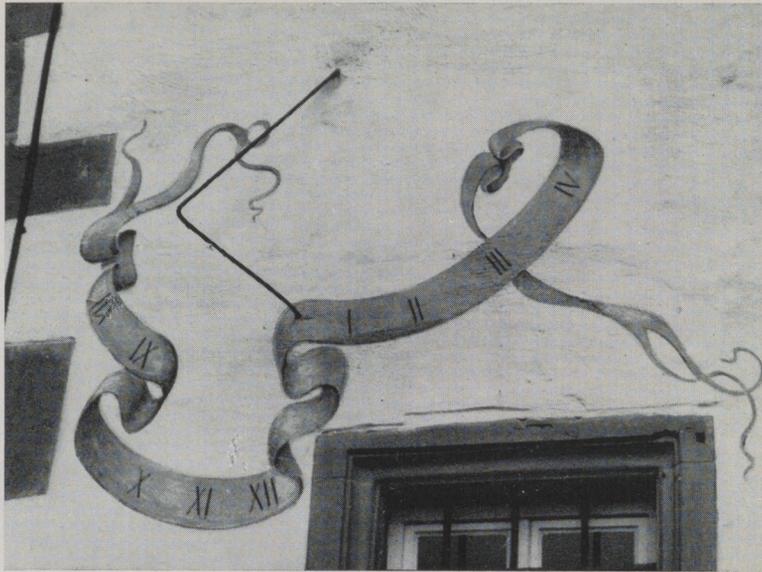


8. Brunnensäule mit drei Sonnenuhren Ludwigsburg-Monrepos, um 1760

pen die Jahreszahl 1748 auf. Nach der Baugeschichte des Schlosses ist der Wirtschaftshof erst im zweiten Abschnitt 1801–08 unter Thouret und Atzel erstellt worden [6]. Wahrscheinlich wurde der Brunnen bereits in der ersten Bauperiode 1755–62 zusammen mit dem Pferdestall errichtet und der Obelisk später aufgesetzt.

Eine weitere Gruppe ähnlich aussehender Süduhren läßt sich zeitlich schwer einordnen, da der Zusammenhang zur Baugeschichte ohne Angabe der Jahreszahlen fehlt. Die römischen Stundenzahlen sind

schlicht auf den Stein gemalt. Nach der Form der Ziffern zu urteilen, werden sie im 18. oder 19. Jahrhundert entstanden sein. Es handelt sich um die Uhren am Turm der romanischen Basilika St. Martin zu Neckartailfingen und St. Maria zu Faurndau. Die Bauwerke stammen aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Auch die schlichte Uhr an der im Jahre 1495 erstellten Kirche zu Deizisau dürfte gleichaltrig sein. Eine andere Reihe sehr farbenprächtiger Sonnenuhren wird wohl jünger sein und vermutlich ältere abgelöst haben. Diese Uhren sind in letzter Zeit



9. Süduhr Kirche Beihingen, 19. Jahrhundert

erneuert worden und strahlen deshalb im frohen Farbenglanz. Wieweit die Formen der älteren Uhren beibehalten wurden, konnte ich nicht ermitteln. Da ist die große Süduhr am achteckigen Schloßorturm im Kloster *Hirsau* zu nennen, geschmückt mit den Tierkreissymbolen und Planetengestalten. In sehr kräftigen Farben zeigt sich die einfache Süduhr am Fruchtspeicher der romanischen Klosterkirche zu *Denkendorf*. Ferner gehört die riesige viereckige Sonnenuhr an der Südwand der Pfarrkirche von *Beihingen* dazu. Am Turm der Kirche finden wir noch weitere Uhren, die ich hier gleich mit ansprechen möchte. Ein vielfach verschlungenes Zahlenband zeigt die Süduhr (Abb. 9). Sie ergibt eine gut gelungene Form, die Wandfläche über dem Fenster aufzulockern. Weiter sind an der Südwestecke des Turmes in einem Stein die Zahlen VII bis II Uhr eingemeißelt, anscheinend ein Versuch wie das Drittel eines Kreisringes an der Westseite.

Die prächtige Ecksonnenuhr am Kirchturm zu *Waldenburg* stammt wohl aus dem 19. Jahrhundert. Das Zahlenband der Ostuhr reicht von 4 bis 11 Uhr. An der Ecke schließt sich das große Zifferblatt der Süduhr an. Aus der Mitte der symbolischen Sonnenstrahlen entspringt der Polstab. Darunter wird der Mond in vier Phasen mit drei Sternen über dem Schatten der halben Erdkugel dargestellt. Auf dem Kirchturm in *Sülzbach* befinden sich am Dach neben dem Schallfenster zwei große Holztafeln, links eine Räderuhr und rechts eine Sonnenuhr. Diese Süduhr trägt einen riesigen Polstab.

Weitere Sonnenuhren in anderer Ausführung stammen wohl ebenfalls aus dem vorigen Jahrhundert. Die Stadtkirche in *Bad Liebenzell* zeigt eine große viereckige Süduhr in Stein mit römischen und arabischen Stundenzahlen. An der Pfarrkirche zu *Holzgerlingen* finden wir die Süduhr in Form eines Hausgiebels dargestellt. Der Polstab steckt in der flammenden Sonne, die das kreisförmige Zahlenband umschließt. Die Fläche bis zum wulstartigen Rand ist in Mosaik ausgelegt. Das Dreieck darüber enthält einen Spruch. Angaben über die ältere Sonnenuhr konnte ich aus dem Archiv bisher nicht erhalten. Die Sonnenuhr auf dem Pflerhof in *Tübingen* für die Zeit von VII bis II Uhr hat Zinner noch im Jahre 1946 gesehen. Jetzt ist sie durch eine einfache Holztafel mit den Stundenzahlen von 5 bis 15 ersetzt. Zum Schluß ist die Südwestuhr an der Brauerei zu *Neuenstein*, dem Schloß gegenüber, hervorzuheben. Das gemalte Zifferblatt mit Sonne und Mond ist schon stark verblaßt. Deutlich treten die arabischen Stundenzahlen hervor. Sie stehen so dicht zusammen, daß beim flüchtigen Hinsehen die Zahl 12 doppelt erscheint. Diese historischen Sonnenuhren strahlen noch die heilsame Ruhe ihrer Zeit aus und erinnern uns an die Geschichte versunkener Epochen.

4. Weitere alte Sonnenuhren

Zinner führt in seinem Werk noch weitere Sonnenuhren in Württemberg an. Diese konnte ich bisher nicht aufsuchen, um den jetzigen Zustand festzustellen.

len. Ich möchte sie hier jedoch aufzählen, um interessierte Leser zu eigenen Studien anzuregen.

14. Jahrhundert *Rottweil*, Pfarrkirche. Am Turm sechsteilige mittelalterliche Sonnenuhr auf runder Steinplatte eingemeißelt.

1477 *Alpirsbach*, Benediktinerkloster. Am Pfarrhaus, früherem Krankenhaus, viereckige Steinplatte mit eingemeißelter Süduhr und eisernem Polstab. Ferner an der Südwand des Klosters Sonnenuhr mit großem eisernem Polstab, der eine kugelförmige Verdickung trägt.

1533 *Biberach*, Mesnerhaus. Ehemalige Kapelle der Stadtkirche mit Süduhr.

1553 *Rottweil*, Rathaus mit Glasfensteruhr.

16. Jahrhundert *Ellwangen*, Wolfgangskirche. Am Pfeiler halbkreisförmige Süduhr. Darunter Spuren einer ähnlichen Uhr mit verwischter Inschrift.

16. Jahrhundert *Ofterdingen*, Kirche. Große gemalte Süduhr.

1600 *Oberjettingen*, Pfarrkirche. Am Turm viereckige gelbe Steinplatte mit eingemeißelter Süduhr.

17. Jahrhundert *Bubenorbis*, Kirche. Aufgemalte Südwestuhr.

1720 *Tieringen*, Kirche. Viereckige Süduhr. Nachbildung am Pfarrhaus.

1749 *Steinbach*, Kirche. Steinplatte mit Süduhr.

1752 *Balingen*, Pfarrkirche. Am Turm viereckige Südostuhr mit großem Polstab. Von Ph. M. Hahn?

1756 *Gärtringen*, Pfarrkirche. Steinplatte mit Süduhr.

1757 *Sigmaringen*, Pfarrkirche. Viereckige Verputzfläche einer Süduhr.

1772 *Calw*, Reichert-Haus. Viereckige rote Steinplatte mit Südostuhr.

1772 *Ottendorf*, Kirche. Eingemeißelte Westuhr mit Polstab.

18. Jahrhundert *Dettingen*, Kirche. Holzplatte mit Süduhr.

18. Jahrhundert *Tannau*, Kirche. Süduhr kaum erkennbar, mit Polstab.

1889 *Renningen*, Kirche. Viereckige hölzerne Süduhr.

Bartenstein, Schloßpark. Säulenwürfelsonnenuhr. Alter unbekannt.

5. Horizontal-Sonnenuhren

Bei dieser Betrachtung dürfen wir die kunstvollen Taschensonnenuhren nicht vergessen. Im Landesgewerbemuseum *Stuttgart* waren im Sommer 1967 bei der Abteilung „Räderlose Uhren“ 11 wertvolle Werke zu sehen. Diese Sammlung ist dem Landes-

museum übergeben worden, konnte jedoch noch nicht ausgestellt werden.

Die Bedeutung der Taschensonnenuhren ist daraus zu erkennen, daß in Nürnberg im Jahre 1533 sogar eine Zunft der Kompaßmacher gebildet wurde. Hauptbestandteil dieser Uhren ist nämlich ein Kompaß. Viele kostbare und kunstvolle Meisterstücke in den verschiedensten Ausführungen sind damals entstanden. Wird die Sonnenuhr nach der Sonne ausgerichtet, so zeigt die Magnetnadel die Zeit an. Bei einer anderen Art trägt die Magnetscheibe den Schattenwerfer (Abb. 10). Die Gehäuse sind aus Edelholz gedrechselt, aus Elfenbein geschnitzt oder aus kostbarem Metall hergestellt, oft mit den Kurven der Zeitgleichung verziert.

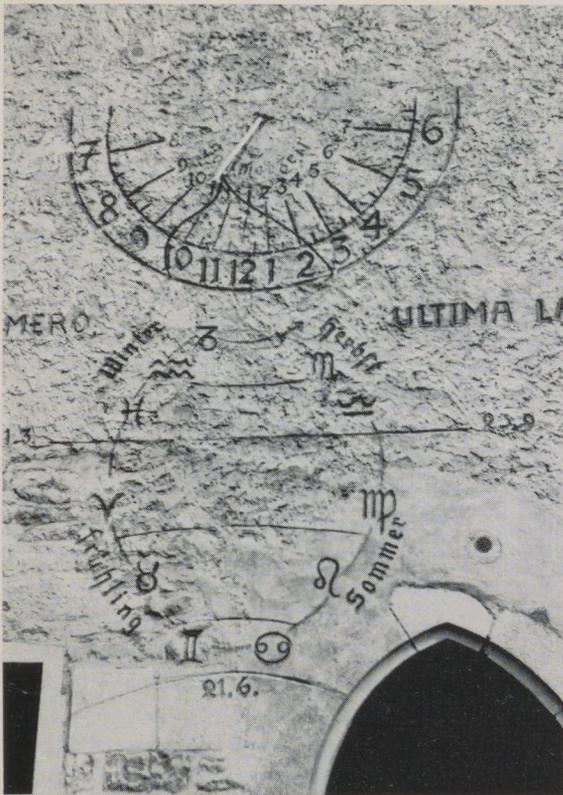
In dieser Sammlung ist noch die „Mittagskanone“ aus dem 18. Jahrhundert zu erwähnen. Diese mit einem Brennglas ausgerüstete Horizontal-Tischsonnenuhr löst im Augenblick des Sonnenhöchststandes einen Kanonenschlag aus. Die Linse läßt sich entsprechend der Sonnenhöhe in den einzelnen Jahreszeiten einstellen. Ein weiteres Exemplar befindet sich im Ludwigsburger Schloß.

Vergessen dürfen wir nicht die einfachste aller Sonnenuhren, die Beerensammleruhr. Diese kann sich jeder selbst herstellen [7]. Sie zeigt nur die Zeit von 1 Uhr mittags bis 7 Uhr abends an. Man bricht ein Reisig genau von der Länge des eigenen kleinen Fingers ab und steckt ihn senkrecht zur linken Hand-oberfläche zwischen den kleinen und den Ringfinger. Die Hände sind unter Abwinkeln der Daumen mit dem Handrücken nach oben zu halten. Man stellt sich dann so zur Sonne, daß der Schatten des Reisigs parallel zu den Knöcheln der Handrücken verläuft. Von

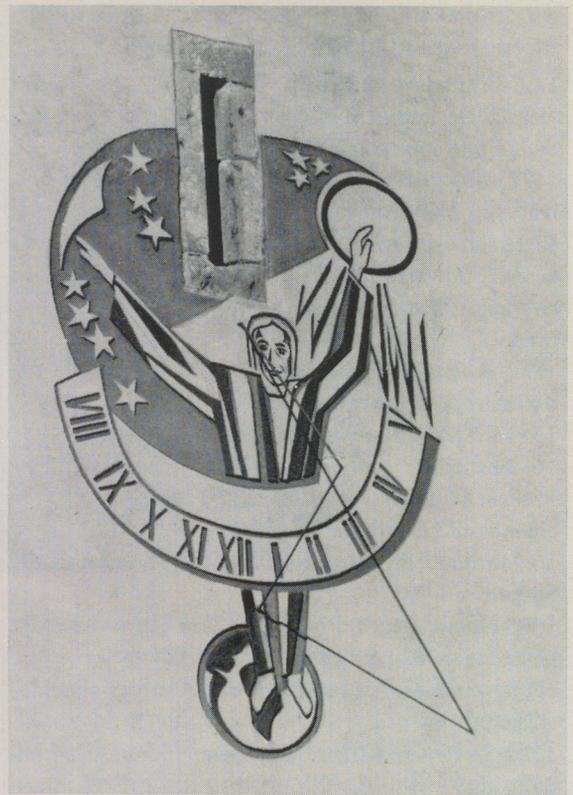


10. Kompaßsonnenuhr

Landesmuseum Stuttgart



11. Süduhr Friedhofskirche Bietigheim, 1951



12. Süduhr Stiftskirche Hildrizhausen

links nach rechts geben jetzt die Fingerzwischenräume die vollen Stunden von 1 bis 6 Uhr an. Das Ende des Schattens weist nun die Zeit. Dieses Verfahren ist nicht neu. Schon die alten Ägypter und Griechen haben die Schattenlänge ihres Körpers mit der eigenen Fußlänge gemessen und so die Zeit angegeben [3].

6. Sonnenuhren des 20. Jahrhunderts

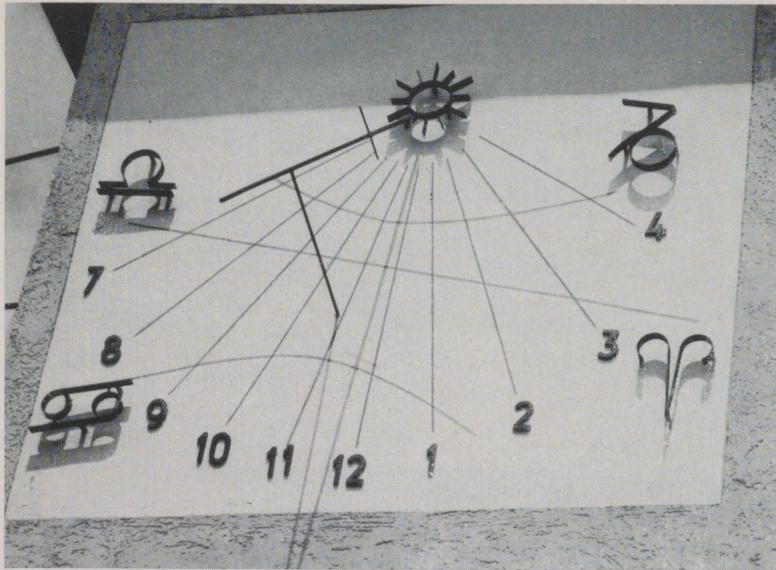
Bei den Sonnenuhren unseres Jahrhunderts steht die architektonische Wirkung im Vordergrund. Die Uhren werden zum Auflockern von Bauwerksfassaden angebracht oder zum Schmuck von Gartenanlagen aufgestellt. Die Bedeutung als Zeitmesser geht dabei nicht verloren, sie ist vielmehr eine willkommene Beigabe. Der Mensch will die Verbindung zur Natur nicht aufgeben. So ist ihm die Sonnenuhr ein geeignetes Mittel zur künstlerischen Gestaltung. Von den verschiedenen Möglichkeiten möchte ich jetzt einige Beispiele anführen.

Zuerst ist der Versuch zu nennen, das Aussehen einer älteren Kirche durch eine Sonnenuhr zu verbessern. Eine gelungene Ausführung zeigt die große Süduhr

an der Friedhofskirche zu *Bietigheim* (Abb. 11). Beim ersten Anblick könnte man sie für eine historische Sonnenuhr halten. Das in der Fensterbank eingemeißelte Datum nennt die Jahreszahlen 1945–51. In dem kleinen Halbkreis der Stundenzahlen wird noch die Sommerzeit angegeben. Unter dem Zifferblatt sehen wir einen Kalender mit den Tierkreiscurven und ihren Symbolen. Der Polstab trägt am Ende eine Lochscheibe zum Anzeigen des Sonnenstandes im Jahresablauf. Ein lateinischer Spruch unterstreicht das ehrwürdige Aussehen. In der anderen Fensterbank finden wir die Kurve der Zeitgleichung.

Bemerkenswert ist die Süduhr am Turm der romanischen Stiftskirche St. Nikodemus in *Hildrizhausen* (Abb. 12). Die Uhr wurde in dem heute wieder modern gewordenen Kratzputz ausgeführt und hebt sich gut von der weißen Wandfläche ab. Die viereckige Süduhr von 1954 am Turm der Burg *Liebenzell* ist in der gleichen Art erstellt.

Am Rathaus zu *Bernhausen* wurde die Süduhr einfach auf den Verputz gemalt. Im Kreis um die polstabhaltende Sonne sind die Tierkreisbilder aufge-



13. Süduhr Stuttgart-Degerloch



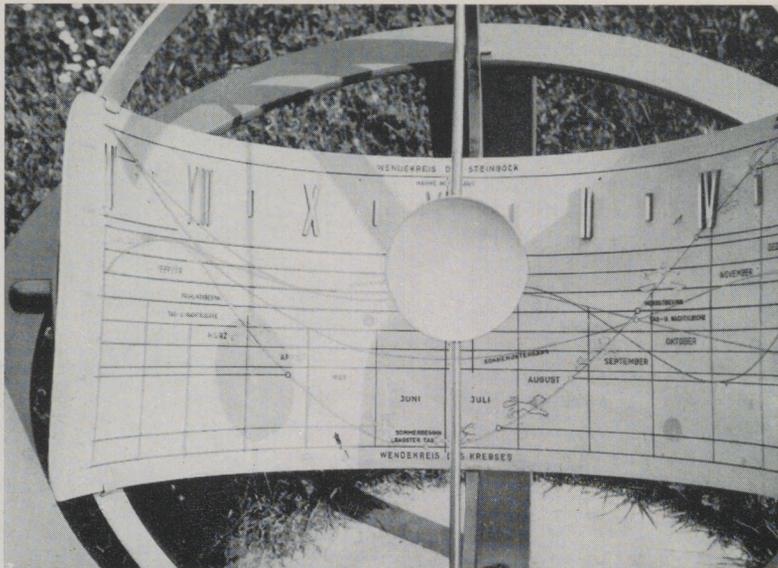
14. Südwestuhr Esslingen-Mettingen, 1950

zeigt. Das geschwungene Zahlenband trägt Gestalten des täglichen Lebens. Darunter steht ein Spruch.

Am alten Rathaus in *Kochendorf* genügt schon eine schlichte Holztafel mit einer farbigen Süduhr zum Schmuck des Fachwerkbauwerks. Die kleine Südwestuhr am Türmchen der Reuchlinquelle im Kurpark *Bad Liebenzell* darf hier nicht vergessen werden.

Für die künstlerische Gestaltung von Wohnhausfasaden werden Kunstschmiedearbeiten bevorzugt. In

Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 57, finden wir an der westlichen Hausecke eine Süduhr (Abb. 13). Die von der strahlenden Sonne ausgehenden Stundenlinien werden durch die drei Wendekreislinien Steinbock, Widder-Waage und Krebs gekreuzt. Der Polstab trägt ein Kreuz zum Kennzeichnen des Sonnenstandes im Jahresablauf. Diese Markierung erscheint im Schattenbild deutlicher als der Lichtpunkt einer Lochscheibe. Am Torpfosten finden wir sogar eine



15. Äquatorialsonnenuhr Universität Stuttgart, 1959

„Erläuterung zur Sonnenuhr“ mit der Kurve der Zeitgleichung ausgehängt.

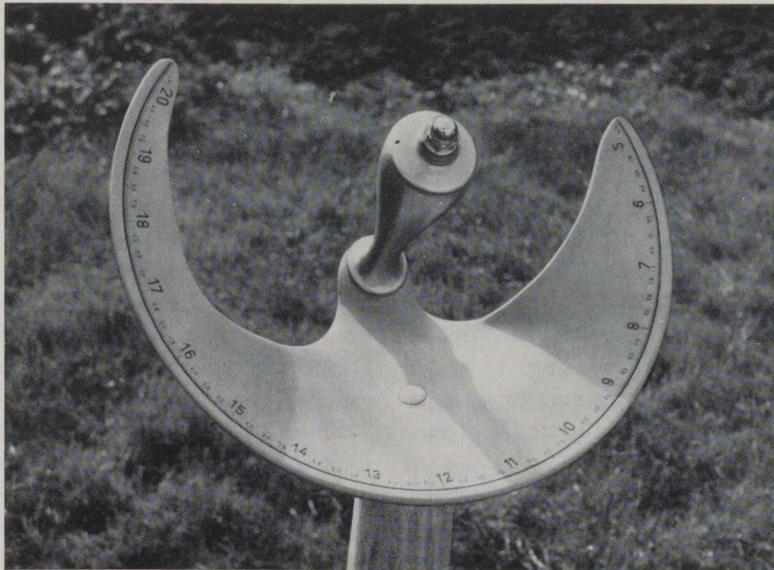
Bei der Südwestuhr in *Ludwigsburg-Oßweil*, Ecke Mendelssohn-Brucknerstraße umgeben die 12 Tierkreisgestalten den Polstab. Darunter sind die Stundenzahlen auf einem Lineal aufgereiht. Die schlichte Süduhr in der Heilbronner Straße zu *Gundelsheim* zeigt einen Spruch aus geschmiedeten Buchstaben. Die lachende Sonne der Süduhr am Schwimmbad der Berufsgenossenschaftlichen Klinik auf dem Schnarrenberg zu *Tübingen* und ihr Zahlenband sind in zwei Stücken geschmiedet. Ferner ist die kunstgefertigte farbige Südwestuhr am Hotel Sonne-Post in *Murrhardt* mit ihren symbolisierten Sonnenstrahlen bemerkenswert.

Bisweilen wird auch die Ausführung in Kratzputz gewählt. Der Wohnblockgiebel in *Esslingen-Mettingen*, Ecke Obertürkheimer-Weinstraße, zeigt die sinnvolle Darstellung einer Südwestuhr (Abb. 14). Die über dem Spruch sitzende Gestalt bildet einen Ruhepunkt in dem vorbeiflutenden Verkehr. Ferner läßt sich auch eine wirkungsvolle Darstellung in Mosaik erreichen. In *Esslingen*, Alleinstraße 3, beherrscht das Bild des drachentötenden Ritters die ganze Hausfront. Darüber sehen wir die Sonnenuhr mit Spruch und Jahreszahl 1950. Bereits eine auf dem Verputz aufgemalte Sonnenuhr mit einem sinnigen Motiv kann die architektonische Wirkung heben. Das zeigt der stolze Hahn „Am Sonnenhang“ in der Ehrenhalde 17 zu *Stuttgart*.

Für die künstlerische Gestaltung von Gartenanlagen werden freistehende Horizontalsonnenuhren auf liegenden Platten oder Äquatorialsonnenuhren verwendet. Diese erfassen den Sonnenablauf des ganzen Tages. Die Stundenangabe läuft hier wie bei den Räderuhren rechts herum, während sie bei den Vertikalsonnenuhren an senkrechten Wänden links herum geht.

Am Haupteingang zum Schloßpark in *Ludwigsburg* finden wir eine Horizontalsonnenuhr. Auf dem Steinisch ist eine Scheibe mit dem Lageplan der Gartenschau „Blühendes Barock“ angebracht. In dem Metallring am Rande sind die Stundenzahlen eingraviert. Eine fünfendige Hirschstange mit polwärts gerichteter Kante bildet den Schattenwerfer. Eine schlichte Äquatorialsonnenuhr steht vor dem Haus Silberpappelweg 29 in *Stuttgart-Degerloch*. Das Zifferblatt ist senkrecht zum Polstab angebracht. Die Stundenabschnitte sind gleich groß.

Ein wissenschaftliches Beispiel zeigt die Äquatorialsonnenuhr vor dem Uhrentechnischen Institut der Universität *Stuttgart*, Kanzleistraße 31 (Abb. 15). Dieses Werk ist ein Geschenk von Dr.-Ing. e. h. Helmut Junghans, Schramberg, und wurde im Jahre 1959 zur Einweihung des Institutes aufgestellt [8]. Das Zifferblatt befindet sich auf einem Zylinderausschnitt, in dessen Achse der Polstab verläuft. Die römischen Zahlen geben die Normalzeit an. Der Unterschied zur mittleren Ortszeit ist rechts neben der XII-Uhr-Stundenlinie bezeichnet. Die mittlere rote Kurve der



16. Präzisionssonnenuhr Bietigheim, 1962

Zeitgleichung kreuzt viermal die Äquatoriallinie. Das sind die Tage, an denen wahre Sonnenzeit und mittlere Ortszeit zusammenfallen. Den Maßstab bis zu ± 15 Minuten finden wir an der Mittagsstundenlinie. An den beiden gelben Kurven läßt sich die Zeit des Sonnenauf- und -unterganges ermitteln, deren Maßstäbe an den VI-Uhr-Stundenlinien aufgetragen sind. An der großen Kurve mit den Tierkreiszeichen zwischen den Wendekreisen des Steinbocks und des Krebses läßt sich der Stand der Sonne auf der Ekliptik ablesen, wenn die Bahn des von der Lochscheibe erzeugten Lichtpunktes diese Linie kreuzt. Die Abschnittsdaten sind rechts und links an den Rand herausgezogen.

Als besondere Leistung ist noch die neueste technische Errungenschaft auf dem Gebiete der Sonnenuhren zu nennen, die Schöpfung der „Präzisionssonnenuhr“. Diese führt die Umrechnung der zu berücksichtigenden Zeitunterschiede aus Zeitgleichung und Längengraddifferenz selbst durch und zeigt gleich die Normalzeit an. Ingenieur Bernhardt aus Bietigheim hat diesen genialen Gedanken in die Tat umgesetzt und das Ziel durch die besondere Form des Polstabes erreicht [9]. Es handelt sich um eine Horizontalsonnenuhr (Abb. 16). Der Schattenwerfer hat sich aus dem dünnen Stab in eine dicke Profilwalze verwandelt. Diese wird jeweils nach der Sommer- und Wintersonnenwende ausgewechselt. Das Zifferblatt hat einen Durchmesser von 50 cm. Ein schlanker Sockel trägt die Uhr.

Die Oberfläche des Zifferblattes ist so geneigt, daß die Sonne es auch beim Aufgang von oben her trifft. An dem Schnittpunkt der voreilenden Schattengrenze mit dem Zahlenring wird die Zeit abgelesen. Durch den niedrigen Stand der Sonne zur Zeit der Aufnahme erscheint der Schatten des dickeren Walzenfußes als Ausbeulung auf dem Zifferblatt. Die starke Krümmung am unteren Ende des Schattenwerfers ist erforderlich, um von Anfang Dezember bis zur Wintersonnenwende den Zeitunterschied von 11 Minuten auszugleichen. Mit immer tiefer stehender Sonne wandert diese Ausbuchtung bis zum Zahlenring und erreicht ihn am 21. Dezember. Ferner ist der Einfluß der geographischen Länge und Breite des jeweiligen Aufstellungsortes berücksichtigt sowie die unterschiedliche Lichtbrechung je nach Sonnenhöhe und das Verschieben der Schattengrenze bei gleicher Helligkeit der Sonne zu den einzelnen Jahreszeiten. Diese Sonnenuhr geht auf die Minute genau. Nur bei der Sonnenwende tritt ein Fehler bis zu zwei Minuten auf. Das ist eine Genauigkeit, die bisher noch von keiner Sonnenuhr erreicht wurde. Deshalb trägt sie ihren Namen „Präzisionssonnenuhr“ zu Recht.

Die erste dieser Uhren hat der Erfinder 1962 in seinem Garten aufgestellt. Weitere folgten 1964 in den Anlagen am Kienberg zu *Freudenstadt*, in den Uferanlagen bei der Enzbrücke zu *Bietigheim* und 1968 im Höhenpark auf dem Killesberg in Stuttgart. Zum Schluß darf nicht unerwähnt bleiben, daß es in

Stuttgart sogar einen Sonnenuhrweg gibt. Hoffentlich stellt die Stadtverwaltung dort noch eine Sonnenuhr auf.

7. Inschriften

Vergleichen wir einmal die Inschriften der einzelnen Sonnenuhren. Sie mahnen zur Besinnung und weisen von der gemessenen Zeit auf die letzte Stunde zum Eintritt in die Ewigkeit. Alles Zeitliche ist vergänglich!

Ellwangen, Kirche: Sicut umbra – fugit vita (Wie der Schatten – entflieht das Leben),

Bietigheim, Friedhofskirche: Horas numero – ultima latet (Ich zähle die Stunden – die letzte bleibt verborgen),

Esslingen, Alleestraße: Per aspera ad astra (Auf rauhen Wegen zu den Sternen),

Schwäbisch Hall, Kirche: Non sibi – sed tibi (Nicht für sich – sondern für dich),

All unsere Tage hier auf Erden / Den Schatten nur verglichen werden / Die Stunden die vergangen / Sind nicht mehr zu erlangen,

Holzgerlingen, Kirche: Unser Leben ist wie ein Schatten und ist kein Aufhalten,

Süßen, Kirche: Meine Zeit steht in Deinen Händen,

Esslingen-Mettingen, Weinstraße: Zeit und Ewigkeit,

Reutlingen, Joh.-Kepler-Gymnasium: Nütze die flüchtige Zeit – unwiderruflich enteilt sie,

Bernhausen, Rathaus: Das ganze Dasein ist ein Spiegel / Die Zeit vergeht mit raschen Flügeln,

Rosenstraße: Nütze die Zeit,

Gundelsheim, Heilbronner Straße: Gott schuf die Zeit / von Eile sagte er nichts.

8. Lehrmittel

Die meisten historischen Sonnenuhren finden wir an Kirchen und Klöstern, vereinzelte an Burgen und Schlössern oder an Rathäusern und Stadttoren, die neueren an Landhäusern oder in Parkanlagen. An den Barockkirchen sind kaum noch Sonnenuhren angebracht, die Architektur der heutigen Kirchenbauten hat sie ganz verdrängt.

In einem Bereich haben sich die Sonnenuhren noch zu wenig durchsetzen können, das sind die *Schulen*. Gibt es ein besseres und einfacheres Lehrmittel für die Himmelskunde als eine Sonnenuhr auf dem Schulhof? Daran läßt sich anschaulich der Unterschied zwischen wahrer, mittlerer Sonnenzeit und MEZ feststellen, die verschiedenen Schattenlängen im Sommer und Winter vergleichen und die Mittagslinie mit Zeitgleichung herleiten. Durch eigene Beobachtungen wird das Geheimnis der Himmelsmechanik am leicht-

esten ergründet. In einem Fall hat der Hausmeister eine Sonnenuhr mit einfachen Hilfsmitteln gebastelt und mit dem Stadtwappen geschmückt. Besser ist es, die Schüler dazu heranzuziehen. Dann sind sie mit Eifer dabei und führen die Beobachtungen mit größerer Freude durch. Sie werden dabei auch feststellen, daß die Genauigkeit einer Sonnenuhr von der richtigen Lage des Polstabes abhängt.

Vertikalsonnenuhren hängen für den Unterricht oft zu hoch. Die Ablesungen sind nicht deutlich zu erkennen. Für diesen Zweck sind Horizontalsonnenuhren besser geeignet. Die stabilste Ausführung ist eine eingravierte Metallplatte oder ein eingemeißelter Steintisch mit einem massiven Kantenschattenwerfer. Anschaulicher wird noch der Vergleich von mehreren Sonnenuhren verschiedener Systeme. So läßt sich der Erfindergeist zu neuen Aufgaben und Lösungen anregen.

An Schulen habe ich nur wenige Sonnenuhren gefunden. Bei diesen kommt es meist auch mehr auf den Schmuck als auf das Lehrmittel an. An der Waldorfschule Kräherwald zu *Stuttgart* ist die dreigeschossige Putzwandfläche mit einer riesigen Südwestuhr versehen. Die langen Stundenlinien kreuzen die Tierkreisurven. Der Polstab trägt an der Spitze einen Knauf. Bei dem Joh.-Kepler-Gymnasium zu *Reutlingen* befindet sich die aufgemalte Südostuhr in einer Mauernische. Der Polstab fehlt. Für den Nachmittag geht die Unterteilung der Zeit sogar auf Viertelstunden. Das Zifferblatt zeigt wild galoppierende Rosse zwischen Wolken und Gestirnen. Im Halbkreis dazwischen schlingt sich das Zahlenband mit einem Spruch an den Enden. Seitlich wird das Ganze durch die Tierkreisbilder eingerahmt. Die Südwestuhr an der Schule zu *Waldenbuch* zeigt eine Kunstschmiedearbeit. Die als Stäbe ausgebildeten Stundenlinien werfen ebenfalls einen Schatten. Zuletzt habe ich ein erstrebenswertes Beispiel zu nennen. Auf dem Hof der Realschule bei der Tullauer Höhe zu *Schwäbisch Hall* wurde im November 1968 eine Sonnenuhr aufgestellt.

9. Denkmalpflege

Mein besonderes Anliegen ist es, auf die Rettung bedeutsamer historischer Sonnenuhren hinzuweisen. Es sollte nicht unterlassen werden, die Zeugen der Heimatgeschichte zu erhalten und möglichst in der alten Form wiederherzustellen. Einige dieser alten Veteranen möchte ich hier noch einmal würdigen, bevor sie ganz in Vergessenheit geraten.

Nach dem Aufkommen der verbesserten Sonnenuhren mit Polstab haben die mittelalterlichen für das bür-

gerliche Leben keine Bedeutung mehr gehabt. Ihre Instandsetzung unterblieb, und die Schattenwerfer gingen verloren. Nur der guten Steinmetzarbeit ist es zu verdanken, daß ihre Spuren erhalten geblieben sind.

Besonders schlimm steht es um die Reste der Sonnenuhren aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Am Südturm der Stiftskirche zu *Stuttgart* finden wir rechts neben dem Fenster des 5. Geschosses die Jahreszahl 1466. Erst beim eingehenden Betrachten sind die Spuren von Stundenstrichen und Zahlen zu erkennen. Das Erdgeschoß dieses Turmes mit Läutekapelle und Stiftergrabmal ist der älteste Teil der Kirche [11]. Nach Fertigstellung des Hauptbaues folgte 1463 die hohe Glockenstube mit Plattform und aufgesetzter Wohnung des Hochwächters. Aus dieser Zeit stammt die Sonnenuhr. Durch das Abweichen der Wand um 45° von der Ostwestrichtung wird sie die Zeit von 4 bis 14 Uhr erfaßt haben. Es handelt sich hier um eine der ältesten Sonnenuhren in Württemberg. Hoffentlich gibt es noch Bilder, auf denen diese ehrwürdige Uhr zu sehen ist.

An der Ritterstiftskirche St. Peter zu *Wimpfen im Tal* finden wir am Pfeiler ostwärts des Südportals, das um 1280 erstellt wurde, den Rest einer Süduhr mit Zahlenband und Polstab [12]. Am gleichen Pfeiler erkennen wir noch Spuren einer aufgemalten Ostuhr. Beide Uhren stammen wohl aus dem 16. Jahrhundert. Weiter ostwärts befindet sich etwas höher ein waagerechter Schattenstab mit Andeutungen einer Süduhr aus dem 15. Jahrhundert. Diese Überreste zeigt auch das Bild der 24. Woche im Schwabenkalender 1968. An der Stiftskirche in *Tübingen* ist die Süduhr auf der runden Steinplatte aus dem 15. Jahrhundert verschwunden. Eine leere Platte zeugt noch von der Stelle. Im Kloster *Bebenhausen* befindet sich am Südostpfeiler der Kirche eine Sonnenuhr mit Polstab, die wohl 1512 angebracht wurde. Zinner hat die eingemeißelten Stundenlinien mit Resten des bandförmigen Zifferblattes 1946 gefunden. Zur Zeit ist diese Uhr durch ein Baugerüst verdeckt, aus dem die Spitze des Polstabes herausragt. Die halbkreisförmige Süduhr an der Frauenkirche zu *Esslingen* mit dem verblaßten Zifferblatt ist ebenfalls durch ein Baugerüst verdeckt.

Ferner ist an einigen bedeutsamen Bauwerken nur noch der Polstab erhalten: im Kloster *Maulbronn* am Fruchtspeicher von 1581, am Jagdschloß von 1588 und in *Esslingen* an der Dominikanerkirche St. Paul. An der Pfarrkirche in *Wimpfen am Berg* hat Zinner 1938 am Südturm den Rest einer Süduhr mit einem großen Polstab und den Polstab einer Ostuhr mit

sehr verwitterten Figuren festgestellt. Im Januar 1967 habe ich noch einen Polstab gesehen, der jetzt bei den Anstricharbeiten verschwunden ist.

So geht ein Zeuge der Heimatgeschichte nach dem anderen der Nachwelt verloren. „*Morituri te salutant*“ (Die dem Tode Geweihten grüßen dich).

10. Heimatgeschichte

Zwischen dem Entstehen der ältesten und jüngsten hier beschriebenen Uhren liegt eine Spanne von über 600 Jahren. Die Zeit hat Landschaft und Menschen gewandelt. Das Wesen der Sonnenuhren hat sich nicht geändert. Viele sind verlorengegangen, immer neue entstehen und zeugen von dem Geist ihrer Schöpfer.

Zinner hat zahlreiche historische Sonnenuhren aufgezeigt, doch manche ist ihm verborgen geblieben, die ich finden konnte. Aber abseits der Verkehrswege, in stillen Winkeln versteckt, sind noch bemerkenswerte Sonnenuhren vorhanden, die nur die Einheimischen kennen. Auch alte Bilder und Aufzeichnungen von nicht mehr vorhandenen Sonnenuhren schlummern in Sammlungen oder werden im Privatbesitz sorgsam behütet. An dieses verborgene Wissen möchte ich meine Bitte richten, bei dem Suchen nach Sonnenuhren und dem Deuten ihrer Entstehung mitzuwirken. Diese Kenntnisse weiterzuleiten, einem größeren Kreis bekanntgeben und so der Vergessenheit entreißen, das ist Dienst an der Heimatgeschichte.

Quellen

- [1] Ernst Zinner, *Alte Sonnenuhren an europäischen Gebäuden*, Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 1964. – [2] Adolf Schahl, *Kunstabreviar Neckarschwaben*, Verlag Adolf Bonz & Co., Stuttgart 1966. – [3] Lothar M. Loske, *Die Sonnenuhren*, Springer Verlag, Berlin 1959. – [4] *Kleiner Kunstführer Nr. 783: Regiswindiskirche Lauffen am Neckar*, Verlag Schnell und Steiner, München 1963. – [5] *Kirchenführer: Die Weinsberger Stadtkirche (Sonderdruck)*. – [6] *Große Baudenkmäler, Heft 174: Monrepos*, Deutscher Kunstverlag, München 1965. – [7] Friedrich Heinz Schmidt, *Beerensammleruhr*, Heimatbeilage der *Nagolder Zeitung*, Juli 1951. – [8] Prof. Dr. Glaser, Stuttgart: *Die Sonnenuhr des Stuttgarter Uhreninstituts*, *Neue Uhrmacherzeitung*, Ulm, vom 31. 12. 1963. – [9] Ing. Martin Bernhardt, *Bietigheim*, Beschreibung der Präzisionssonnenuhr, *Eigener Umdruck* 1966. – [10] *Stuttgarter Nachrichten*, 7. 10. 1966: *Moderne Sonnenuhr geht auf 5 Sekunden genau*; 1. 8. 1968: *Die Sonne in Minuten gezählt – Das Werk eines schwäbischen Tüftlers auf dem Killesberg*. – [11] Georg Kopp, *Theo Sorg: Die Stiftskirche in Stuttgart*, Kirchenführer 1967. – [12] Fritz Arens, Reinhold Bührlen: *Die Kunstdenkmäler in Wimpfen am Neckar*, Verlag Schmidt & Co., Mainz 1964.

Zuschriften erbeten an:

Dipl.-Ing. Hans Behrendt, 7000 Stuttgart-Hoffeld, Zauwiesen 62.

Hans Buß

Von Adolf Schabl

Die noch im Gang befindliche Erneuerung der Nürtinger Laurentiuskirche (Abb. 1, 2) hat die Bestätigung dafür erbracht, daß wir in die Liste der spätgotischen Baumeister unseres Landes endgültig den Namen des Hans Buß aufnehmen dürfen. Am Chorgewölbe dieser Kirche traten zwei gemalte Meisterschilde zutage, von denen der eine in Frickenhausen und Schlaitdorf wiederkehrt, zusammen mit den in spätgotischer Minuskel geschriebenen Buchstaben h-b. Es ist somit derselbe Meister, der hier wie dort arbeitete. Das Verding aber über die Erbauung von Kirchhofmauer, Chor und Sakristei der Nürtinger Laurentiuskirche im Stadtarchiv von Nürtingen erlaubt es, diese Buchstaben und jene Zeichen eindeutig dem Hans Buß zuzuweisen¹.

Der Wortlaut des Verdings ist: „Item maister Hans Buß sol all arbeit thon was aynen Stainmezel oder mauer mit dem Hamer und der kellen heraischt und soll haben die offerknecht uff sin Ion und costen und so man zuig sezen will soll maister Hans Buß alwegen selbs dasein oder ainen andern an sein statt stellen damit er nachmals nit sagen kind der zuig sey verdörpt und soll darzu maister Hans Ensinger stain howen wie man sie hon mag ungeverlich.

Item zu sollichem Bw soll man im geben und antwurten allen den zuig uff die hoffstat und darzu stäheln und spizen das Hauptgeschir.

Dargegen sol man im och geben nach anzal des Bws und gescheffts alwegen uff den Buw gelt geben und umb sollich sein erbait und dißes verding sol man im geben 260 fl Reinischer guter genemer diß Landes werung und soll maister Hanns Buß sollichen Buw in funff Jaren dennechsten nachainander ußberaiten und weren.

Nemlich des ersten Jars sol er machen und ußberaiten die Rinckmauren umb den kirchoff und so das beschicht sol man im geben 20 fl.

Item des andern Jars sol maister Hanns Buß machen am Chor den schraghsymßen und den kapfsymßen und die Sacristy gantz ußberaiten mit der Creuz Ryhung wie underm thurn ist und sich gepurt daruff soll man im geben 30 fl.

Item des dritten Jars sol maister Hanns ußmachen und legen den Tachsymßen und die fienster stellen und ußberaiten wie dan obstet. Daruff soll man im abermals geben 30 fl.

Item in den zway lezsten Jahren soll maister Hanns den Chor wölben mit ayner Ryhung wie im dan die selbig furgehalten wirt und also dem verding nach den buw ganz beraiten ußmachen und weren.“

Die Überschrift lautet: „Verding deß Chors und Sacristej der Kirchen“; an anderer Stelle steht mit gleicher Schrift: „Verding deß Chors unnd der Sacristej 1505“. Die Ziffer 0 ist freilich undeutlich geschrieben und gleicht mehr einem kurzen dicken Schrägstrich, der sich jedoch deutlich von der Ziffer 1 unterscheidet. Eine Abschrift des 18. Jahrhunderts hat denn auch dem Text die Jahreszahl 1505 hinzugefügt.

Hiernach führte Hans Buß 1505 die Ringmauer um den Kirchhof auf, 1506 den Chor einschließlich Sockel- und Fenstergesims, dazu die Sakristei – diese sollte ein Kreuzgewölbe erhalten, wie es sich heute noch im Turmerdgeschöß befindet –, 1507 den Chor bis zum Dachsim einschließlich der Fenster; 1508–09 hatte er das Chorgewölbe einzusetzen und den Bau fertigzumachen. Dafür erhielt er 260 rheinische Gulden. Er hatte die Opferknechte zu besolden; nach dem Schwäbischen Wörterbuch von Fischer sind dies im Hochbau tätige Knechte. Das Wort „Zuig“ oder Zeug bedeutet den Mörtel; nach der Kastenrechnung der Weilheimer Peterskirche von 1557/60 müssen beispielsweise Tagelöhner Zeug machen und von einem „Peter Maurer“ wird geschrieben, er habe für jeden Scheffel „Kalch und Zeug anzusezen“ 3 Kreuzer erhalten (vgl. auch das genannte Schwäbische Wörterbuch). Schließlich wird dem Hans Buß das Werkzeug instand gehalten.

Dieses Bauprogramm setzt eine größere Zahl von Mitarbeitern voraus. Unter ihnen wird Hans Ensinger genannt. Es ist nicht unmöglich, daß dieser mit der großen Baumeisterfamilie der Ensinger verwandt ist, die sich nach Oberensingen bei Nürtingen nennt. Förderten doch die hier befindlichen Stubensandsteinbrüche, die noch 1475 in 12 Gruben ausgebeutet wurden, die Bildung des standortgebundenen Berufes des Steinmetzen. Darf man unserem Hans Ensinger den Meisterschild geben, der sich an der Seite des Schildes von Hans Buß an das Chorgewölbe angemalt findet?

Das Zeichen in diesem Schild hat eine ungewöhnliche Form. Man braucht es jedoch nur auf den Kopf zu



1. Nürtingen, Laurentiuskirche von Südosten

Aufnahme Stotz

stellen, und sogleich eröffnen sich bekannte Zusammenhänge. Es gehört einem engeren Mitarbeiter des Uracher Meisters Peter von Koblenz, dessen Schild wir – seitenverkehrt, weil dem des Peter von Koblenz zugewandt –, am Chorgewölbe der Uracher Amanduskirche und in einer wenig abweichenden Form am Chorgewölbe der ev. Pfarrkirche in Dettingen a. d. Erms sowie am Gewölbe der Sakristei in Heutingsheim finden. Auch der Meisterschild am Chorgewölbe der Eltinger Pfarrkirche des Peter von Koblenz, der in Gerlingen wiederkehrt, ist mit dem unseren verwandt. Wie freilich soll man es sich erklären, daß das Nürtinger Zeichen auf dem Kopf steht? Die „Stür-

zung“ eines Wappens bedeutet in der Sprache der Heraldik, daß der Wappeneigner als Letzter seines Geschlechtes verstarb. Zwar ist der Nürtinger Schild nicht gestürzt, es könnte jedoch die Stellung des Zeichens innerhalb des Schildes ähnliches besagen und sei es nur, daß der Gemeinde als verstorben bedeutet werden sollte. Die Tatsache, daß jene Figur nicht nur auf dem Kopf steht, sondern dem Schild des Hans Buß leicht zugeneigt ist, vermöchte ein Zuordnungsverhältnis in dem Sinne zu bezeichnen, daß Hans Buß als der Hauptmeister aufzufassen ist. Dem entspräche, daß der Schild von Hans Buß heraldisch an der vornehmeren Stelle, „vorn“ oder heraldisch rechts (vom



2. Nürtingen, Laurentiuskirche, Inneres gegen Osten (vor der Erneuerung)

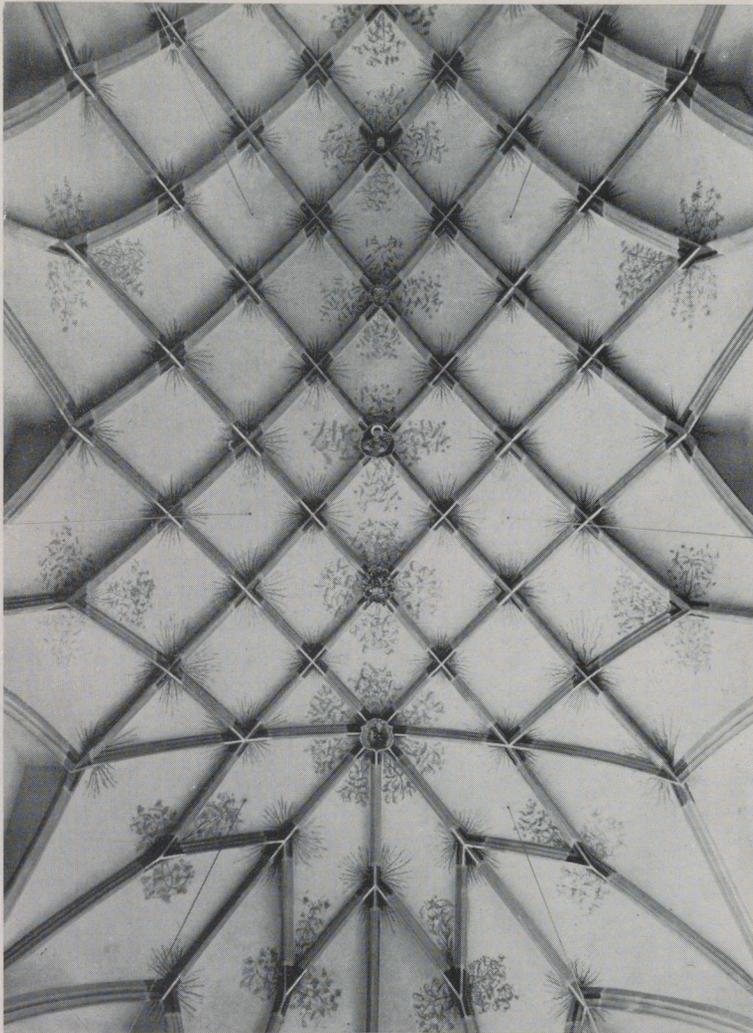
Aufnahme Stotz

Beschauer aus links), steht. Das Verding zeigt, daß er der verantwortliche Maurer- und Steinmetzmeister war. Stand ihm aber ein Architekt zur Seite, der die Planung bestimmte? Es fällt auf, daß es im Verding heißt, er solle den Chor mit einer Wölbung versehen, wie man sie ihm vorweisen wird. Damit könnte man in Verbindung bringen, daß die Sakristei das Kreuzgewölbe, welches das Verding vorsah, nicht erhielt, sondern ein doppeltes Sternengewölbe.

In diesem Zusammenhang ist nun nicht unwichtig, daß die Nürtinger Laurentiuskirche die Peterskirche in Weilheim u. T. von 1489 ff. voraussetzt^{2,3}. Wie diese hat sie einen Westturm, dessen kreuzrippengewölbtes Erdgeschoß sich nach Norden und Süden in Spitzbögen öffnet, nur daß diese Öffnungen in Nürtingen in Form von „tunnelartigen“ Durchbrüchen gehalten sind, während sie in Weilheim Portalprofile haben. Weitere Unterschiede zwischen Nürtingen und Weilheim erklären sich daraus, daß der Weilheimer Turm nach dem Nürtinger vollendet wurde; sein Netzrippengewölbe trägt die Jahreszahl 1517. Zudem wurde der Nürtinger Laurentiuskirchen-

turm nach einem Blitzschlag im Jahre 1572 in den oberen Teilen völlig umgestaltet.

Das Langhaus ist in Nürtingen und Weilheim eine Achteckpfeilerhalle von drei Schiffen. Wie die Weilheimer Halle sollte auch die Nürtinger ein Gewölbe erhalten; umgekehrt beließ man es in Weilheim zunächst bei einer Flachdecke, was die Bemalung der Chorbogenwand mit einem Gemälde des Jüngsten Gerichts durch Thomas Schick beweist. In Nürtingen kamen die Gewölbe erst bei der Erneuerung 1895/96 herein; sie überschneiden die jetzt zutage getretenen spätgotischen Malereien der Chorbogenwand (Abb. 3). Man übernahm jedoch 1895/96 die alten Gewölbeanfänge, an deren einem, über dem östlichen Pfeiler der Nordarkade, sich ein alter Meisterschild erhielt. Das Nürtinger Langhaus scheint der späteste Bauteil gewesen zu sein, der zur Ausführung kam. In seinem Dachstuhl ist an der Turmwand die Giebellinie des alten Langhauses zu erkennen, das, während der Chor erbaut wurde, noch vorhanden war. Aus dem Verding über diesen geht hervor, daß der Turm damals schon stand; die heute noch in ihm hängende



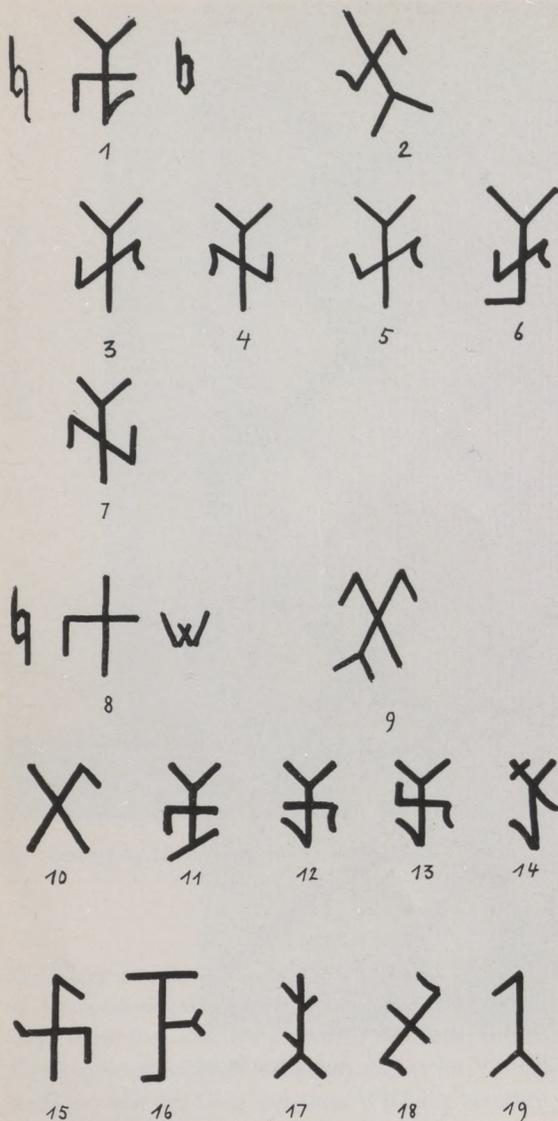
3. Nürtingen, Laurentiuskirche, Chorgewölbe

Aufnahme Stotz

Biberacher Folmer-Glocke von 1493 dürfte seine ungefähre Bauzeit bezeichnen. Daß Hans Buß unter diesen Umständen für den Turm verantwortlich zu machen ist, ist wenig wahrscheinlich. Hingegen möchte man ihm das Langhaus zuschreiben, dessen beide westliche Achsen, etwa in den Fensterformen, freilich wesentlich einfacher gehalten sind als die beiden östlichen.

Die Entsprechungen zwischen Weilheim und Nürtingen erstrecken sich jedoch auch auf die Ostteile beider Kirchen. Die Chorbögen springen hier wie dort stark ein. Der in Nürtingen nur als Stumpf ausgeführte Treppenhauseinbau im nordwestlichen Chorbogen steigt in Weilheim voll in den Dachstuhl auf. Der 5/8-Chorschluß ist in Nürtingen weiter hinaus-

geschoben. Das System ist jedoch dasselbe. Das gilt auch für die Wölbungen des Schlusses, die hier wie dort dieselbe Figur aufweisen, nur daß diese in Weilheim über den ganzen Chor hinweggeführt ist, während Nürtingen zu einem Diagonalmaschen-Schema übergeht, wie es das Weilheimer Mittelschiff besitzt. Die Nürtinger Schlußsteinreliefs zeigen die Muttergottes in Halbfigur, den hl. Laurentius, ein württembergisches Vollwappen (in Feld 1 und 4 die Hirschstangen, in 2 und 3 die Barben, als Helmzier das Hifthorn) und ein Christushaupt; ferner ist in einem weiteren Schlußstein der Schild der Elisabeth geb. Markgräfin von Brandenburg (gemalte Schildfigur: Adler) beigesetzt, der Gemahlin und späteren Witwe Eberhards d. J., die 1499–1524 im Nürtinger Schloß



Meisterzeichen: 1: Nürtingen, Laurentiuskirche, Zeichen des Hans Buß in einem gemalten Schild am Chorgewölbe; 2: Nürtingen, Laurentiuskirche, Zeichen eines Mitarbeiters des Hans Buß in einem gemalten Schild am Chorgewölbe; 3: dasselbe Zeichen richtiggestellt; 4: Urach, Amanduskirche, Zeichen in einem gehauenen Schild am Chorgewölbe; 5: Dettingen a. d. Erms, Zeichen in einem gehauenen Schild am Chorgewölbe; 6: Leonberg-Eltingen, Zeichen in einem gehauenen Schild am Chorgewölbe; 7: Meisterzeichen des Peter von Koblenz; 8: Frickenhausen, ev. Pfarrkirche, Zeichen in einem über das Westportal gemalten Schild; 9: Nürtingen, Laurentiuskirche, Zeichen in einem gehauenen Schild an einem alten Gewölbeanfänger des östlichen Pfeilers der Südarkade; 10: Oberensingen, Gasthaus „Zum Adler“, Zeichen in einem gehauenen Schild über der Eingangstüre; 11: am gleichen Ort daneben Zeichen in einem gehauenen Schild; 12–13: Zeichen ohne Schild am Gewände der Sakristeitüre Eberdingen; 14: Zeichen in einem geritzten Schild am ehem. Wandtabernakel in Eberdingen, daneben 15–23; 15–19: Steinmetzzeichen ohne Schild am Chor der Nürtinger Laurentiuskirche.

wohnte. Zu beachten ist, daß die Figuren des württembergischen Vollwappens nicht den seit 1496 gebesserten Herzogsschild zeigen, sondern den bis dahin geltenden gräflichen Schild; die Übermalung mit dem Herzogsschild wurde jetzt beseitigt.

Die Lage der Sakristeien in Nürtingen und Weilheim ist gleich, nur daß die Weilheimer Sakristei einen kürzeren Rechteckgrundriß und ein schlichtes Netzrippengewölbe hat, während die längliche Nürtinger Sakristei zwei Sternrippengewölbe mit dem Lamm Gottes und dem Schweißstuch in den Schlusssteinen vereint.

Die Unterschiede zwischen beiden Bauten erklären sich aus dem zeitlichen Abstand, der sie trennt. Das Weilheimer Langhaus hat eine lichte Länge von 28 m bei einer Breite von 16 m. Das Nürtinger, das nach den Angaben des mit der Erneuerung betrauten Architekten Eberhard Weinbrenner sehr unregelmäßig gebaut ist, schwankt zwischen einer Länge von rund 26,6 bis 26,85 m und einer Breite von 18,3 bis 18,45 m. Es hat sich also der Maßstab des Raumes nach der Breite verschoben. Im Verhältnis des Mittelschiffs zu den Seitenschiffen sind diese die Gewinner. Sie sind in Weilheim nur 3,48 m breit bei einer Mittelschiffbreite von 7,31 m. In Nürtingen beträgt diese Breite etwas über 7 m, die Seitenschiffe aber dehnen sich auf 4,48–4,58 m. Bezeichnend auch, daß die Arkadenpfeiler schlanker werden; sie haben in Weilheim 0,85 m Durchmesser, in Nürtingen 0,78 m. Das entscheidend Andere aber ist, daß die Arkaden den Raum hier und dort in anderem Rhythmus durchschreiten. In Weilheim haben wir 5 Arkaden mit einem lichten Abstand von 4,74 m, in Nürtingen nur 4 mit lichten Abständen, die recht unregelmäßig sind, aber immerhin um 6 m betragen, wobei die beiden mittleren Joche der Südarkade weiter sind als die äußeren Joche. Die Lage der Kanzel am mittleren Pfeiler der Südreihe geht damit gut zusammen. Vor allem aber kommt es durch jene verschiedenen Pfeilerabstände zu einer räumlichen Stauung gegen die Mitte, einer leicht zentralräumlichen Sammlung. Diese Wirkung wird dadurch verstärkt, daß die Arkadenpfeiler gegen die Seitenschiffe und das Mittelschiff Dienste haben, östlich und westlich jedoch gerade Laibungen. Dadurch wird die Querrichtung und die Breitenwirkung noch mehr unterstrichen. Es gibt keine geräumigere Halle als die Nürtinger. Das wird sich nach Abschluß der Erneuerung, bei der die störenden Seitenschiffsemporen beseitigt wurden, deutlich zeigen. Zwar hat der Langhausraum Richtung hin auf den Chor als kultisch liturgischen Mittelpunkt, der jedoch dadurch, daß er sich als Priester-



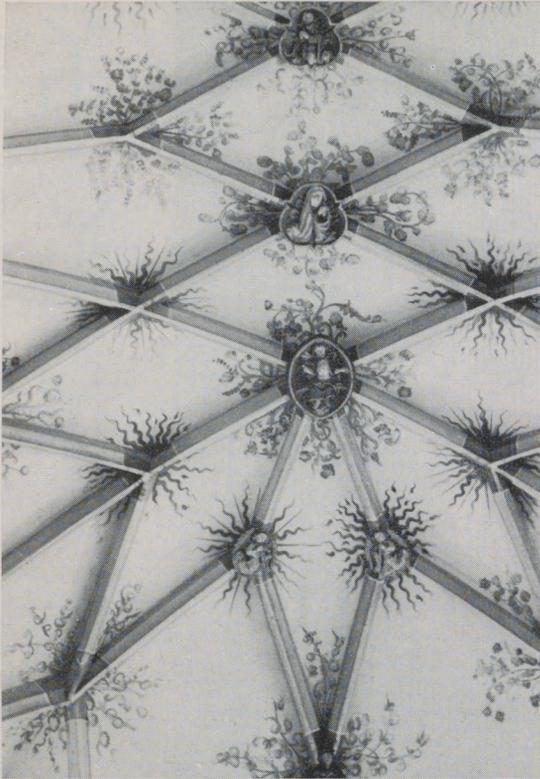
4. Frickenhausen, ev. Pfarrkirche, Chor

Aufnahme Stotz

und Altarraum infolge seines einspringenden Chorbogens stark absondert, jenem Raum sein eigenes Wesen – als Predigthalle und Leutkirche läßt.

Bei allen Unterschieden ist dennoch die dargelegte Abhängigkeit der Nürtinger Laurentiuskirche von der Weilheimer Peterskirche unverkennbar. Da deren Chorgewölbe den Meisterschild des Peter von Koblenz trägt, gewinnt in diesem Zusammenhang der an das Nürtinger Chorgewölbe gemalte Schild eines Mitarbeiters von Peter von Koblenz an Bedeutung. Aber auch Hans Buß dürfte dem Kreis um diesen berühmten Uracher Baumeister angehören, worauf schon die Form des von ihm geführten Zeichens weist. Damit ist auch seine künstlerische Herkunft umrissen. Von hier aus gesehen ist es nicht unwich-

tig, zu beobachten, daß Hans Buß in Eberdingen mit Christoph von Urach zusammenarbeitete, der eine der östlichen Konsolbüsten des Weilheimer Langhauses schuf. Im Bildhauer der anderen dieser Büsten möchte man den Meister des hl. Antonius vermuten, den man in Frickenhausen, einer von Hans Buß erbauten Kirche, unter der Kanzel eingebaut hat. Dieser Bildhauer kommt aus Reutlingen und scheint dort am Taufstein mitgearbeitet zu haben; aber auch der Meister der Konsolbüsten des Chores von Frickenhausen gehört der Reutlinger Gruppe an (s. u.). In Nürtingen selbst kann die Heiligkreuzkirche mit Hans Buß in Verbindung gebracht werden. Mehrere Erneuerungen, vor allem die von 1866, lassen kein sicheres Urteil über Einzelheiten zu. Am



5. Frickenhausen, ev. Pfarrkirche, Chorgewölbe
Aufnahme Schahl

Netzrippengewölbe sah man früher den, wohl gemalten, Schild unseres Meisters. Ihm darf somit sicher der Chor gegeben werden, dessen Gewölbeansätze das Motiv der spiralg gedrehten Dienste zeigen, welches Hans Buß auch in Frickenhausen anwendet. An der ev. Pfarrkirche dieses Dorfes (Abb. 4) finden wir den Meisterschild von Hans Buß an zwei Stellen: 1. gemalt über dem Westportal des Schiffs, zusammen mit einem zweiten Meisterschild, und in Stein gehauen sowie von einem Mann in Halbfigur gehalten im Chorschluß. Beide Male stehen im Schild die Buchstaben h-b. Westturm, Schiff und Chor sind ein einheitlicher Bau der Zeit um 1500. Der Turm öffnet sich nördlich und südlich, wie der der Laurentiuskirche Nürtingen, in Spitzbogendurchbrüchen; im Sternrippengewölbe der so gebildeten Vorhalle zeigt ein Schlußstein drei gegeneinandergesetzte Köpfe. Das Westportal hat ein einfaches Stabwerkportal, wie wir es bei Hans Buß immer wieder – in Frickenhausen auch vom Chor in die netzrippengewölbte Nordsakristei – beobachten können. Im weiteren Aufbau weicht der Turm in einer für eine Dorfkirche bezeichnenden Weise von dem der Laurentiuskirche ab. Be-

sonders reizvoll ist der Abschluß mit einer verputzten Fachwerkglockenstube und einem Satteldach, die den Eindruck erwecken, als habe man ein Bauernhaus auf einen Kirchturm gesetzt.

Die Öffnungen des Schiffs wurden vielfach umgebildet. Hingegen hat sich der Chor samt Strebebfeilern, Kaffgesims, Spitzbogenmaßwerkfenstern und Netzrippengewölbe, auch Chorbogen, gut erhalten. Das System des Gewölbes (Abb. 5) erinnert stark an das der Nürtinger Laurentiuskirche; es verbindet ein geradliniges Maschengewölbe mit einem über dem $\frac{5}{8}$ -Schluß liegenden halben Sternengewölbe.

Die Bauplastik ist reicher entwickelt als die der Laurentiuskirche. Wir erblicken in den Schlußsteinen von Osten nach Westen: 1. Christus als Weltenrichter, dem zwei Engel mit Trompete und Posaune zugeordnet sind, 2. die knieend anbetende Maria, 3. den knieend anbetenden Johannes d. T., 4. den hl. Christophorus, 5. den hl. Valentin, 6. die hl. Barbara, 7. Allerheiligen mit Petrus und Schriftband „omnes sancti“, 8. den hl. Wendelin. Wie meist haben diese Darstellungen auch in Frickenhausen Bezug auf die örtliche Kirchengeschichte. So etwa stiftete 1436 die Gemeinde Frickenhausen in die damalige, 1467 zur Pfarrkirche erhobene Liebfrauenkapelle eine Meßpfründe zu Ehren Mariä, der Heiligen Wendelin, Bernhard, Leonhard und Allerheiligen. Der künstlerische Hauptschmuck des Raumes sind jedoch die Konsolbüsten der Apostel vor den Gewölbeanfängen (Abb. 6). Sie sind gute Arbeiten, die in einer nicht zu übersehenden Beziehung zu den Figuren stehen, die an der Empore der Klosterkirche Blaubeuren angebracht waren, und zu denen, die heute noch am Südportal dieser Kirche zu sehen sind; beide Gruppen werden dem Meister Anton gegeben, der aus Reutlingen und Tübingen kam.

Der zweite über dem Westportal von Frickenhausen gemalte Meisterschild trägt die begleitenden Buchstaben h-w, die kaum auf Hans Waid oder Hans Weiß zu deuten sind, sondern entweder den mitarbeitenden Steinmetzen oder aber den planenden Architekten bezeichnen. Müssen wir doch auch bei dem zweiten, an das Chorgewölbe der Nürtinger Laurentiuskirche gemalten Schild diese doppelte Möglichkeit offenhalten.

An der ev. Pfarrkirche von Schlaitdorf kann man mit Sicherheit den Westturm Hans Buß geben, der, vom Satteldach abgesehen, eine verkleinerte Wiedergabe des Nürtinger Kirchturms ist, so in dem vorhallenartig nach Norden und Süden geöffneten Erdgeschoß und dem kreuzrippengewölbten Raum darüber, der in Nürtingen als Schatzkammer diente. Vor der Kreuz-



6. Frickenhausen, ev. Pfarrkirche,
Konsolbüste des hl. Thomas

Aufnahme Schahl



7. Eberdingen, ev. Pfarrkirche, Chor

Aufnahme Schahl

zung der Rippen des Erdgeschoßgewölbes steht der Schild des Meisters Hans Buß samt den Buchstaben h-b. Da die Abstriche des h sehr nahe zusammenstehen, wurde der Buchstabe auch fälschlich j gelesen. Auch hier finden wir ein einfaches Stabwerkportal ins Schiff.

Auch bei der ev. Pfarrkirche von Großbettlingen aus dem Jahre 1497 möchte man an Hans Buß denken, sofern man überlegt, daß die Formen einer kleineren dörflichen Pfarrkirche wesentlich einfacher und bescheidener sein mußten als die der bisher besprochenen Kirchen. Der Westturm (Glockenhaus und Helm 1871) hat keine offene Vorhalle. Das Schiff ist ziemlich mitgenommen. Verhältnismäßig gut erhielt sich der mit Strebepfeilern und Spitzbogenmaßwerkenfenstern versehene Chor. Der dreiseitig abgeschrägte Chorbogen hat insofern eine besonders gute, geschmeidige Form, als die Schrägseiten länger sind; der Bogen selbst ist gekehrt. Das Netzrippengewölbe weist zwei Schlußsteine mit der Muttergottes und dem Kirchenheiligen Andreas auf. Auch hier sind gute Konsolfiguren vorhanden, die in den Uracher und Reutlinger Kreis gehören.

Von Hans Buß könnte, nach der Form des Westportals zu urteilen, auch die kleine, 1776 und später völlig veränderte Kapelle in Tischardt erbaut worden sein.

Ein einwandfrei bezeugtes Werk von Hans Buß ist die ev. Pfarrkirche von Eberdingen (Kreis Vaihingen) (Abb. 7). Sie ist eine Chorseitenturmanlage, deren Vorbild die Eltinger Pfarrkirche des Peter von Koblenz gewesen sein könnte. Das Schiff wurde völlig umgebaut; alt sind nur noch das südliche Seitenportal und das Westportal mit ihren Stabwerkgewänden. Hingegen ist auch hier der Chor mit seinen Strebepfeilern, dem Kaffgesims, Spitzbogenmaßwerkenfenstern und dem Netzrippengewölbe gut erhalten; der Chorbogen freilich wurde im 18. Jahrhundert ausgeschlagen und bei der Erneuerung von 1962 neu eingezogen. Am Gewölbe steht der von einem Mönchen gehaltene Schild des Hans Buß, ohne Buchstaben. In den Schlußsteinen erblickt man Christus im Jüngsten Gericht, von zwei Posaunenengeln begleitet, sodann die anbetenden Gestalten Mariä und Johannes d. T., ferner den Kirchenheiligen Martin. Prachtvoll sind die Apostelkonsolen (Abb. 8), ein-



8. Eberdingen, ev. Pfarrkirche, Konsolbüste des hl. Bartholomäus

Aufnahme Schahl

wandfreie Meisterwerke des Christoph von Urach. Der Turm wurde 1870 erhöht; sein Erdgeschoß ist kreuzrippengewölbt, vor der Kreuzung der Rippen sieht man einen leeren Schild. Eine spitzbogige Stabwerküre in den für Buß bezeichnenden Profilen führt vom Chor in den als Sakristei dienenden Raum. Die Zeit der Erbauung bezeichnen drei Jahreszahlen: 1. am ehemaligen Wandtabernakel 1523, zusammen mit einem Steinmetzzeichen; 2. in der Deckenmalerei außer MARIA und IHESVS 1522 (vielleicht auch 1523); 3. an der Chorschlußwand oben MDXX (vielleicht unvollständig). Möglicherweise ist auch der Meisterschild am Echterdinger Ölberg auf Hans Buß zu deuten. Der rechte Zinken der Gabel wirkt abgelenkt, doch könnte dieser Eindruck auch auf eine leichte Beschädigung des Steins zurückzuführen sein. Von hier aus ergäbe sich dann die Verbindung zu den Ölbergen von Beuren und Neuffen, deren Figuren Christoph von Urach arbeitete; die des Beurerer Ölbergs sind allerdings übergegangen worden. Seitenverkehrt begegnen wir seinem Zeichen an Quadern der kath. Pfarrkirche von Weil der Stadt, hier sogar neben Quadern, welche, wiederum seitenverkehrt, das am Chorgewölbe der Nürtinger Laurentiuskirche vorkommende zweite Zeichen tragen, so daß man auf eine Beziehung zwischen beiden Mei-

stern schließen möchte, die bis in die neunziger Jahre des 15. Jahrhunderts zurückreicht. Aber auch am Rottweiler Heiligkreuzmünster finden wir das seitenverkehrte Zeichen des Hans Buß, und zwar an den Pfeilern der Nordarkaden. Das Mittelschiff soll ein „Hans Berß“ vollendet haben⁴. Es ist noch zu prüfen, ob diese Lesung richtig ist und nicht Hans Buß lauten könnte. Schließlich finden wir sein seitenverkehrtes Zeichen, im Schild, in Hülben wieder. Dieser Stein wurde zusammen mit einem Kielbogen-Türsturz und vier Konsolen in die Vorhalle der neuen ev. Pfarrkirche eingemauert; der Türsturz trägt die Jahreszahl 1524, die nicht unbedingt mit jenem Schild in Zusammenhang zu bringen ist. Der Türsturz stammt vom Südportal der Kirche; Schild und Konsolen dürften aus dem nachweislich netzrippengewölbten Chor kommen.

Woher kommt Hans Buß? Die Familie ist im frühen 16. Jahrhundert in Bempflingen und Umgebung nachzuweisen⁵. Für 1522 wird ein Hans Buß als Besitzer eines Lehens in Bempflingen erwähnt, dessen Vorbesitzer sein Vater Ulrich Buß war (Haus, Scheuer, Garten mit Hofraite, 7 Jauchert Acker, 5 Mannsmahd Wiesen). Dieser Hans Buß kehrt in einem Vertrag über die Änderung der Landgarbe 1527 wieder. Auch ein Jakob Buß taucht um diese Zeit auf, und im

nahen Grafenberg erscheint Martin Buß als Vorbesitzer eines Lehens. Die „Bussin“ von Nürtingen, eine Frau also, tritt 1526 in Frickenhausen als Anstößerin hervor. Auch die Türkensteuerliste von 1545 erwähnt für Bempflingen mehrere Buß⁶: Hans Buß zahlt 10 Kreuzer, Martin Buß 4, Jakob Buß 6; Agnes Bussin gibt 1/2 Ort, d. h. 1/4 Gulden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich dabei um drei Söhne und die Witwe unseres Hans Buß handelt. Mit diesen Söhnen könnte man dann die Steinmetzzeichen in Verbindung bringen, die sich nahe an das des Hans Buß anschließen und sich in Eberdingen und Oberensingen finden, hier am Gasthaus „Zum Adler“ mit der Jahreszahl 1533.

Auch die Ensinger treffen wir im frühen 16. Jahrhundert in der Nähe von Nürtingen, nämlich in Frickenhausen, dazu in Beuren, Erkenbrechtsweiler und Grabenstetten. In Frickenhausen ist 1526 „Hanns Ensingers Wwe“ als Inhaberin eines unablösigen Hellerzinses nachzuweisen; dieselbe zinst aus einem

Tagwerk Wiesen einen ablösigen Zins, dessen Brief 1509 mit Hans Ensinger geschlossen wurde.

Es darf somit als gesichert gelten, daß Hans Buß und Hans Ensinger im Nürtinger Raum beheimatet waren.

Anmerkungen

¹ Vgl. die vom Verfasser gegebenen Hinweise im Heimatbuch des Kreises Nürtingen, Bd. 1, S. 402, und Bd. 2, S. 803. 1950–53. – ² Grundriß der Laurentiuskirche Nürtingen: Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg. Schwarzwaldkreis, Stuttgart 1897, S. 196. – ³ Zu der Peterskirche Weilheim u. T. vgl. Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Donaukreis. Oberamt Kirchheim, Esslingen 1921, S. 190 ff. (S. 192 Grundriß und Schnitte). – ⁴ K. Ochs, Rottweil a. N., Schnell & Steiner, Kleine Kunstführer Nr. 677, 1. Aufl. 1958, S. 4. – ⁵ AltWürtt. Lagerbücher aus der österreichischen Zeit 1520–34 II. Bearb. von Paul Schwarz. Veröff. der Kommission für geschichtl. Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A Quellen, 2. Bd., Stuttgart 1959. Ich verdanke den entsprechenden Hinweis Herrn Eberhard Benz. – ⁶ Freundliche Mitteilung von Herrn Landrat i. R. H. Maier, Nürtingen.

Neue überraschende Bodenfunde zur Hirsauer Vor- und Frühgeschichte

Von Karl Greiner

Zufällige Glücksfunde aus jüngster Zeit waren es, durch die das bisher lückenhafte Bild der Vor- und Frühgeschichte von Hirsau erheblich erweitert werden konnte.

Der Gedanke an Hirsau ruft sowohl bei den Historikern wie auch bei den Freunden dieses Ortes zunächst nur das Bild der beiden Klöster – zu St. Aurelius und St. Peter und Paul – hervor. Dies ist verständlich, denn die beiden Klöster sind und bleiben die Brennpunkte bei jeder Darstellung der Hirsauer Geschichte. Wir wollen aber nicht vergessen, daß das früher bekannte Geschichtsbild dieses Ortes durch weitere Urkunden – und Bodenforschungen schon bisher in manchen Punkten erweitert werden konnte, nun aber durch die neuesten Bodenfunde grundlegend gefördert worden ist.

I. Funde zur Aufhellung der Hirsauer Vorgeschichte

Im September 1968 fanden in Hirsau archäologische Grabungen statt (Abb. 1). Diese unterstanden dem

bekanntem Konservator für mittelalterliche Archäologie, Dr. Fehring, Stuttgart. Grabungsleiter am Platze war Norbert Bongartz, Student der Kunstgeschichte, dem Fräulein Vongehr, Studentin der Vor- und Frühgeschichte, zur Seite stand. Über die beachtenswerten Ergebnisse, die besonders im Raum der einstigen Klosterküche zutage traten, wurde bereits hin und her berichtet. Darauf soll hier nicht näher eingegangen werden. Was aber bei diesen Berichten nur streiflichtartig als Sensation erwähnt worden ist: „Funde aus der Steinzeit im Klosterbezirk“ erscheint wert, eingehend erörtert zu werden.

Zufällig fanden sich bei den Grabungen in einer tieferen Erdschicht unter dem Fußboden des einstigen Winterrefektoriums neben kleinen undefinierbaren Splittern vier größere Stücke, die nach Material und Bearbeitung der jüngeren Steinzeit angehören. Der Grabungsleiter definiert diese Stücke wie folgt: Zwei Klingen und zwei Keramikscherben, die dem neolithischen Zeitalter entstammen. Bei den beiden Klin-



1. Ort der Vorgeschichtsfunde

gen handelt es sich – laut Bongartz – einmal um ein geglättetes, oben abgerundetes Messer; Länge 10 cm, Breite 4 cm; zum andern um ein kleines, mit deutlicher Spitze versehenes Stück. Das letztere wird von dem Grabungsleiter als Pfeil- oder Lanzenspitze bezeichnet. In der Nähe dieser Fundstücke zeigten sich einige tiefe Löcher im Boden. Diese sollen angeblich auf eine ehemalige Hütte hinweisen. Die hier gewonnenen Fundstücke sollen an zuständiger Stelle noch einer genaueren Prüfung unterzogen werden.

Damit ist erstmals der Nachweis erbracht, daß schon vor 4000–5000 Jahren Menschen in unserer Gegend gelebt haben. Bisher hat man als erste Siedler an dieser Stelle die Kelten angenommen, worauf mehrere Spuren hinweisen. Deutlicher noch als die Kelten sind die Menschen der Hallstattzeit in unserer unmittelbaren Nachbarschaft (Althengstett, Ottenbronn und Simmozheim) durch die in den dortigen Wäldern erhaltenen Grabhügelgruppen bezeugt. Als völlig neu und unerwartet erscheint aber der jetzige Fund aus der jüngeren Steinzeit. Wohl wurden im Laufe der Zeit in unserer näheren Umgebung einige Stücke aus jener vorgeschichtlichen Epoche gefunden: in Bad Liebenzell, Ottenbronn und Igelsloch je ein durchbohrter Steinhammer und in Monakam ein Steinbeil.

Die Frage, wie die erwähnten Werkzeuge an die genannten Orte gekommen sein mögen, da Siedlungen dort nirgends nachzuweisen sind, ist umstritten. Ein-

leuchtend erscheint jedoch die von O. Paret vertretene These: Die genannten Fundstücke gingen einst verloren bei der Suche nach dem begehrten Feuerstein, der, eingebettet in die Schwarzwaldfelsen, noch heute da und dort nachweisbar ist. Besonders das Gebiet links der Nagold war in unserer Gegend von Felsblöcken übersät. Beispielsweise konnte noch im 11. nachchristlichen Jahrhundert die riesenhafte Anlage des Hirsauer Klosters zu St. Peter und Paul aus solchem nahe der Baustelle vorhandenem Steinmaterial erstellt werden. Die heutige Waldabteilung „Felsenmeer“ zwischen Hirsau und Oberreichenbach erinnert noch schwach an das Bild, das der Wald hier allgemein geboten haben mag.

Was bisher an Vorgeschichtsfunden aus Hirsau bekanntgeworden ist, erfahren wir aus einem Bericht des Hirsauer Pfarrers Dr. Klaiber, der sich als Altertumsforscher einen bedeutenden Namen erworben hat. Dieser berichtet 1890 über seine Grabungen im Chorraum der Peter-Pauls-Kirche und gibt dabei am Schluß folgende Notiz: „Schließlich wurde in einer Tiefe von fast 6 Meter, mitten in der von lauter kleinen Schnecken (*helix haspida* L) ganz durchsetzten Lehmschicht eine Anzahl vorweltlicher Knochenreste vorgefunden, welche, nach dem Urteil eines der bedeutendsten Kenner, der Eisperiode entstammend, mit Wahrscheinlichkeit dem Mammut oder dem Nashorn angehören.“

Eine ursprüngliche Verbindung zwischen beiden Fund-

orten – Chor der Peter-Pauls-Kirche und südlicher Teil des Winterrefektoriums – (Entfernung rund 70 Meter) ist ohne weiteres anzunehmen.

Eine Parallele zu den Funden urzeitlicher Tierknochen in Hirsau zeigt sich in Alpirsbach. Bis zur jüngsten Renovierung der dortigen Klosterkirche waren über dem Portal, an Ketten aufgehängt, dort gefundene Überreste eines Mammut (ein Zahn und ein Hüftknochen) zu sehen. An den Orten der zwei bedeutendsten Klöster des nördlichen Schwarzwalds zeigt sich also im Blick auf deren Urgeschichte dasselbe Bild: ehemalige Heimat des Mammut. Nach den neuesten steinzeitlichen Funden in Hirsau hat unser Ort gegenüber Alpirsbach nun aber das eine voraus, daß hier auch Menschen aus der jüngeren Steinzeit festgestellt werden konnten.

II. Neue Bodenfunde zur Klärung der Hirsauer Frühgeschichte

Die Hirsauer Frühgeschichte ist trotz mannigfacher Urkunden- und Bodenforschungen in manchen Teilen noch ungeklärt. Dies vor allem deshalb, weil eine Reihe urkundlicher Angaben darüber nicht auf einen Nenner zu bringen sind. Es ist daher besonders zu begrüßen, wenn durch neue Funde Licht auf einzelne dunkle Stellen dieser Frühgeschichte fällt. Dies erfolgte blitzlichtartig bei einer zu praktischen Zwecken im Frühjahr 1967 durchgeführten Grabung. Grabungsort: 8 Meter außerhalb der südlichen Umfassungsmauer des Klosters zu St. Peter und Paul, d. h. im Vorgelände des heutigen Finanzamts (Abb. 2). Der bei dieser Grabung entstandene Schacht wurde rasch wieder eingedeckt.

Es fanden sich dort in 1,60 Meter Tiefe unter dem heutigen Niveau:

1. Ein Mühlstein (Höhe 80 cm, Breite 52 cm; Loch in der Mitte rechteckig 25 x 12 cm), Material Buntsandstein, offenbar aus unserer Gegend (Abb. 3).
2. Nahe des genannten Mühlsteins zeigte sich, ebenfalls in der Tiefe von 1,60 Meter, eine völlig primitiv gemauerte, halbkreisförmig gewölbte Höhlung (Durchmesser und Höhe je ca. 80 cm; waagrechte Länge, von Ost nach West verlaufend, 1,80 Meter). Der Boden dieser Höhlung schien leer zu sein und die Höhlung selbst hinten durch einen Steinblock abgeschlossen (Abb. 4).

Bei Beachtung dieser Umstände und in Anbetracht der Tiefenlage (1,60 Meter), in der die Funde sich zeigten, dürften diese als vorklösterlich zu betrachten sein (Erbauung des Klosters zu St. Peter und Paul 1082–1091).



2. Ort der Frühgeschichtsfunde

Diese Funde geben Rätsel auf, die vom historischen Standpunkt aus einer Klärung bedürfen. Bezüglich des Mühlsteins könnte bei oberflächlicher Einsichtnahme der Gedanke entstehen, dieser werde der einstigen Klostermühle innerhalb der Umfassungsmauer entstammen. Aus verschiedenen Gründen ist aber diese Annahme nicht haltbar. Um jedoch zu einer Altersbestimmung – zunächst des Mühlsteins – zu gelangen, wurden verschiedene zuständige Stellen darüber befragt. Eine gesicherte Antwort war darüber nicht zu erreichen. Von einem der Befragten erhielt ich aber den wertvollen Wink: „Wenn eine Ausdeutung des Mühlsteins überhaupt jemand vermag, dann Herr Dr. G. Simons, Bonn, der unser bester Mühlenspezialist ist.“

Es wurde auch ein Steinmetz und Kenner der Gesteinsarten unserer Gegend darüber zu Rate gezogen. Dieser behauptet mit Sicherheit: Der Mühlstein ist ein Findling aus unserer Gegend und stammt am ehesten aus dem nahegelegenen Wald im Schweinbachtal.



3. Mühlstein-Findling (vermutlich 9. Jahrhundert)

Diese Erhebungen, unterstützt durch Fotos, gingen dem als „besten Mühlenspezialisten“ genannten Dr. Simons zur Begutachtung zu. Dessen überaus gründliche Beantwortung unserer Fragen haben wir zur Klärung des vorliegenden Falles dankbar zur Kenntnis genommen. Hieraus einige kurze Auszüge:

„Interessant ist der Hinweis, daß es sich um einen Findling aus Ihrer Gegend handelt. Damit ist mit ziemlicher Sicherheit das hohe Alter des Steins bewiesen. Mühlsteine solcher Art, die nicht durch gewerbsmäßige Steinbrecher in besonders geeigneten Brüchen gewonnen wurden, reichen im Rheinland bis ins 9. Jahrhundert zurück. Der Stein gehört keinesfalls zu einem sogenannten ‚Mahlgang‘ . . . Es handelt sich vielmehr um einen Kollerstein eines Trattgangs. Der im Mittelpunkt, wo sich der rechteckige Durchbruch befindet, von einer Achse geführte Stein lief wie ein Rad oder eine Walze auf einer steinernen Unterlage rund. Solche Anlagen wurden gebraucht, um Getreide zu schälen . . . auch konnte man damit nach dem Schälen Grütze oder Graupen

herstellen . . . Es ist bekannt, daß man solche Kollergänge ursprünglich ohne Übersetzungsgetriebe in direktem Zug zum Umlauf brachte. Es war also nicht unbedingt Wasserkraft erforderlich.“

Nun erhebt sich die Frage: Wem sollte eine so primitive Anlage an dieser Stelle einst gedient haben? Nach allem, was bisher dazu erhoben werden konnte, weisen Mühlstein und Höhle in die vorklösterliche Zeit zurück. Aus jener Frühzeit kennen wir aber nur zwei Gebäude am Platze: das St. Nazariuskirchlein (8. Jahrhundert) und das Waldhaus des Grafen Erlafried (9. Jahrhundert). Das erstere stand mit Sicherheit rechts der Nagold, das letztere – nach dem auf Parsimonius zurückgehenden Bericht – (Sammlungen zur Geschichte des Klosters Hirsau) links des Flusses. Im „Schwäbischen Taschenbuch“ von 1820, das einzelne Auszüge aus dem letztgenannten Werk enthält, findet sich über Hirsau zunächst eine Darstellung der bekannten Helzenanlage, bezüglich der Erbauung eines Kirchleins zum Jahre 645. Der Bericht hierüber schließt mit den Worten: „Diese Kirche war dem hl. Nazarius



4. Primitiv gemauerte Höhle (vermutlich 9. Jahrhundert)

geweiht . . . Zwei Jahrhunderte später lebte ein Graf Erlafried von Calw, der gegenüber von jener Kirche, am anderen Ufer der Nagold, ein Jagdhaus hatte, genannt Hirschau.“

Zu Widersprüchlichem hierzu gegenüber einzelnen Angaben im Hirsauer Codex vgl. K. O. Müller, *Traditiones Hirsaugienses* (Ztschr. f. Württ. Landesgesch. IX, 1949/50). Dieser dort dargestellte überaus wertvolle Urkundenfund zeigt deutlich, daß die uns vorliegende Fassung des Codex aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts eine stark gekürzte und textlich vielfach abgeänderte Form des in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstandenen Originals des Codex Hirsaugiensis darstellt.

Sofern wir nun ein möglichst klares Bild über die Frühgeschichte Hirsaus zu erlangen suchen, ist es nötig, nicht nur die beiden Gründungsberichte im Codex, sondern auch eine Reihe weiterer Belege hierzu einzusehen.

Bezüglich unserer Bodenfunde ist die Frage nach einer etwaigen Bedeutung der primitiv gemauerten Höhle immer noch offen. Es war hierzu nicht möglich, von

fachmännischer Seite ein gesichertes Urteil zu erlangen. Daher nochmals die Frage: Welchem Zweck hatte diese Höhle wohl einst gedient? Antwort: Wir wissen es nicht! Der Umstand, daß Mühlstein und Höhle nahe beieinander gefunden wurden, läßt vermuten, daß ein Zusammenhang zwischen beiden Stücken besteht. Und da wir das Waldhaus (*domus saltus*) des Edlen Erlafried wohl hier anzunehmen haben, liegt der Gedanke nahe, die neuentdeckten Bodenfunde werden als bisher einzige Erinnerungsstücke an das Waldhaus, beziehungsweise an dessen Zubehör anzusehen sein. Von dem Haus selbst – wohl mit Sicherheit ein Holzbau – dürften auch bei weiteren Grabungen keine Überreste mehr zu finden sein.

Der Edle Erlafried – in der Literatur zu Unrecht als Graf von Calw bezeichnet – kann nach neueren Forschungen mit ziemlicher Sicherheit als Begründer des Hirsauer Frauenklosters bezeichnet werden. Darauf soll aber an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden.

Württembergische Triumphbogen zu Ehren Napoleons

Von Walter Ziegler

Der erste Besuch Napoleons in Württemberg erfolgte am 2. Oktober 1805. Diese denkwürdige Zusammenkunft mit Kurfürst Friedrich, die für Württemberg so bedeutende Folgen hatte, war aber zu überraschend, um durch besondere Feierlichkeiten begangen zu werden. Erst nach dem Sieg bei Austerlitz am 2. Dezember 1805 und dem Frieden zu Preßburg am 26. Dezember, in dem Württemberg die Königswürde erhielt, dachte man an einen würdigen Empfang des Kaisers anlässlich seiner Rückreise von Wien über Stuttgart nach Paris.

Mit folgendem Handschreiben erteilte am 28. Dezember 1805 Kurfürst Friedrich seinem Staats- und Konferenzminister Graf von Wintzigeroda den Auftrag zu den Vorbereitungen für diesen festlichen Empfang: „Da Ich es für schicklich erachte, daß bei der Rückreise des Kaisers Napoleon nach Frankreich demselben in Meinen Staaten besondere Ehrenbezeugungen erwiesen werden, so will Ich, daß beim Eintritt in Meinen Landen an der ehemaligen ulmischen jetzt bayrischen Grenze, zu Göppingen beim Ein- und Ausgang der Stadt, zu Plochingen ebenso, allhier am Ludwigsburger Tor, zu Vaihingen und endlich beim Austritt ins Badische Ehrenpforten errichtet werden, zu welchen Sie dem Hofbaumeister Thouret den Auftrag erteilen werden, jetzt gleich die Risse zu fertigen, auf daß gleichbalden die nötigen Vorkehrungen dazu getroffen werden, um auf alle Fälle bereit zu sein. Die Aufschriften müssen in lateinischer Sprache verfertigt werden, deren Abfassung werden Sie einem hiesigen Belletristen, der dieser Sprache am kundigsten (vielleicht dem Professor Drück) aufgeben, Sie sollen Mir aber zur Approbation vorgelegt werden, wonach Sie das Weitere einzuleiten haben.“

Von Schorndorf aus verlangte Friedrich am 30. Dezember von seinem Staats- und Konferenzminister größte Beschleunigung der Vorbereitungen: „Da Sie aus den Ihnen gestern kommunzierten Berichten des Staatsministers von Normann Ehrenfels ersehen haben werden, daß die Abreise des französischen Kaisers von Wien wohl schon bereits wird stattgehabt haben, dessen Aufenthalt in München ungewiß und also der Tag seiner Ankunft zu Stuttgart näher sein

dürfte als man anfangs vermutete, so wird keine Zeit zu verlieren sein, um die Ihm vor zwei Tagen erteilten Aufträge wegen Errichtung der Ehrenpforten je eher je lieber ins Werk zu richten. Sie werden daher ungesäumt den Befehl erteilen, daß mit Aufrichtung derselben sogleich angefangen und bei Tag und Nacht daran fortgearbeitet werde. Was die anzubringende Dekoration betrifft, kann solche zu Stuttgart verfertigt und sodann an den Ort ihrer Bestimmung abgesandt werden. Da Ich wünsche, daß dabei eine edle Einfachheit beobachtet werde, so wird der Zeitkürze wegen die Sache um so leichter zu machen sein. Das Notwendigste wird sein, sogleich einen Sachkundigen nach Göppingen und Plochingen zu schicken, welcher dorten das Zimmerwerk ohne Zeitverlust besorge.“

Thouret erhielt darauf vom Hofbaudepartement noch am gleichen Tag den Befehl, sich unverzüglich mit Extrapost, unter Mitnahme von Hofwerkmeister Schneider aus Stuttgart, nach Plochingen und nach Göppingen zu begeben, und am 31. Dezember mit Hofbaumeister Baumgärtner aus Ludwigsburg nach Vaihingen und Enzberg zu reisen. Aber kaum hatte er Stuttgart verlassen, so sollte er auch schon wieder dort sein. Denn auch hier waren große Vorbereitungen für den Empfang zu treffen. Es ging nicht an, daß der Hofbaumeister zu diesem Zeitpunkt an den Landesgrenzen Triumphbogen errichtete, während in Stuttgart selbst das Schloß hergerichtet, eine festliche Illumination vorbereitet und noch tausenderlei andere Dinge gemacht werden mußten.

Schon am 1. Januar 1806 war Thouret, nach Vornahme der örtlichen Besichtigungen, wieder zurück – eine bei den damaligen Verkehrsverhältnissen beachtenswerte Leistung – und berichtete in der Sitzung des Hofbaudepartements, daß drei Triumphbogen, und zwar einer an der württembergisch-bayerischen Grenze oberhalb Göppingen, einer in Stuttgart, ungefähr 40 Schritte vor dem Ludwigsburger Tor, und einer unterhalb Enzberg, an der württembergisch-badischen Grenze, in Zeitkürze und mit Geschmack nach seinen Plänen errichtet werden könnten.

Die Genehmigung zur Ausführung dieser drei Bogen

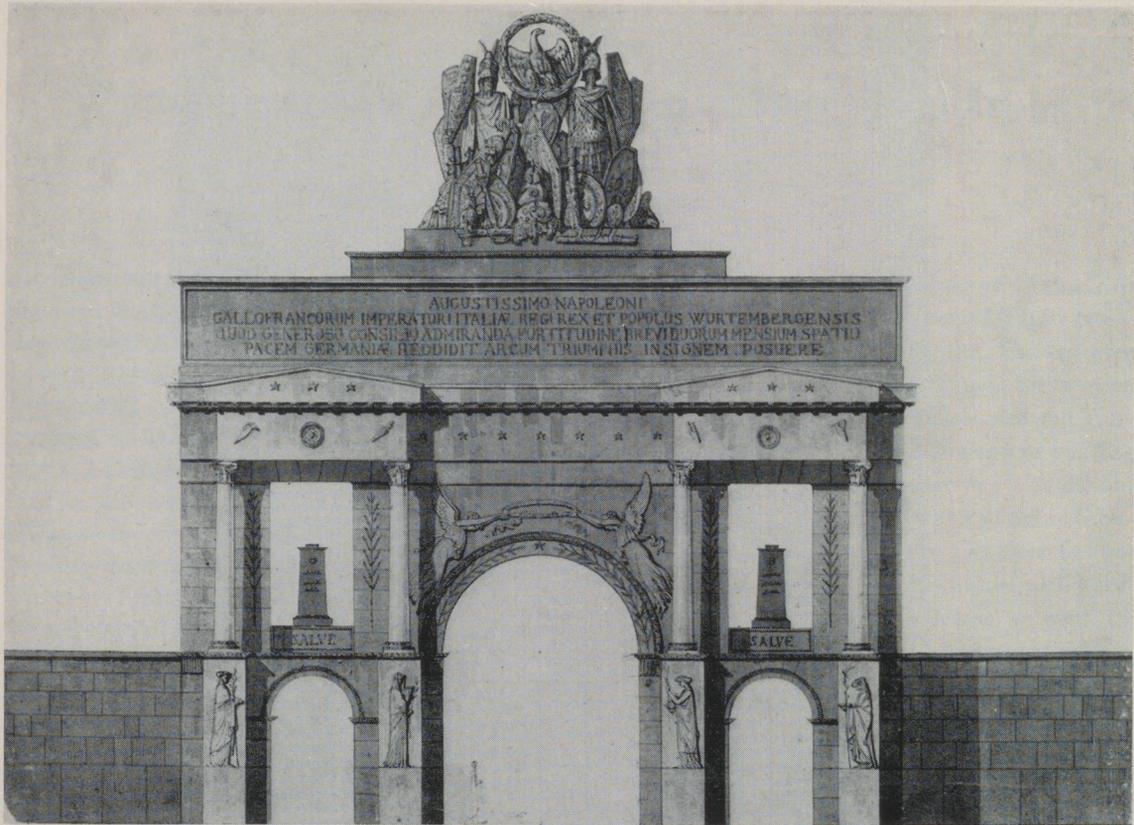


1. Triumphbogen bei Göppingen

Aufnahme Ziegler

erfolgte am 2. Januar. Mit der Errichtung des Bogens an der bayerischen Grenze beauftragte man den Architekten Gottlob Georg Barth (Abb. 4) und den Hofwerkmeister Schneider, mit der des Stuttgarter Bogens den Hofbaumeister Nikolaus Friedrich Thouret (Abb. 5) und den Hofzimmermeister Krämer; Landbaumeister Karl Bernhard von Über (Abb. 6) und Hofwerkmeister Baumgärtner sollten den Bogen an der badischen Grenze errichten. Die dekorative Bemalung des Stuttgarter Bogens oblag Hofmaler Professor Viktor Heideloff.

Am 10. Januar 1806 brach zwischen 9.00 Uhr und 10.00 Uhr morgens ein gewaltiger Windstoß in den Stuttgarter Talkessel ein und warf den schon fertigen Triumphbogen in Trümmer. Der Fries dieses Bogens trug die Inschrift „Napoleoni ob pacatum terrarum orbem merito“¹. Die Bevölkerung mag sich wohl zugerant haben, daß das Bauwerk unter der Last dieser, von Thouret auf Befehl des Königs angebrachten inhaltsschweren Inschrift zusammengebrochen sei. Zum Wiederaufbau blieb nur kurze Zeit, denn Napoleon wurde jeden Tag erwartet.



2. Triumphbogen in Stuttgart

Aufnahme Kunstbibliothek Berlin-Charlottenburg

Von Wien kommend reisten Kaiser Napoleon und Kaiserin Josephine in einem aus 6 Kutschen bestehenden Zug am Freitag, den 17. Januar 1806 in München ab und fuhren über Augsburg und Ulm nach Stuttgart. Am Triumphbogen an der württembergisch-bayerischen Grenze wurde das Kaiserpaar am Vormittag des 18. Januar von dem Oberstkammerherren Graf von Jenison und dem Oberstallmeister Graf von Goerlitz namens des Königs von Württemberg begrüßt. Ab dort begleitete den Zug eine aus 1 Offizier, 1 Trompeter und 24 Reitern bestehende Eskorte des Dragonerregiments, die sich an jeder Station durch eine andere ablöste. Neben der kaiserlichen Garde hatte ein Kommando der königlichen Leibjäger die Begleitung bis Berg, und von dort bis nach Stuttgart ein Kommando der königlichen Garde du Corps.

In Göppingen hießen Kronprinz Wilhelm und Prinz Paul das Kaiserpaar willkommen, und am Triumphbogen zu Stuttgart empfingen es der Gouverneur, der Stadtkommandant und der Platzmajor. Kurz nach 5 Uhr nachmittags fuhr der Zug unter dem Donner von 100 Kanonenschüssen und dem Geläute aller Glocken der Stadtkirchen durch den Triumphbogen und bog in den Hof des Neuen Schlosses ein. Napoleons sechsspänniger Wagen hielt unter dem Säulenportikus des Mittelbaus an, und der Kaiser, in der Uniform eines Obersten seiner reitenden Jägergarde, stieg aus und begrüßte mit einer Umarmung König Friedrich von Württemberg.

In den Vormittagsstunden des 20. Januar 1806 erfolgte die Abreise des Kaiserpaares unter Anwesenheit des gesamten württembergischen Hofes. Bis zur badischen Grenze bei Enzberg gab dabei ein Kom-



3. Triumphbogen bei Enzberg

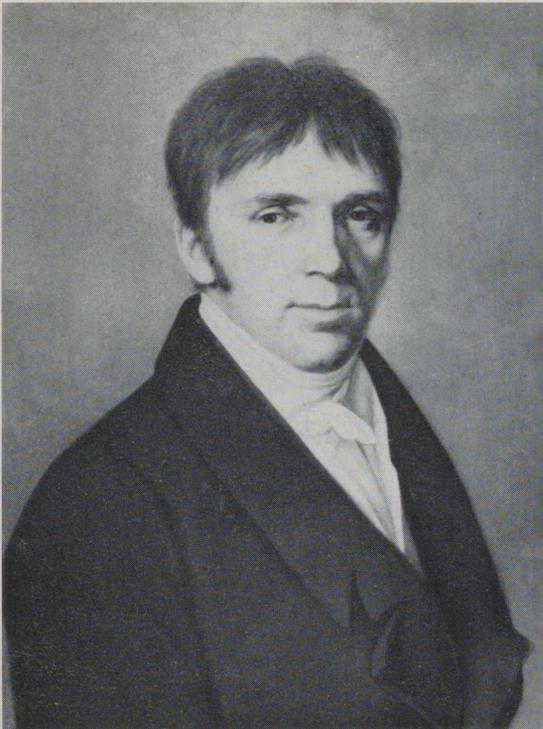
Aufnahme Ziegler

mando leichter Kavallerie das Geleit. Am dortigen Triumphbogen wurde dann das Paar von den Grafen von Jenison und Goerlitz nochmals namens des Königs verabschiedet.

Der Triumphbogen an der württembergisch-bayerischen Grenze oberhalb Göppingen (Abb. 1) wurde in der „Schwäbischen Chronik“ vom 22. Januar 1806 wie folgt beschrieben: „An der Grenze ist ein Triumphbogen im antiken Stil errichtet. An beiden Enden der langen Seite befand sich eine freistehende Säule auf Piedestals², worauf über dem Hauptgesimse derselben die Statuen Mars³ und Minerva⁴ standen. Zu beiden Seiten des Bogens waren Pilaster⁵ angebracht, auf deren vorstehenden Piedestals Kan-

delaber⁶ standen, und zwischen diesen und den Säulen Trophäen⁷ befindlich und über denselben Ulm und Austerlitz. Der Bogen selbst war mit Kränzen um Sterne gewunden, mit Lorbeeren zusammengehalten, dekoriert. Über demselben befanden sich zwei Renommées⁸, welche eine Tafel mit dem Buchstaben N hielten, worauf sich die Kaiserkrone befand. In dem Fries des Hauptgesimse stand die Inschrift: Per te laetatur Wirtembergia reducem⁹, und in dem darüber befindlichen Attike¹⁰, worauf der Adler auf Trophäen ruhte: Napoleon Francorum Imperator Italiae Rex redux hospes gratus Friderico Regi.“¹¹

Der Stuttgarter Triumphbogen (Abb. 2) wurde fol-



4. Gottlob Georg Barth (1777–1848)

Aufnahme Akermann



5. Nikolaus Friedrich von Thouret (1767–1845)

Aufnahme Ehl

gendermaßen beschrieben: „Ebenso war vor dem hiesigen Ludwigsburger Tore ein Triumphbogen im römischen Stil in der Mitte mit einem großen und auf beiden Seiten mit kleinen Eingängen erbaut, und mit allegorischen Bildern verziert. Die Inschrift war: Augustissimo Napoleoni Gallo-Francorum Imperatori Italiae Regi Rex et populus Wurtembergensis quod generoso consilio admiranda fortitudine brevi duorum mensium spatio pacem Germaniae reddidit arcum triumphis insignem posuere. Salve¹². Über der Inschrift schwebte im Sternenkranz ein Adler. Zwischen dem Triumphbogen und dem Tor befand sich ein mit Obeliskten und Altären erleuchteter Vorhof. Von dem Tor bis zum königlichen Residenzschloß war die Straße mit ägyptischen Altären und einem Sockel von Lampen verziert, das königliche Residenzschloß selbst aber architektonisch beleuchtet.“

Paul Färber schreibt in seiner Thouret-Biographie (1949) über diesen Triumphbogen auf Seite 286: „Thouret hat auf den Entwurf zu dieser Ehrenforte sein ganzes Können verwendet, weshalb es bedauer-

lich ist, daß keine Abbildung erhalten blieb.“ Diese Angabe läßt sich jedoch erfreulicherweise korrigieren. Das Buch „Das Empire“ von Max von Boehn, Berlin 1925, enthält die Abbildung eines Triumphbogens, der anlässlich eines Besuchs Napoleons in Stuttgart errichtet worden sein soll. Auf Grund der obigen Beschreibung und der aktenmäßig belegten Inschrift ließ sich dieser Triumphbogen als der im Januar 1806 errichtete identifizieren.

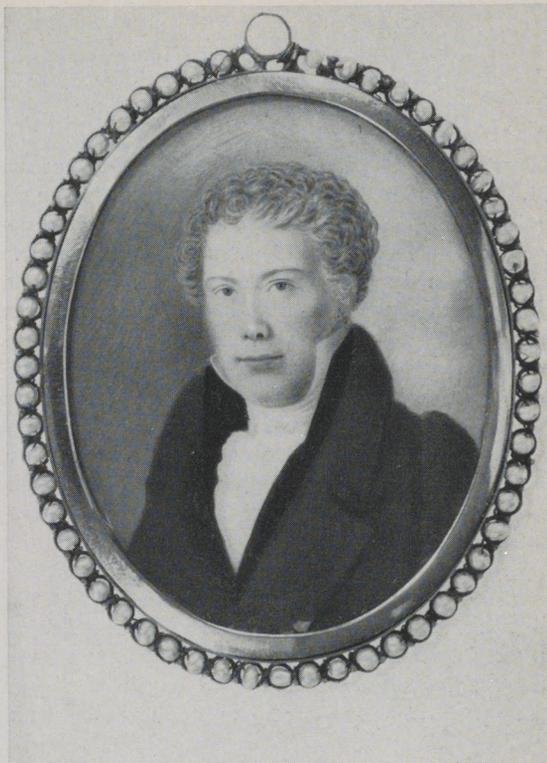
Über den Triumphbogen zu Enzberg (Abb. 3) wurde berichtet: „An den Grenzen der königlichen Staaten zu Enzberg war noch ein Triumphbogen im römischen Stil errichtet, welcher die Inschrift hatte: Napoleoni victori perpetuo¹³. Pacatum tuebitur continentem¹⁴.“

Die Kosten des 16 m hohen und 8 m breiten Triumphbogens bei Göppingen beliefen sich auf 2466 Gulden, die des Stuttgarter Bogens, dessen Ausmessungen sich nicht ermitteln ließen, betrug einschließlich des zerstörten Bogens 8410 Gulden und die des 14 m hohen und 12 m breiten Enzberger Bogens 1864 Gulden.

Den Originalplan des Stuttgarter Bogens verwahrt heute die Kunstbibliothek Berlin-Charlottenburg, während die Pläne des Göppinger und Enzberger Bogens sich im Heimatmuseum Ludwigsburg befinden. Der bei Schefold als Detailzeichnung des Göppinger Bogens angegebene Plan konnte auf Grund der Inschriften als der Enzberger Bogen identifiziert werden.

Textanmerkungen

¹ Napoleon für sein Verdienst um die Befriedung des Erdkreises; Vorschlag von Prof. Drück, ehemal. Lehrer an der Hohen Karlsschule. – ² Postamenten. – ³ Gott des Krieges. – ⁴ Göttin der Weisheit und des Krieges. – ⁵ Viereckige Pfeiler. – ⁶ Leuchter. – ⁷ Enthalten russische und griechische Buchstaben, nicht übersetzbar, vermutlich nur symbolische Bedeutung. – ⁸ Gemeint sind die beiden Engel. – ⁹ Württemberg wird durch dich, den Zurückkehrenden, erfreut; Vorschlag von Lebret. – ¹⁰ Aufsatz. – ¹¹ Der zurückkehrende Kaiser der Franzosen, König von Italien, der bei König Friedrich so hochgeschätzte Gastfreund; Vorschlag von Bibliothekar Reichenbach. – ¹² Dem ehrwürdigsten Napoleon, Kaiser der Gallier-Franzosen, König von Italien, haben der König und das Volk Württembergs den Triumphbogen als Zeichen dafür errichtet, daß er durch die edle Beratung und durch die bewundernswerte Stärke in der kurzen Zeit von zwei Monaten Deutschland den Frieden zurückgegeben hat. Sei gegrüßt. – ¹³ Napoleon, dem ständigen Sieger; Vorschlag von Bibliothekar Johann Wilhelm Petersen, Freund und Mitschüler Schillers. – ¹⁴ Er wird den befriedeten Kontinent bewahren; Vorschlag von Lebret.



6. Karl Bernhard von Uber (1768–1834)
Aufnahme Stadtarchiv Stuttgart



7. Napoleon bei Kurfürst Friedrich
Aufnahme Ehl

Unvergessener Lehrer der Baukunst

Unter diesem Titel brachte die Stuttgarter Zeitung am 31. Oktober 1968 einen Artikel des Unterzeichneten, in welchem daran erinnert wurde, daß vor fünfzig Jahren – genau am 1. November 1918 – Paul Schmitthenner seine Professur an der damaligen Technischen Hochschule in Stuttgart angetreten hat. Man hatte vorher schon von einer Erneuerung des Studienplanes an der Architekturabteilung gesprochen, aber nun – wir zitieren im Weiteren auszugsweise den erwähnten Artikel – „kam die Lawine ins Rollen. Sie war nicht durch die politische Revolution in Gang gesetzt, aber wegen der Bereitschaft dieser Zeit für Reformen kam sie rasch zum Ziel. Als ich im Wintersemester 1918/19, aus dem Lazarett entlassen und schließlich Zivilist, wieder auf der Hochschule anfang, fand ich ein völlig verändertes Bild vor, wie Bonatz es in seinem Lebensrückblick schildert: ‚Bisher war die Baukonstruktion grundsätzlich am häßlichen Beispiel gelehrt worden . . . Nun wurde der Architekt vom ersten Tag des Studiums an in sein Fach eingeführt, und es gibt keinen Lehrer von dieser Fähigkeit und Hingabe in der Vermittlung der Grundelemente der Baukunst wie Schmitthenner. Als die durch ihn vorbereiteten Schüler zum erstenmal zu mir in den Unterricht im Entwerfen kamen, da war das gegen früher wie Tag und Nacht: sie wußten um ihr Handwerk Bescheid.‘

Im guten Bauwerk läßt sich ja die Gestaltung nicht trennen von der Konstruktion; Baustoff und Bauform bedingen sich wechselweise. Daß dazu noch ein drittes kommen muß, – die innere Anteilnahme des schöpferischen Gestalters – war bei den Lehrern eine Selbstverständlichkeit. Von Anfang an arbeiteten die Kollegen trotz erheblichem Altersunterschied in engem Vertrauen zusammen. Was schon mit Fiechter, Janssen und Schmoll von Eisenwerth begonnen hatte, galt weiter, als noch Wetzel und andere zu dieser ‚Kameradschaft ohne Eifersucht und Neid‘ stießen. So konnte die Verschiedenartigkeit der Auffassungen zur Stärke der Abteilung werden. Es liegt nicht am Äußerlichen, ob ein Schüler von der Lehrerpersönlichkeit geformt und gefördert wird. Auch für Schmitthenner gilt die schöne Feststellung von Bonatz: ‚Die spätere Zeit wird uns nicht nach ‚Richtung‘ beurteilen, diese ist ja kein Gradmesser. Sie wird auf den inneren Gehalt sehen, wird suchen, ob Leben und Spannung und Rang da ist.‘

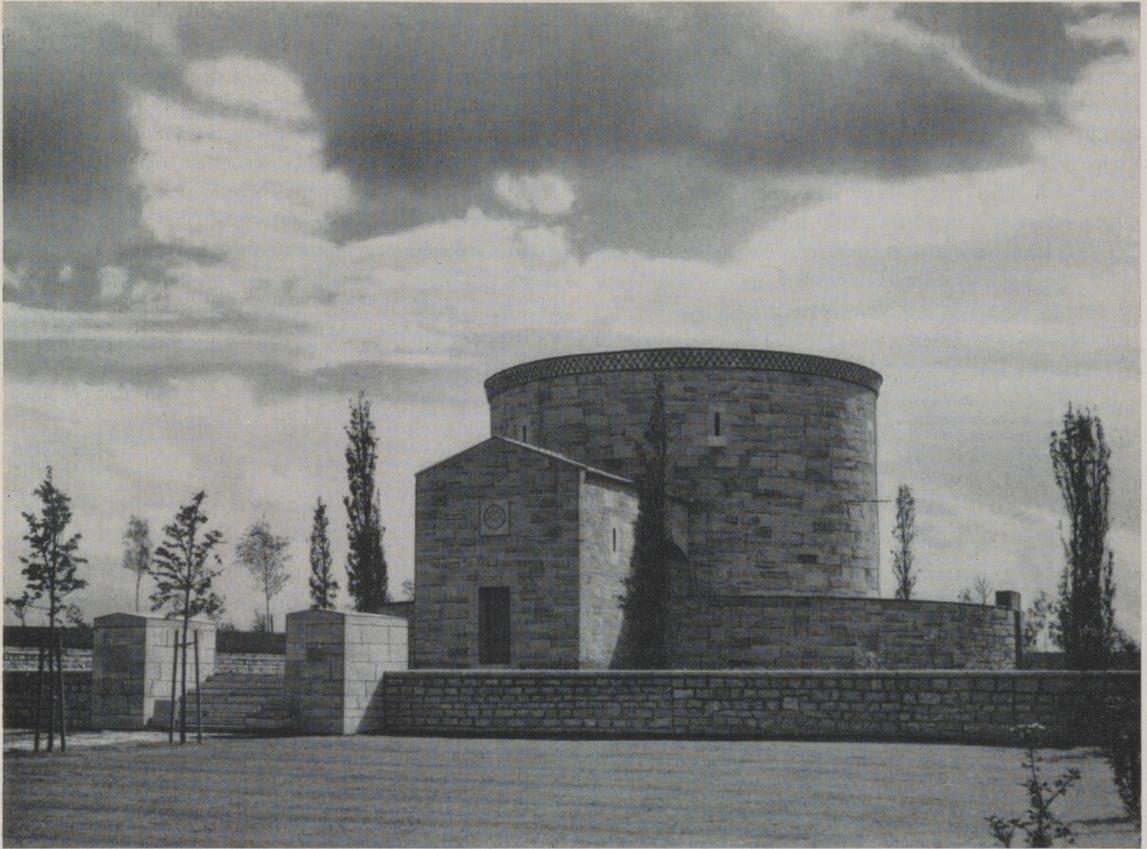
Diesen Rang erreichte Schmitthenners frühes Schaffen vornehmlich beim Siedlungsbau. Schon vor seiner Berufung nach Stuttgart hatte er unter anderem 1917 die Gartenstadt Staaken mit tausend Wohnungen gebaut. Unmittelbar nach seiner Berufung auf die Stuttgarter Stelle waren zwei weitere Siedlungen zu bauen: Sindelfingen und Baden-Oos. Zu solchen Aufgaben holte der Professor bald auch seine Schüler ins Büro und auf die

Baustelle. Wir fühlten uns nach den vier bis fünf verlorenen Jahren eigentlich schon zu alt zum Studieren, drängten in die Praxis und suchten Verdienst, um auf eigenen Füßen zu stehen und Familien zu gründen. Mit viel Verständnis fand die Stuttgarter Hochschule Lösungen. Zwischensemester, Ferienpraxis und andere Hilfen wurden eingerichtet; der Studierende bekam unter anderem die Möglichkeit, die selbständige Diplomarbeit mit verlängertem Termin auszuarbeiten, während er schon eine vollbezahlte Stelle als Diplom-Ingenieur bekleidete. Woher kam es, daß diese ‚Revolution von oben‘ solchen Erfolg hatte? Heute kann man sich ein Vertrauensverhältnis Schüler-Lehrer dieser Art kaum mehr vorstellen. Waren wir so autoritätsgläubig und unkritisch oder war es nicht doch die Weite, die wir spürten, die jedem seine Freiheit ließ? Während anderswo noch Kirchen gotisch, Rathäuser im Renaissance- und große Villen im Rokostil entworfen werden mußten, fragte man hier in erster Linie nach dem richtigen Maß und der ‚anständigen‘ Baugesinnung; das, was einer Sache oder Aufgabe ‚gut ansteht‘, zu ihr paßt, ihr angemessen ist, war gemeint. Dieses Motto dürfte heute noch stimmen. Schüler von überallher, aus dem In- und Ausland fanden sich ein. Dann floß der Strom zurück, und auf vielen Lehrstühlen, Ämtern und bei allerhand großen Bauaufgaben wurden die Stuttgarter Architekten wegen ihrer vielseitigen und gründlichen Ausbildung geschätzt.“

Die „Stuttgarter Schule“ war zu einem anerkannten Begriff von Qualität geworden, und zwar in sehr kurzer Zeit. Als ich gegen Ende meines Studiums mich in München bei einem kleinen Semesterwettbewerb beteiligte – anonym natürlich – sagte mir Theodor Fischer auf den Kopf zu, er habe sofort an der konstruktiven Ausführbarkeit des Entwurfes die gründliche Schulung bei Schmitthenner erkannt. Man hat diesen Lehrer der Grundbegriffe später oft zu Unrecht für einen allzu „Eingelesigen“, in bestimmten Formalismen Festgefahrenen, gehalten, dabei hat er schon früh außer mit handwerklichen Grundkonstruktionen auch an industriell herstellbaren Fertigbauweisen gearbeitet. Ein Zeugnis seiner fortschrittlichen Gesinnung war u. a. 1930 die ganz straff gestaltete Sammelschule in Stuttgart-Zuffenhausen, die Theodor Fischer als einen „unerhörten Schritt nach vorwärts“ bezeichnete. Von 1954 stammt Schmitthenners Bemerkung „Lehrer bleibt nur, wer nie aufgehört hat zu lernen“.

Wieviel Wandlungsfähigkeit sich der alte „Meister“ bis zum heutigen Tag erhalten hat, zeigt uns am besten ein Bauwerk aus den letzten Jahren (Abbildung S. 51).

Auf leichtem Hügel steht im nördlichen Sommegebiet zwischen Amiens und Abbéville bei Bourdon die Gedächtnishalle eines großen Soldatenfriedhofes. Ein kreis-



Paul Schmitthenner, Gedächtnishalle auf dem Soldatenfriedhof Bourdon in Nordfrankreich

förmiger Turmstumpf von 12 m Durchmesser und etwa 10 m Höhe, aber weithin sichtbar und eindringlich in seiner Knappheit. Kaum ein Detail, nur ein ganz schlichtes, wenig ausladendes Zahngesims. Der Innenraum entspricht genau dem Baukörper in seiner äußeren Erscheinung: sichtbares Mauerwerk der Gegend. Die Decke: eine leicht nach oben angehobene Betonplatte mit kreisförmiger Mittelöffnung unverglast, aber nur von 50 cm Durchmesser. Gedämpftes Licht von oben dringt in die Halle, die jeden unwillkürlich zwingt, seinen Hut abzunehmen in Ehrfurcht vor den Toten – oder vor der unendlich-stummen Trauer der fast ägyptisch strengen Mutterfigur. Der Bildhauer Gerhard Marcks, der auf dem Hamburger großen Gedächtnismal der Fliegeropfer ein vielfüriges Charonboot die verschiedenen Schicksale aller Altersstufen erzählen läßt, hat sich hier der Karg-

heit des architektonischen Werkes sinnvoll eingefügt, indem er eine einzelne, ins Ungewisse blickende Frauen-gestalt dem Eingang gegenüber in den Rundraum stellte. So atmet alles die gleiche Zurückgenommenheit auf das unbedingt Notwendige (Abbildung S. 52).

Verläßt man die Halle, so vermittelt ein ummauerter Rundgang durch sparsame Öffnungen den Ausblick in die Landschaft und auf das Gräberfeld. Nur sachte und behutsam soll man vom erschütternden Eindruck der Todes-unerbittlichkeit in die schöne – vergänglich-gefährdete – Lebenswirklichkeit sich zurücktasten. Eine Gruppe schlankwachsender Eichen wird später um den Turmklotz hochwachsen.

Dies Werk konnte wohl nur einer schaffen, der bei aller Lebenszugewandtheit viel vom Tode weiß.

Walter Kittel



Gerhard Marcks, „Die Mutter“

Holz im Gerät

Von Karl Häfner

In einem schwäbischen Dorf ließ vor einigen Jahren ein Schreinermeister seinen Ältesten nicht Schreiner, sondern Maschinenschlosser werden, weil, wie er sagte, ein „Hülzener“ ja doch keine Zukunft habe.

Hat er recht? Als Schreiner sicher nicht ganz, eher wenn er Wagner gewesen wäre. Dieser Beruf geht in den Dörfern sehr zurück. Um die Jahrhundertwende gab es in diesem Dorf vier Wagner (zugleich Bauern), heute noch einen einzigen, obwohl das Dorf jetzt dreimal so groß ist; allerdings hat es wesentlich weniger Bauern als damals.

Die Berufe der „Hülzener“, neben Wagner auch Küfer und Kübler sowie Dreher (nicht Drechsler), waren in der Vergangenheit wichtiger, als sie jetzt sind oder gar in Zukunft sein werden. Die Verwendung des Holzes geht zurück. Das zeigt sich besonders deutlich bei den Geräten der Landwirtschaft, aber auch der ländlichen Hauswirtschaft.

Drei Hauptgründe bedingen diesen Rückgang:

Andere Werkstoffe stehen zur Verfügung (Metalle, allerlei Kunststoffe), die leichter zu verarbeiten sind und handlicheres und dauerhafteres Gerät ergeben.

Andere Arbeitsweisen (Maschinen) machen die einfachen hölzernen Geräte weithin überflüssig.

Andere Arbeitsgebiete brauchen keine hölzernen Geräte mehr; solche, für die hölzernes Gerät selbstverständlich war, sind abgegangen (Gespinstpflanzen und die Arbeit mit ihnen).

Nachstehend soll untersucht werden, welche hölzernen Geräte, die im vorigen Jahrhundert noch verwendet worden sind, jetzt wegfallen, auf welchen Gebieten sie stark eingeschränkt oder doch verändert worden sind. Dabei sind immer die Verhältnisse jenes Dorfes im Kreis Leonberg maßgebend, auch in den Ausdrücken.

An dem Wagen, den einst der dörfliche Handwerker baute, der von dieser Tätigkeit seinen Namen hat, war fast alles aus Holz; der Schmied hatte bloß noch einige, allerdings wichtige Teile anzubringen, die Zusammenhalt und Festigkeit geben mußten. Aus Holz waren die Räder (Felgen, Speichen, Naben), Deichsel und Langwid, Hahl- und Wetterarme (Hahel und Weter), Reihscheid und Rungblock (oder Rumblock), Mickeprügel und Mickeschuh, Pritsche, Seitenbretter und Schilde; am Leiterwagen Leitern

(Leiterbäume und Schwingen), Leuchseln und Jöchlein, Welle mit Klepperhölzern, nebst dem Wiesbaum. Die heutigen Wagen verwenden mehr Eisen, haben auch in den Dörfern vielfach Gummiräder. Am Pflug waren aus Holz Grendel (Pflugbalken) und Reh (oder Gaize) sowie die Pflugschleife. Das Riester war schon lang nicht mehr aus Holz; daß es aber früher nicht aus Eisen gemacht wurde, zeigt noch die alte Benennung Streichbrett. Eggen waren bis gegen Ende des Jahrhunderts z. T. noch ganz aus Holz, sogar die Zähne. Es gab auch noch hölzerne Walzen, abgesägte „Rugel“ von dicken Baumstämmen, an den Rändern mit eisernen Reifen beschlagen. Aus Holz war einst auch das Joch der Zugochsen und -kühe; dieses war aber um die Jahrhundertwende schon völlig abgegangen.

Alle diese im Dorf selber verfertigten Geräte waren meist plump, und sie wurden schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts immer mehr durch fabrikmäßig hergestellte eiserne verdrängt.

An kleinerem landwirtschaftlichem Werkzeug ist noch immer die „Handhabe“ aus Holz. Ihre richtigen Namen sind Stiel bei Gabel und Rechen, Haue und Kräuel, Schippe und Schaufel, Besen, Beil und Hammer, Helm (das und der) bei Karst und Axt, Worb bei der Sense, Stecken bei Flegel und Geißel. Der Stecken ist Naturholz, die anderen sind vom Wagner bearbeitet. Die Rechen, sowohl Tenn- als Grasrechen, waren ganz aus Holz; jener mit langen, weit gestellten Zähnen zum Gebrauch in der Scheuer, dieser mit kürzeren, engeren Zähnen für die Wiese. Ganz aus Holz waren auch die Schüttelgabeln zur Arbeit im Heu und Öhmd. Als die drei- und vierzinkigen Gabeln mit Stahlzinken aufkamen, hießen sie zuerst Amerikanergabeln, auch wenn sie nicht aus Amerika kamen. Vorher hatten die Schmiede derbe, meist zweizinkige Gabeln hergestellt. Rechen und Schüttelgabeln kaufte man nicht im Laden, Hausierer (Umhergänger) aus Orten mit Holzverarbeitung brachten sie in die Dörfer. Andere Hausierer boten auch hölzernes Küchenschirr oder Bürsten an.

Die Garben wurden auf dem Acker in hölzerne „Wid“ gebunden, die zusammen mit dem Schaubseil mit dem hölzernen Bindnagel verknotet wurden. Vorher waren die Wid auf dem Schneidbock „gelenkt“ worden.

Der ganz aus Holz bestehende Schneidbock, der zu jeder Bauernwirtschaft gehörte, ist entbehrlich geworden und wird kaum noch hergestellt. Er diente nicht bloß zum Gelenken der Wid, sondern auch zu manchen Hantierungen, die eigentlich Sache des Wagners waren.

In der Scheuer wurde mit dem hölzernen Flegel gedroschen; die Strohbüschel (Schaub) wurden mit dem hölzernen Scheuernsäbel gesäubert. Bei den in jeder Scheuer bereitstehenden Sieben waren die Wände aus Holz; die Böden waren aus Drahtgeflecht, je nach dem Zweck von verschiedener Weite. Fast ganz aus Holz war auch die fast völlig verschwundene Putzmühle (Windfege). Noch länger wird eine Art Vorgängerin von ihr nicht mehr benützt, die Schwingwanne.

Sonst gab es auf dem Bauernhof an hölzernem Gerät noch allerlei Pritschen (Mist-, Tenn-), Prügel (Spann-), Stämpfel (Kraut-). Tennpritschen brauchte man, um das durch das Dreschen mit dem Flegel schadhafte, uneben gewordene Scheurentenn (die Tenne) zu erneuern; mit Pritschen wurde der Lehm gestampft und festgepatst.

Von den durch Küfer und Kübler gefertigten Gerätschaften, dem „Faß- und Bandgeschirr“, haben sich die großen, die Fässer und Standen, noch am ehesten erhalten, besonders in Weingegenden; hier haben auch der Butten und die Butte oder Bütte nebst der Stütze noch ihr Recht. In den großen Kellern der Genossenschaften wird der Wein jetzt allerdings nicht mehr bloß in Eichenfässern, sondern in „Tanks“ aus Email und Glas gelagert. Die meisten Kübel (Spül-, Schöpf-, Melk-, Säukübel) sind aber heute durch Email-, Zink- oder Plastikeimer ersetzt. Statt hölzernen Waschubern benützt man Zinkwannen – falls man überhaupt noch derartige Gefäße braucht; und die meisten Standen (Kraut-) und Ständerle (Fleisch-, Bohnen-) sind funktionslos geworden und abgegangen.

Kaum besser hat sich ein anderer Zweig hölzerner Gerätschaften erhalten, die geflochtenen. Die vielen Körbe, Zainen, Kräften, Wannen, verschieden nach Art und Zweck, und deshalb auch im Namen unterschieden, haben meist ausgedient. Man braucht sie entweder gar nicht mehr, oder sie haben Ersatz durch solche aus Draht oder Plastikstoffen gefunden. Die geflochtenen waren wenig dauerhaft und an Handgriffen und Böden bald schadhafte. Henkelkörbe benützt man aber immer noch, ja, sie sind bei den Frauen z. T. wieder Mode geworden. Auch Spezialkörbe, wie etwa fürs Kirschenbrechen, werden immer noch benötigt. Zur Verwandtschaft der Korbwaren

gehören auch die Besen, die einst ganz aus Besenreis gemacht waren; solche werden aber heute kaum noch im Stall und für die Straße verwendet.

Ein Sondergebiet, auf dem hölzernes Gerät überflüssig geworden ist, ist das der Gespinstfasern. Während früher bei uns der Anbau von Hanf und Flachs wichtig war – überall gab es in den Dörfern besondere Hanfländer –, sind diese fast ganz aus unseren Feldern verschwunden. Wenn man keine Gespinstpflanzen mehr anbaut, braucht man auch kein Gerät zu ihrer Verarbeitung. So gibt es folgende hölzerne Gerätschaften nicht mehr: Breche, Schwingstock und Schwingmesser, Kunkel und Spindel, Spinnrad und Garnhaspel. Die Spindeln wurden schon länger nicht mehr benützt, Kunkel und Spinnrad aber z. T. noch bis in unser Jahrhundert herein. Diese kleinen Kunstwerke der ländlichen Dreher haben sich heute bloß in Ortsmuseen und als sentimentale Schaustücke in die gute Stube retten können. Das selbstgesponnene Garn wurde auch selber gewoben. Noch vor 70–80 Jahren konnten manche Männer im Dorf weben, was die Frauen gesponnen hatten. Jetzt sind die Balken der ungefügten hölzernen Webstühle samt den zierlichen Schiffelein sowie die Zettelrahmen längst als Brennholz verfeuert. Selbstgepflanzt, selbstgesponnen, selbstgewoben waren die Tuchstücke, die einst mit hölzernen Tuchnägeln zum Bleichen auf dem Rasen ausgespannt waren.

Es ist eine große Änderung, die sich auf diesem Gebiet in den Dörfern vollzogen hat; am Anfang steht der Wegfall des Anbaus der Gespinstpflanzen, am Ende der Verzicht der Frauen auf eine reiche Wäscheaussteuer. Was ist bloß Ursache, was bloß Wirkung?

Verhältnismäßig gut haben sich hölzerne Gerätschaften in der Küche erhalten; Rohholz ist dauerhaft und leicht zu reinigen. Nudelbrett und Schneidbrett, Kuchenschüssel mit und ohne Stiel, Spätzlesbrett und Vesperbrettlein, Wellholz und Erbsendrucker, hölzerne Rührlöffel für Kochtopf und Waschkessel hält man noch immer in den meisten Haushaltungen für unentbehrlich. Dagegen hat sich die Backmulde fast bloß noch in großen bäuerlichen Familien halten können. Die oft so kunstvollen Springerlesmödel werden zwar nicht mehr viel benützt, sind aber immer noch wertgehalten und sorgfältig aufbewahrt.

Die große Bedeutung, die hölzernes Gerät einst hatte, hat auch in der Volkssprache einen Niederschlag gefunden. Viele Ausdrücke, Redensarten, Sprichwörter, deren Ursprung viele Leute nicht mehr kennen, und die jetzt oft falsch oder gar nicht mehr gebraucht werden, weisen auf solche Geräte und ihre Verwendung

hin. Einige Beispiele aus der Menge des Hergehörigen seien angeführt.

Man kann etwas deichseln (eigentlich mit der Deichsel die Richtung des Wagens bestimmen), unterjochen (Zugtiere unter das Joch), zwei unter ein Joch bringen (unter das alte Doppeljoch), bei einer Sache micken (mit der Micke den Lauf hemmen), einen pritschen (harte Schläge mit der Pritsche geben), einen dreschen (viele Schläge mit dem Flegel), etwas anoder verzetteln (den Zettel anrichten oder in Unordnung bringen), sich verhaspeln (Garn am Haspel durcheinanderbringen), jemand durchhecheln (Werg in der Hechel), aufpassen wie ein Hechelmacher (Genauigkeit), einen abschäubeln (loses Stroh mit dem Scheuernsäbel vom Schaub abstreifen).

Einige bildliche Ausdrücke über hölzernes Gerät und seinen Gebrauch: Einen Korb kriegen (abgewiesen werden). Viel Werg an der Kunkel haben (viele Pläne, Geschäftigkeit). Auf die Schippe nehmen („hochnehmen“). Hand an den Pflug legen (mit der Arbeit beginnen). In die Speichen greifen (mithelfen, wenn es schwer geht). Der Haue einen Stiel machen (Abhilfe schaffen). Leeres Stroh dreschen (leeres Gerede). Ein langes (feines, grobes) Garn spinnen (Erzählung, Bericht). Sich in die Wid geben (einfügen, wie die Garben). Den Stiel umdrehen (von der anderen Seite betrachten). Beikommen mit dem Äxtle (richtig anfassen). Einen Besenstiel stecken (statt einer Maie).

Ein grober Kerl ist ein Flegel, ein langer ein Wiesbaum; es steht einer da wie die Geiß im Melkkübel; eine Seuche kann eine Geißel sein für ein Land.

Man sagt etwa: Das wird den Butten nicht binden (= nützt nichts, ist kein Reif um den Butten), oder fragt: Braucht man das Spätzlesbrett, oder ißt man

den Teig so? (wenn man sich nicht entscheiden kann). Unser: Hand vom Butten! (= wegbleiben!) ist in Norddeutschland, wo man den Butten nicht kennt, zu: Hand von der Butter! geworden.

Sprichwörter: Neue Besen fegen gut, werden aber bald stumpf. Man soll das Beil bloß so weit weglegen, daß man den Stiel noch fassen kann. Oder das Schillerzitat: Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.

Noch drei Scherzfragen: Welchem Handwerker bezahlt man das Wettermachen? Dem Wagner (Weter am Wagen). – Wer geht immer rundherum und kommt doch ans Ziel? Der Küfer. – Der Bauer fährt mit zwei, der Graf mit vier, der Kaiser mit sechs, wer aber kommt mit Sieben? Der Siebmacher.

Wenn auch das hölzerne Gerät und das Arbeiten mit ihm z. T. der Vergangenheit angehört, in der Sprache lebt also vieles davon noch und wird wohl auch weiterhin lebendig sein und die Erinnerung wachhalten können.

Rückblickend muß man aber doch fast von einem Weg der Entsagung sprechen, auf den das Holz geführt worden ist. Es ist in seiner ältesten Funktion, als Brennstoff, aus seiner führenden Stellung verdrängt; als Bau- und Werkstoff hat es Einbußen erleiden müssen. Daß es als Rohstoff zur Herstellung anderer Stoffe verwendet wird, ist kaum genügender Ersatz für die Verluste. Dem alten Holz geht es wie den alten Leuten: es ist weithin entbehrlich geworden. Es ist aber doch unverwüßlich; als Gabe der ewig schaffenden Natur wird es immer und stets aufs neue zur Verfügung stehen. Und der Mensch wird diese Gabe immer benützen, wenn sich auch die Verwendung geändert hat und auch fernerhin noch ändern wird.

Frühlingsahnen

Die Flocke trägt der Wirbelwind,
Der Winter will nicht weichen,
Dazwischen strahlt die Sonne lind,
Als erstes Frühlingszeichen.

Die Wiese zeigt das junge Grün,
Schneeglöckchen läuten leise;
Und jubelnd singt vom nahen Blühen
Der Vöglein frohe Weise.

Werner Conzelmann

Werkbundtag 1968 in Berlin

Die Tage in Berlin (10. 10.–13. 10.) standen unter dem Thema: „Die Verantwortung der Generationen für unsere Umwelt“. Der Werkbund, der seine Arbeit nach Ansicht führender Mitglieder unter ausgesprochen politischen Aspekten sieht – wenn man dieses Wort in ganz umfassendem Sinne versteht –, wollte mit dieser Tagung versuchen, in einem „sachlichen Gespräch“ zu einer „Klärung der Frage des unterschiedlichen Gewichtes der Verantwortung der verschiedenen Generationen für unsere Umwelt“ beizutragen.

Es ist ihm nach eigenem Eingeständnis nicht gelungen – aus verschiedenen Gründen. Einmal waren wohl die angeschnittenen Fragen so kompliziert, vielschichtig und stoffreich, daß fundierte Arbeitsergebnisse schon vom methodischen und zeitlichen Rahmen der Tagung her fast nicht erwartet werden konnten. Zum andern waren die Referate in Thema, Anlage und Resumée doch so verschieden, daß es von vornherein sehr schwierig war, sie in der abschließenden Podiumsdiskussion, die ja doch wohl der Höhepunkt der Tagung sein sollte, unter einen Hut zu bringen. Und letztlich waren eben auch die Redner z. T. nicht trockene, distanzierte Sachwalter ihrer Thesen, sondern temperamentvolle und engagierte Verfechter ihrer Erkenntnisse und Forderungen, wobei in der Reaktion der Gesprächspartner das Generationsproblem eben auch hier immer wieder recht deutlich zum Ausdruck kam. Daß es gerade die jüngsten Redner waren, die mit ihren Referaten und Diskussionsbeiträgen den meisten Zündstoff lieferten, lag wohl nicht nur an ihrer „Jugendfrische“, sondern auch an ihrer Zugehörigkeit zu einer Generation, die von anderen geschichtlichen Voraussetzungen geprägt ist als die der Älteren. Die Problematik, die es zu besprechen und erhellen galt, wurde so dem Auditorium recht anschaulich von den „Aufklärern“ selbst demonstriert.

Ich will im folgenden versuchen, ganz kurz die wichtigsten Thesen der sechs Redner zu skizzieren, um schon vom rein Faktischen her zu zeigen, wie verschieden ihre Ausgangspunkte waren und wie unterschiedlich sie an das ihnen gestellte Thema herangingen.

Franz *Marek*, geb. 1913. Führender Funktionär der KP Österreichs, Mitarbeiter Fischers, Chefredakteur der Monatszeitschrift „Weg und Ziel“.

Er setzte an den Anfang seines kurzen Referates das Bekenntnis, daß seine Generation versagt habe, wobei er vor allem auf den zweiten Weltkrieg hinwies; er meinte, Hegels Polemik gegen die These, daß Völker aus Erfahrungen lernen sollen, gelte auch für die Generationen: jede Zeit muß jeweils aus den jetzt gegebenen Bedingungen heraus ihre Entscheidungen treffen. Die Angehörigen seiner Generation hätten deshalb auch nur das Recht zur Auskunft, zur Zeugenschaft.

Hier schlagwortartig seine Ausführungen zur heutigen

politischen Situation: Neokolonialismus in Vietnam, Eurozentrismus bei uns im Hinblick auf die Dritte Welt, Herausbildung von Machtzentren durch Kapitalkonzentrierung, Versandung der Arbeiterbewegung. Mareks Zukunftsprognose: es werden immer mehr Leute immer weniger zu sagen haben.

Diesem mehr allgemeinen Lagebericht folgte eine etwas ausführlichere Stellungnahme zu folgenden Personen und Ereignissen: Guevara, Mairevolte in Frankreich, Prag. Drei Kostproben daraus: Guevaras Idee und Konzept wirkte in den USA und in Europa stärker als in Südamerika. – Am Scheitern der Mairevolte hätten die Gewerkschaften die größte Schuld. – Die Besetzung der ČSSR durch die Warschauer Pakt-Staaten habe ihn besonders tief getroffen. Seine ganzen Hoffnungen galten, wie er sagte, dem Versuch Prags, einen humanen Sozialismus zu verwirklichen. Der jungen Generation warf er vor, das Zukunftsweisende des Prager Modells nicht erkannt zu haben. – Großer Beifall des Auditoriums für ein ungemein sympathisch und bescheiden vorgetragenes Referat mit resignierendem Grundton.

Hubertus *Hüppauff*, geb. 1939. Diplom-Psychologe, mehrere Jahre Vorsitzender des SDS, Lehrer in der Ausbildungsarbeit der IG Metall in Lohr.

Um es gleich vorwegzunehmen: die psychologische Erhellung der jungen Generation nahm in seinem Vortrag einen weitaus größeren Raum ein als seine Stellungnahme zu aktuellen politischen Problemen und Geschehnissen. Hüppauff ist sich des Gegensatzes zwischen den Generationen voll bewußt und meint, daß erst eine neue Generation die Ergebnisse des jetzigen Konfliktes verarbeiten können. Er plädiert dafür, die aufgebrochenen Gegensätze klar herauszuarbeiten und die daraus entstehenden Kämpfe in aller Schärfe auszutragen. Daneben müsse aber immer die zähe Kleinarbeit der Aufklärung in allen Bereichen unseres Lebens stehen.

Hüppauffs erzieherisches Ziel ist der mündige, reflektierende Mensch, der eigenverantwortlich leben und handeln kann. Dazu ist aber seiner Ansicht nach eine Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse vonnöten. Hüppauff hat zwar Verständnis für die Angst der Älteren vor Veränderungen, fragt aber, warum diese immer die Gegenwart an 1945 und nicht an der Zukunft messen. Er sieht in unserer heutigen Gesellschaft einen ausgeprägten Gegensatz zwischen den Postulaten der Demokratie und der Wirklichkeit und fordert auf zur Erkenntnis dieser Situation, zur „Formulierung des Widerstandes“ und – in einem zweiten Stadium – zu dessen Praktizierung. – Die Welt, in der wir leben, ist nach Hüppauff bestimmt durch wirtschaftliches, materialistisches, systemkonformes Denken und Handeln. Da die Väter der jungen Menschen heute keine wahren Autoritäten darstellen, keine praktikablen Verhaltensregeln geben können für

die Bewältigung unserer technisierten Welt, entstehen bei vielen jungen Menschen durch verdrängte Aggressionen Depressionen und Neurosen. Dagegen kann am besten mit einem frühzeitigen Aufbau der Ich-Stärke angegangen werden, wie Hüppauff meint. Er sieht aber die kaum zu bewältigenden Probleme, die bei dieser Intensivierung von Erziehung und Bildung entstehen, zumal dann, wenn der Bundestag die jetzige Aufteilung der Haushaltsmittel beibehält. Eine Möglichkeit sieht Hüppauff in der Kürzung des Verteidigungsetats. – Um es noch einmal zu wiederholen: als Hauptaufgabe der jüngeren Generation sieht Hüppauff die Überwindung der Kluft, die noch zwischen den Postulaten der Demokratie und der Wirklichkeit klafft.

Guenther Moewes, geb. 1935. Architekt HbK, Lehrauftrag an der WKS Dortmund: Grundlagen für Architektur und Industrie-Design.

Moewes war auf der Tagung der Redner, der sich mit seinem Referat und seinem grundsätzlichen Anliegen am eingehendsten mit der Arbeit des Werkbundes auseinandersetzte und dabei ganz konkrete Reformforderungen im Denken, Planen und Handeln vor allem der Architekten verlangte. Das Problem der Generation ließ er dabei völlig außer acht, d. h. er wandte sich an alle heute verantwortlich Tätigen, unabhängig von ihrem Alter. Das Referat war sehr spritzig und angriffslustig formuliert und wurde von Moewes mit spürbarem Engagement vorgetragen. Hier einige Hauptpunkte seiner Ausführungen in sinngemäßer Zusammenfassung:

Die Situation unserer Umwelt ist gekennzeichnet durch einige gesamtgesellschaftlichen Phänomene: tiefe Kluft zwischen offiziell anerkannter Stilkultur und breitem Publikumsgeschmack. Eine kleine Gruppe von Architekten und Designern bestimmt, was gut ist, was Qualität hat. Sie hat sich einen Stil „zurechtdestilliert“, den sie in elitärer Abkapselung weitertradiert (Juries!). Die Grundlagen ihres Bauens und Entwerfens sind Konstruktivismus und Funktionalismus. Die Pläne der Architekten sind planoptisch konzipiert, nicht hinorientiert auf die Möglichkeiten und Erfordernisse unserer Zeit.

Moewes' Forderungen zur Überwindung dieser Misere gipfelte in einem Schlagwort: Kommunikation. Er führte dazu aus: Die Elitären müssen von ihrem Podest herabsteigen, die Bedürfnisse der Verbraucher ernst nehmen, auf sie eingehen, ihnen gerecht werden. Der „Realitätsfetischismus“ müsse überwunden werden, weil Realität oftmals als eine gesetzte Konstante genommen werde, als eine Gegebenheit und nicht als ein zu Veränderndes. Kommunikation sei dringend nötig, damit der Mensch nicht zum Opfer immer schneller sich entwickelnder Veränderungsprozesse werde. Spezialisten seien zwar in vielen Bereichen unumgänglich, um der zunehmenden Kompliziertheit und Komplexität der Probleme gerecht zu werden; sie dürfen aber nicht unabhängig voneinander entscheiden, sondern müssten in dauerndem Erfahrungsaustausch miteinander stehen. Vor allem für Siedlungsvorhaben und Städteplanungen müssten Aus-

schüsse gebildet werden, in denen außer Architekten, Psychologen und Soziologen auch interessierte Laien aus allen sozialen Schichten sitzen. Die Umwelt müsse in einem dauernden Dialog geschaffen werden, mit Phantasie und dem Mut zu Veränderungen. Wer nur kultivieren wolle, bemätele das Chaos. Um diese Formen der schöpferischen Kommunikation möglich zu machen, sei allerdings ein neues Bildungssystem vonnöten, das Wissen und neue Erkenntnisse schneller und beweglicher umsetze als bisher. – Moewes' Ausführungen endeten in einem Zukunftsbild von globalen Ausmaßen, das die Befreiung von alten Zwängen und Fehlern versprach.

In der anschließenden Diskussion wurde vor allem die Frage laut, wie sich Moewes' Forderung nach Kommunikation heute, unter den bestehenden Verhältnissen, verwirklichen lasse, ob seine Forderungen nicht Utopien seien und bleiben müssen. Moewes meinte darauf, Zeichen für die von ihm gewünschten Veränderungen seien vorhanden. Es müsse eben die Diskussion und Aufklärung über diese Probleme verbreitert und intensiviert werden. Aufgabe und Selbstverständnis des Werkbundes, die hier zur Sprache kamen, sollen später nochmals kurz aufgegriffen werden.

Helmut Külz, geb. 1903. Seit 1953 Senatspräsident beim Bundesverwaltungsgericht, Honorarprofessor an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Külz, der seine Überlegungen sehr sachlich und nüchtern vortrug und durch die Vielzahl der Themen und Bereiche, die er reihend aufzählte, eigentlich keine Schwerpunkte setzte, fand im Auditorium nur ein schwaches Echo. Dabei waren seine Ausführungen zu manchen Bereichen unseres öffentlichen Lebens für einen Mann, der zur Spitze des Establishments gehört, doch recht kritisch. Ich versuche auch hier, den Vortrag von Külz ganz kurz zusammenzufassen.

Er zeigte zunächst auf, wie stark unsere Gesellschaftsordnung und Politik von den Alten bestimmt, patriarchalisch geprägt ist: Landesvater, Vater Staat, Senat, Ältestenrat usw. Vatergestalten: Hindenburg, Heuss, Adenauer. Dann durchforschte er unsere Entwicklung nach 1945 nach Soll und Haben, wobei er aufs ganze gesehen sehr viele Minusposten verbuchen mußte.

Oberflächlich gesehen seien wir zwar seit Kriegsende unter der Führung der Alten ganz gut gefahren. Bei vertiefter Betrachtung aber lägen noch viele ungelöste Probleme vor, die zum Teil nur von der jüngeren Generation bewältigt werden könnten. In der Politik: Verhältnis zur DDR und den anderen östlichen Staaten, im menschlichen Bereich: Sexualstrafrecht, Arznei mißbrauch, Vermögensballung, dingliche Umwelt: Ballungszentren, Raum- und Bodenordnung, Zersiedelung, Verschmutzung von Wasser und Luft, Verkehr. Abhilfe sei weitgehend durch eine entsprechende Gesetzgebung möglich, die Rechtsprechung habe bisher das Ihre geleistet. Eine große Rolle bei all diesen Fragen spiele die Macht der Interessengruppen. Dies sei ein echtes Generationsproblem, das nur noch von jüngeren Kräften bewältigt werden

könne. Külz plädierte weiter für eine stärkere Berücksichtigung der Gemeinden bei allen sie betreffenden Fragen und – ganz im Sinne von Moewes – für mehr Mitspracherecht von Soziologen und Praktikern bei der Abfassung von Gesetzen. Auch die zentrale Planung müsse noch verbessert werden, wie dies z. B. in England schon geschehe.

In unserer geistigen Umwelt stimme vieles nicht. Interessanterweise seien unsere obersten Gerichte bei der Beurteilung künstlerischer und ästhetischer Fragen oft aufgeschlossener und fortschrittlicher als jüngere Richter an niederen Gerichten.

Werner Steltzer, geb. 1917. Seit 1961 Leiter des Informationszentrums Berlin.

Steltzers essayistisches Referat fand im Auditorium großen Anklang. Interessante Beispiele meist psychologischer Art gaben seinen Ausführungen eine plastische Anschaulichkeit, die sein Anliegen, die Erhellung gefährlicher menschlicher Schwächen, sehr deutlich werden ließ. Sein Vortrag gipfelte in der Forderung nach einer bewußten Auseinandersetzung mit den Mächten des kollektiven Unbewußten mit Hilfe der Tiefenpsychologie, eine Aufgabe, die von allen Generationen gemeinsam angegangen werden müsse.

Manfred Riedel, geb. 1936. Privatdozent für Philosophie in Heidelberg.

Er hatte es trotz sehr aufschlußreicher und weiterführender Überlegungen am schwersten von allen Rednern, was einmal an seinem etwas langatmigen, trockenen, wissenschaftlichen Stil und der Länge seiner Ausführungen lag, zum ändern an einer gewissen Spröde seines Stoffes. Es gab einige Tagungsteilnehmer, die das Grunds genug fanden, den Vortragssaal nach einiger Zeit zu verlassen, ein Verhalten, das nicht ganz unsymptomatisch für einen Teil der Tagungsteilnehmer war.

Riedel gab seinem Referat einen eigenen Titel: „Zum Wandel des Generationsproblems in der modernen Gesellschaft.“ Ausgangspunkt seines Vortrags war das Faktum der protestierenden Jugend, die so ganz anders sei, als Schelsky sie in den 50er Jahren noch beschrieben habe („Skeptische Generation“). Riedel meint, diese Bewegung habe die bisher gültige Definition des Generationsproblems aufgehoben, da sie sich gegen die Gesellschaft als solche und nicht gegen Personen richte, was andererseits einen Aufbruch der Gesamtgesellschaft bewirkt habe. Das Generationsproblem familiärer Art werde wohl aussterben. Die Gründe dafür: 1. Der Altersunterschied werde in Zukunft immer unwichtiger. 2. Veränderung der Lebenswelt – die Erfahrung der Alten werde in Zukunft in vielen Berufen nicht nur unwichtig, sondern fortschritthemmend wirken. 3. Tendenz zur Autoritätsnivellierung – die alten Hierarchien zerbrechen, Autorität sei nur noch institutionell wirksam. Dies bewirke ein labiles gesellschaftliches Gleichgewicht, nicht zuletzt durch die frühe wirtschaftliche Unabhängigkeit der jungen Generation. In einem Jahrhundert habe es früher drei Generationen gegeben, heute vier und in Zu-

kunft fünf. Das ergab und wird noch mehr eine generative Umprägung der Bevölkerungsstruktur ergeben: mehr heiraten früher und leben länger. Lebenserwartung 1840: 32 Jahre, 1960: 64,32 Jahre.

Diese ganze Problematik ließ auch Riedel – wie zuvor Moewes und Hüppauff – nach unserem Bildungswesen fragen. Für die Förderung der Kommunikation unter den Generationen müßte die Erwachsenenbildung ausgebaut und vertieft, die Fachschulen vermehrt werden. An sich erforderten die Ansprüche von heute und morgen zum Teil ganz neue Schul- und Bildungssysteme, die aber eben nicht einfach aus dem Boden gestampft werden könnten. Überlegungen zu einer Lösung dieser Problematik waren von Riedel billigerweise nicht zu erwarten.

Die Podiumsdiskussion, die wohl krönender Abschluß der Tagung hätte werden sollen, brachte keine neuen Ergebnisse, offenbarte in ihrem Verlauf nur, wie schwer Kommunikation selbst unter Willigen ist. Spannungen zwischen einzelnen Diskutierenden fanden keine Lösung, Positionen verhärteten sich, manche Wortgefechte drohten persönlich zu werden. Vor allem die temperamentvollen Attacken von Moewes und seine konsequente Forderung, der Werkbund müsse zu den von ihm aufgeworfenen Fragen Stellung beziehen – die der Diskussionsleiter, Walter Rossow, hic et nunc ablehnte, weil solches gar nicht geplant gewesen sei – all dies schuf eine Stimmung, die gar nicht im Sinne der Vorbereiter dieser Tage war. Da außerdem die Form der Podiumsdiskussion durch Zurufe aus dem Auditorium durchbrochen wurde, die massive Kritik am Stil der Tagung enthielten – zu lange Referate, Podiumsdiskussion statt Plenumsdiskussion –, spürte man etwas von der „Berliner Luft“, die beim gleichzeitig stattfindenden Germanistenkongreß so heftig wehte. Eine Gruppe junger Werkbündler forderte auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung u. a. die Gestaltung kommender Kongresse auf breiterer personeller Basis, die Änderung der Aufnahmebestimmungen des Werkbundes, die Absage an seinen elitären Charakter. Das Auditorium reagierte bei alledem nicht so, daß man sich eine Meinung über seine Zusammensetzung und seine Ansichten hätte bilden können. Gut formulierte interessante Beobachtungen und Thesen fanden zumeist freundlichen, zuweilen lebhaften Beifall. Insgesamt war bei dem größten Teil der Zuhörer eine Aufgeschlossenheit für progressive Anschauungen spürbar, die aber höchstens durch Klatschen, selten verbal zum Ausdruck kam.

Als Rahmenprogramm wurde u. a. geboten: Besichtigung der Neuen Nationalgalerie, erbaut von Mies van der Rohe – ein klassisch schöner Bau, von seiner Funktion her ein glatter Fehlschlag. Besuch des neuen Brücke-Museums – in seiner maßvollen Schlichtheit überzeugend, auch als Museum sehr gut gelungen. – Fahrt durchs Märkische Viertel – Musterbeispiel einer völlig ungenügenden Planung. Fahrt durch die City und den Süden Berlins (u. a. Tiergarten, Kreuzberg, Neukölln, Britz,

Buckow, Rudow). City nach 1945 fast völlig neu wieder aufgebaut, Neukölln und Kreuzberg mit ihrer erhaltenen Bau- und Sozialstruktur, BBR („Gropius-Stadt“), ein neu entstehender Stadtteil (zum Teil riesige Hochhäuser auf fast zu engem Raum, Versuch der Auflockerung und Rhythmisierung durch abwechslungsreiche, farbige Gestaltung der Fassaden, offensichtlich gründliche Planung: Grünanlagen, Kinderspielplätze, Schulen, Verwaltungsgebäude sollen rechtzeitig fertiggestellt werden). Besuch eines Konzertes mit experimenteller Musik. Ein Versuch Henk Badings, Männerchorgesang und elektronische Musik zu koppeln, ging wegen schlechter Qualität von Chor und Stück völlig daneben.

Fazit des Werkbundtages 1968? Beherrschendes Gefühl war ein Unbehagen: man merkte, daß die alten Wege nicht zu neuen Zielen führen können und mußte doch zugeben, daß es a) noch zu wenig neue Wege gibt, b) nur wenige diese begehnen und c) die Ziele zum Teil noch sehr vage sind, nur vereinzelt in ihren Umrissen deutlich erkennbar. Klar mußte eigentlich aber jedem sein, daß das Weitergehen auf den alten, ausgetretenen Pfaden in den Abgrund führen kann.

Welche Stellung sollte hier der Schwäb. Heimatbund beziehen? Peter Haag hat ja vor nicht langer Zeit

(„Schwäb. Heimat“, H. 1, 1968) zu einer ganzen Reihe der in Berlin aufgeworfenen Fragen gründlich und überzeugend Stellung genommen. So sei hier ganz kurz noch einmal wiederholt: um den wichtigen pflegerischen Aufgaben des Schwäb. Heimatbundes völlige Glaubhaftigkeit – gerade bei jungen Leuten! – zu geben, darf er in Zukunft auf keinen Fall mehr den Eindruck erwecken, als lebe er in erster Linie der *laudatio temporis acti*. Gerade weil je länger je mehr verantwortungsbewußter Denkmals-, Natur- und Landschaftsschutz unterstützt werden muß, müssen die Organisationen und Institutionen, die sich dies zur Aufgabe gemacht haben, überzeugend deutlich machen können, daß es ihnen dabei auch um die Zukunft zu tun ist. Wenn man die Planung für morgen rein materialistisch orientierten Interessengruppen überläßt, muß es böse enden.

Der Schwäb. Heimatbund sollte deshalb in seinem Fahrten- und Vortragsprogramm mehr als bisher demonstrieren, daß er an den aktuellen Fragen der Erziehung, Bildung und Ausbildung, an den Problemen des Bauens und Siedelns unserer und zukünftiger Tage ebenso interessiert ist und sich an gelungenen Werken genauso freut wie an den Zeugnissen der Vergangenheit.

Hans-Ulrich Roller

Der Landkreis Öhringen

Bemerkungen zu einer Geschichte

Von Ernst Müller

1962, kurz nach Fertigstellung der zwei Bände Balingen, erschien der erste Band, der einführende Teil der Kreisbeschreibung von Öhringen. Inzwischen ging die Verantwortung der Kreisbeschreibungen auf die Staatliche Archivverwaltung Baden-Württemberg über. Die Landkreise mußten ihre Wünsche, was Umfang und Erfassung besonders der historischen Kapitel anlangt, der Zensur und dem Plan der Staatlichen Archivverwaltung unterstellen, die damit die längst als ungenügend erkannte Autorität des Statistischen Landesamts Württemberg-Baden oder ihrer badischen Parallelen ablöste. Eine Entwicklung zugunsten der Geschichte und deren Vorrang über die Statistik beendete die württembergische Sonderart der Tradition württembergischer Oberamtsbeschreibungen und ließ sie aufgehen in der größeren Aufgabe, die seit 1953 dem Bundesland Baden-Württemberg gestellt ist. Es dürfte kaum zu bestreiten sein, daß der Vorsprung von Württemberg im Bereich der Landesbeschreibungen nur auf diese Weise ausgeglichen werden kann, wenn es gelingt, auf der Basis des Historischen, das mindestens bis 1250 für die Gebiete Württemberg und Baden, wie sie seit 1810 begrenzt waren, keine territo-

riale Unterscheidung von Bedeutung zuläßt, eine gemeinsame Methode der Beschreibung zu finden. Mit dem zweiten Band Öhringen liegt uns nun ein württembergisches Modell vor, das eine bis 1806 getrennt von Württemberg verlaufende hohenlohische Entwicklung aufs beste integriert hat in die Verwaltungseinheiten, wie sie das Königreich Württemberg grundgelegt hat und wie sie in der Epoche der Weimarer Republik und dann auch in den kurzen Jahren des Dritten Reiches in Anpassung an eine immer stärker werdende Tendenz der Zentralisierung und des Abbaus des Föderalismus so verändert wurden, daß sie den heutigen Kreisbeschreibungen als Ausgangspunkt der formalen Planung dienen können.

Was uns an dem Öhringer Band auffällt, daß bei den konkreten Erfassungen der Geschichte und der geographischen Lage der 51 Gemeinden die Motive einer fränkischen Besiedlung, die sich von der alemannischen abhebt, kaum mehr Beachtung finden. Das Denken in Stammesgegensätzen, das die Geschichtsschreibung des späten 19. Jahrhunderts stark bestimmt und zu manchen heute als unhaltbar erkannten Vorurteilen geführt hat,

ist einer nüchternen Auswertung von Archivalien (Urbare, Lagerbücher, Obleybuch, Wappen, Seelbücher) gewichen, bei denen dann die jeweiligen Landesherren, ihre Vögte oder Lehensleute gleichsam nur noch die Funktion von Unterzeichnern haben, von Herren, die einem geglückten oder mißlungenen Ausbau ihrer Herrschaft den Namen geliehen haben.

Dabei wird deutlich, daß die mittelalterlichen Zeitläufe die eigentlichen Probleme für den Historiker aufgeben, etwa das Problem der abgegangenen Wohnplätze und Burgen. Leider fehlt eine Statistik, die im ersten Band Tübingen so genauen Überblick verschafft. Es gibt keine lückenlosen Entwicklungsepochen, wie sie etwa im Zeitalter der gedruckten Chroniken und statistischen Erhebungen des 17. und 18. Jahrhunderts haben umfassend beschrieben werden können. Je tiefer wir in die vergangenen Zeiten blicken, um so spärlicher fließen die Quellen, die in den neueren Zeiten zum breiten Strom anschwellen. Die älteste Pergamenturkunde, der Öhringer Stiftungsbrief aus dem frühen 11. Jahrhundert, erhellt als einzige das Dunkel der karolingischen Jahrhunderte und gibt die Vorscheine in die Stauferzeit. Nur ungefähr vermögen wir den Riesenbesitz, der sicher den ganzen Landkreis und weit über ihn hinaus des Adelheiderbes umfaßte, nachzuzeichnen. Bloße Namen erscheinen im Erbe Gebhards, des Bischofs von Regensburg. Wie die Stiftsvogtei an die Staufer kam, können wir nur vermuten; und wie die ersten stauferischen Vögte hießen, wissen wir nicht. Doch solche Urkundenmängel sind für einen deutschen Binnenraum des 11. Jahrhunderts keine Ausnahme. Nur von den rheinischen Gegenden, wo Römerstädte zu Bischofssitzen wurden, leuchtet die Geschichte heller. Von Speyer und Lothringen und dem Zwickel des Rhein-Neckargebietes kommt die Kaiserinmutter Adelheid.

Mit dem Adel und seinen Burgen haben wir es erst sehr viel später zu tun. Wie anderswo ging auch in unserem Gebiet die Kirche voran. Nicht zufällig ist die Öhringer Stiftskirche des späten 15. Jahrhunderts das einzige Gotteshaus von Bedeutung. Die feudale Gesellschaft – das ist die der Lehensherren und der Lehensleute – tritt erst in der älteren und jüngeren Stauferzeit ins volle Licht einer Bau-, Besitz- und Gründergeschichte. Zwischen 1100 und 1250 haben sich Öhringen und Forchtenberg aus vicus zu oppida und civitates entwickelt. Ihr Gründer war wohl ein alter Erbadel, der aber das Erlöschen des Stauferhauses nicht überlebte. Die meisten anderen Stadtgründungen fallen in das frühe 14. Jahrhundert und nennen zumeist im Erbgang und Kauf die Hohenlohe, die damit ihre gleichrangigen Rivalen als ehemalige stauferische Ministerialen überflügelt hatten und im Spätmittelalter bereits mit einem Landesausbau und Hoheitsrechten unter den regierenden Grafen des Deutschen Reiches Ansehen und Erfolg hatten.

Gleichwohl blieb der Niederadel und der in diesen Rang abgesunkene Ministeriale in unserem, wie im ganzen hohenlohischen Gebiet nicht nur sehr zahlreich, sondern

auch besitzmächtig und geschickt in den Vogteifunktionen der Hohenlohe. Dies durch die Schuld der herrschenden Grafen, die ihr Territorium nicht zusammenhielten, sondern gemäß altdeutschem Recht unter die Söhne teilten oder wild verpfändeten und sich in Burgbauten, Stadthäusern und später dann im 16. Jahrhundert in Schlössern größten Umfangs verausgabten. Die Residenzen der Hohenlohe im 16. und 17. Jahrhundert stehen heute noch an der Spitze fürstlicher Wohnkunst und höfisch weltgewandter Lebensart. Auf den Landesherrn war die Klein- und Zwergstadt zugeschnitten, er regierte ohne Stände nur mit seinen Räten absolut, sofern er nicht in kaiserlichen Diensten außer Landes Ruhm holte. Sparsam in Klostergründungen, wie die Württemberger, begnügten sich die Hohenlohe mit dem Erbbegräbnis in ihrer seit 1553 säkularisierten Stiftskirche, wo auch die fast legendäre Gründerin Kaiserinmutter Adelheid und die großen Grafen im Dienste der späten Staufer ihre Tumben in der Gruft schon im 13. Jahrhundert bekamen. Im Hochmittelalter war ihr Gebiet das wichtigste Durchgangsland vom Westen des Rheins zum Osten bis nach Prag, vom Sachsen des Nordens bis in den Süden des italienischen Stauferreiches. Für Burgen waren die nicht übermäßig hohen Keuperstufenränder mit ihren Bergspornen, mit angrenzenden Mainhardter Waldgebieten, die fruchtbare hohenlohische flachgewellte Ebene auf Lettenkohlekeuper (Wasserburgen) und die steilwandigen Muschelkalktäler des Kochers und seiner Nebenflüsse (Kupfer, Sall, Ohrn, Brettach) die hervorragende Gelegenheit, geschützt und gesichert zu wohnen, solange bis die schweren Feuerwaffen die Burgen zu Museen umwandelten und die Reformation den Landesherrn auch noch die geistlichen Güter in die Hände spielte. Nun erst hatte es Sinn, von einem geschlossenen Territorium zu reden, das in Wettstreit treten konnte mit Gebieten seiner Größe, aber ein moderner Staat mit Verfassung war Hohenlohe nicht. Dem gefürsteten Hohenlohe gerade fehlte ein städtisches Zentrum, eine Kapitale und vor allem eine Vertretung der Untertanen, die sich hätte der Landesverteidigung annehmen und die Fürsten zwingen können, das Territorium nicht ständig zu teilen und damit wehrunfähig zu machen.

Älteste Siedlungen

Wie schon gesagt, die heutigen Siedlungsbilder und ihre mittelalterlichen Kerne lassen bestenfalls durch ihre Namen oder urkundliche Erwähnungen einen Schluß auf ein höheres Alter zu. Am besten bezeugt ist Baumerlenbach, dessen Eigenkirche Hiltisnoot, die Schwester des Gaugrafen Maorbach, 887 in den Besitz des Klosters Lorsch stellt. Zum Unterschied von Erlenbachnamen in der Umgebung setzte sich wohl schon im 11. Jahrhundert der heutige Name fest.

So ziemlich sicher ist Forchtenberg (forth gleich Furt, Mündung der Kupfer in den Kocher) aus der jenseits

des Kochers gelegenen Ursiedlung Wülfigen (abgeg.) hervorgegangen in jenem Zeitraum, als der Ortsadel, der bis in die Landnahmezeit zurückreicht, sich im 11. Jahrhundert auf dem Bergsporn eine feste Burg baute. Erwähnt sind ein Graf Kuno und eine Schenkerin. Stadtgründer waren die Herren von Dürn. Wülfigens Beziehungen zum Kochergau (Komburg-Grafen) sind gut bezeugt.

Langenbeutungen (8 km westlich von Öhringen) wird im Lorscher Codex als „Butinga in Bretachgowe“ erwähnt, darf also als Landnahmeort gelten, der im Laufe der Jahrhunderte ein halbes Dutzend Weiler inkorporierte. Ebenso zum Brettachgau gehörte das Weilerdorf Möglingen, eine Filiale von Baumerlenbach.

Die Gemarkung Sindringen wird 3,5 km von NNW nach SSO vom obergermanischen Limes durchzogen. Die Siedlung des Sinheri bezeugt mit dem Namen ein alemannisches Urdorf und wird 1047 zum „Cohengowe“ gezählt. Öhringen (vicus Aurelianus) liegt am Vorderen Limes und beherrscht die Ebene zwischen Kochertal und den Keuperbergen des Mainhardter Waldes. Zwei Kastelle sind ausgegraben, die in geringer Entfernung hinter dem Limes standen. Der Ortsname ist vorrömisch, der vorgermanische Flußnamen Ohrn ist in Aurelius latinisiert worden. Ohne Zweifel existierte der vicus (Dorf) mindestens 300 Jahre vor seiner urkundlichen Erwähnung 1037.

Der Öhringer Stiftungsbrief

Das wichtigste und älteste schriftliche Dokument hat Decker-Hauff auf seine genealogischen Befunde hin untersucht. Das Datum 1037 dürfte danach nicht als Gründungsdatum des Stiftes gelten, da es vielmehr das Datum ist, das Bischof Gebhard von Regensburg meinte, als er das Kanonikerstift samt den aufgezählten Gütern dem Bistum Regensburg einverleibte. Gegründet wurde es sicher von den Erben jener Grafenfamilie (ein Graf Hermann wird erwähnt), die vor 1037 ausgestorben ist. Die Haupterin war die aus dem Metzger Grafengeschlecht, das verwandt war mit den Egisheimer Grafen (Papst Leo IX.), stammende Adelheid, die in erster Ehe mit einem Grafen Heinrich aus dem Wormsgau verheiratet war und dadurch die Mutter Kaiser Konrads II. des Saliers (um 989 geboren) geworden ist. In zweiter Ehe heiratete Adelheid nicht einen Kochergaugrafen, wie die ältere Forschung annahm, sondern Poppo, den Grafen im Lobdengau (zwischen Mannheim und Heidelberg). Sie hatte möglicherweise aus dieser Ehe neben dem genannten Gebhard noch andere Kinder. Als Kaiserinmutter verwandelte sie um 1030 die Öhringer Pfarrkirche in ein Stift. Mit ihrem Einverständnis übergab ihr Sohn, der Regensburger Bischof, die Vogtei dem Grafen Burkhard von Komburg. Nur so ist hinreichend geklärt, warum am Erbe Adelheids die Salier und der Kaiser keinen Anteil hatten. Als die Komburger 1108 ausstarben,

ging die Vogtei an die Staufer. König Friedrich II. tauschte 1215 vom Hochstift u. a. Dorf (villa) und Stift Öhringen samt der Vogtei gegen die Damenstifte Ober- und Niedermünster in Regensburg ein.

Das Rechtsgeschäft wurde von den Äbtissinnen bestritten. Sie kämpften um ihre Freiheit vom Regensburger und erhielten sie auch. Ein im Öhringer Weistum festgehaltenes Schiedsverfahren (1253) nennt zwei Vögte über den Stiftsbesitz: Gottfried von Hohenlohe und den Weinsberger Ministerialen Konrad.

Ein erst neuerdings aufgefundenes Urbar des Hochstifts Regensburg (Hauptstaatsarchiv München), um 1250 angelegt, nennt als Vogt aber einen gleichfalls berühmten Parteigänger der Staufer, nämlich Gottfried von Neiffen. Sicher ist deshalb nur: die Staufer verfügten über Stiftsrechte, sie sind vielleicht auch die Stadtgründer, aber unentschieden bleibt zunächst, ob die staufer-freundlichen Vögte, Neiffen, Hohenlohe, Weinsberg zusammen den riesigen Besitz verwalteten. Die These, daß ein Staufer nur den von Regensburg lehnbaren Teil des Stiftes den Hohenlohe übergeben hat, dürfte darum erledigt sein, als das Urbar von 1250 Besitz aus Huseler abg. G. Cappel, Unterweiler b. Neuenstein, Ernsbach, Fessbach, Kesselfeld, Pfaffenweiler, Michelbach (Altengabeln, Gabelstein abg. Burg), Lüpfersberg, Waldenburg und abgeg. Baumgarten und Stöckig erwähnt, wozu dann noch die Forchtenberg u. a. Lehen kamen. Die Lehen erloschen rechtens 1803. Sie gingen aber nach dem Sturz der Staufer zum allergrößten Teil in die Hände Hohenlohes über. „Die Hohenloher verstanden es, aus den Rechten der Regensburger Lehenshoheit die Landeshoheit aufzubauen“ (S. 18).

Städte

Wir finden unter den 51 Gemeinden, schon im 14. Jahrhundert in Ämter zusammengefaßt, fast 20 Prozent Städte, was eine Vielzahl von Adelherrschaften voraussetzt, im übrigen sehr typisch für Franken. Die meisten sind im 12. und 13. Jahrhundert Burgsiedlungen. So etwa Neuenstein, von einem Geschlecht gleichen Namens erbaut um 1310, durch Heirat mit einer Neuensteinerin an Kraft von Hohenlohe übergegangen, dem wahrscheinlich das für die Stadt ausersehene Gelände schon gehörte. 1351 erhält Hohenlohe von Regensburg (Vermittlung des Kaisers) die Hochgerichtsbarkeit. 1357 nimmt ein Vogt der neuen Herrschaft die Geschäfte des Amtes wahr. 12 von 20 bewirtschafteten Bürgergütern waren Eigen der Herrschaft. Im 15. Jahrhundert sind die 12 Herrschaftshöfe geviertelt und an Bürger verliehen. Zum Amt gehörten fünf heutige Gemeinden und ein halbes Dutzend abgegangene. Der Ausbau der Stadt zur Residenz einer eigenen Linie erfolgte nach 1553. Es ist die heutige Vierflügelanlage mit der Renovation von Georg Kern und Heinrich Schickhardt, in der die Linie Hohenlohe-Neuenstein bis zu ihrem Übergang an die Linie

Hohenlohe-Öhringen wohnte (1805). Der Neubau der Galerien erfolgte 1709. Von 1907–1913 Generalrenovierung des Wasserschlosses nebst Aufsetzung eines vierten Geschosses mit Zwerggiebeln. An Portalwappen sind alt das von Hohenlohe-Solms und Hohenlohe-Hohenzollern. Der älteste Bauteil ist heute noch der staufische quadratische Bergfried. Die Münze, die Klippergeld im Dreißigjährigen Krieg produzierte, lebte nicht lange. Einnahmen des Landesherrn: Zoll (Eingang der Stadt), Geleitsrechte durch das Amt, ein Teil der städtischen Beet und die Hälfte des Umgelds (Getränkeausschank) und die in Geld umgewandelte Frontaxe. 1806 richtete Württemberg ein kurzlebige Oberamt und ein Patrimonialvogteiamt ein (identisch mit dem Amt von 1672). 1809 Einverleibung in den Landkreis Öhringen. Wachstum der Einwohner: 1672: 900, 1806: 1211, 1966: 2987. Struktur: klein- bis mittelbäuerlich, vorwiegend gewerblich.

Exkurs über den Adel

Wer von den Städten spricht, stößt auf einen weitverzweigten Gründer- und Stifteradel, dessen Herkunft so dunkel bleibt wie die der Sieger und Glücklichen, der Hohenlohe. Sicher ist, daß es sich um keinen Hochadel handelt; ins Licht treten manche Familien aber als Ministerialen, der Staufer besonders. Nur die Herren von Düren nennen sich Grafen von Forchtenberg und dann seit 1200 die Hohenlohe, die als Parteigänger der Staufer durch ihre ruhmreichen Hilfen und Ämter am Hofe in den Italienzügen als Grafen von Romagna in die Urkunden eingehen. Anzunehmen ist, daß sie mit den Kaiserhäusern verwandt waren und darum zum Hochadel zu zählen sind.

Wir notierten die Neuensteiner und ihre Wasserburg (erste Erwähnung 1230). Hundert Jahre später bekommt sie von den Hohenlohe Ring, Mauer, Graben; im Norden und Süden ist sie durch Seen geschützt. Bis 1172 zählten die Neuensteiner zum Geschlecht der Herren vom Stein, dessen Besitz beim Aussterben von Barbarossa den getreuen Neuensteinern übergeben wurde. In ihre Stammverwandtschaft zählen fast alle im Landkreis Öhringen Besitz habenden Geschlechter: die Gabelstein, Wunnenstein, Bartenstein, Stetten, Bartenau und vor allem die Ministerialenfamilie derer von Weinsberg, wo sie teils als Ganerben, teils als Anteilseigner auf der Burg Neufels, Bartenau, Gabelstein, Künzelsau, Nagelsberg, Oberohrn, Schrozberg urkundlich nachzuweisen sind. Sie liegen in steter Fehde mit ihren Hohenloher Rivalen, sinken aber durch ihre personenreiche Familie und die vielen Erbteilungen (im 14. Jahrhundert Versippungen mit Niederadel und Einbürgerung in Hall und anderswo) sozial ab und halten sich nur noch mit Chorherrnstellen in Öhringen, mit Nonnen in den Klöstern Gnadental und St. Klara Heilbronn, mit Komturschaften in Hall und Affaltrach oder als Guardiane bei den Minder-

brüdern in Esslingen und Würzburg. Im 14. Jahrhundert finden wir die zuerst Gleichrangigen als Lehensleute der Hohenlohe, da sie den eigenen Besitz längst an die geistlichen Stifte und an die herrschenden Grafen veräußert hatten. Ihr Wappen, im silbernen Schild einen roten Hammer, wurde zum letztenmal 1525 von Karl V. verliehen. Um 1540 sind sie ausgestorben.

Eine andere Ministerialenadelsfamilie ist die von Neudeck. Ihre älteren Mitglieder begegnen uns in Urkunden Friedrichs II. (Italien) und seines Sohnes König Heinrich (VII.). Als Zeugen rangieren sie wie die höchsten Ministerialen gleich mit den Weinsbergern. Durch unebenbürtige Heiraten erscheinen sie ein Jahrhundert später als Dienst- oder Lehensleute ihrer früheren Rivalen. Ihr Besitz war ursprünglich so groß wie der der Neuensteiner: Burg Neudeck, (Langen) Beutingen, Weyer, große Teile des Burgfriedens von Maienfels und Waldbach, Güter und Rechte in Baumerlenbach, Dimbach, Schwabbach, Weißensburg, Geddelbach, Windischenbach, Verrenberg, Westernbach, Maßholderbach, Obersöllbach und außerhalb der Kreisgrenze viele Güter westlich bis Ödheim am Kocher. Ihr Absinken beschleunigten Erbteilungen vor allem durch Erbtöchter, wobei die Gemmingen am Kocher und in Maienfels groß wurden. Der Ausverkauf ihrer Burgen und Güter ist urkundlich ziemlich gut bekannt. Die Stammburg fiel zum größten Teil an Hohenlohe (1326), dergleichen alle aufgezählten Güter an Hohenlohe und das Stift Öhringen. Als letztes veräußerten sie Burg und Dorf Treschklingen (Wormser Lehen) 1516 an die Helmstedt, und Burg Presteneck an die Hornberg. Hans Sigmund schied als erbeloser durch Selbstmord 1588 aus dem Leben. Da die Stammburg auch in Teilen zu Lehen der Löwensteiner ging, griff Hohenlohe zu und löste das Löwensteiner Lehen auf und faßte den Besitz um Neudeck-Langenbeutingen in einem als Amt zusammen. 1425 versuchten die Neudecker eine Rückgabe von den Hohenloher zu erreichen. Die Fehde brachte keine Entscheidung, ein Vergleich stellte den Status quo zugunsten Hohenlohes her. Die Fehde Württembergs mit der Kurpfalz im späten 15. Jahrhundert wirkte sich auf das Amt Neudeck-Beutingen so aus, daß nach anfänglichen Erfolgen der Pfälzer mit Löwenstein die Neudecker württembergische Lehensträger wurden (1506). Indes verweigerte die Familie den Eintritt in die württembergische Landstandschaft. Nach 1588 veräußerte Württemberg die wenigen Neudecker Lehen (Vogtei und Gericht in Beutingen) um 17 000 fl. an Hohenlohe-Neuenstein, das damit alleiniger Inhaber der Herrschaft und größter Grundbesitzer war. Die Amtsverwaltung wurde 1806 aufgehoben und ins Oberamt Neuenstein überführt.

Ein reiner Adelssitz und Ritterverwaltungsmittelpunkt war der sogenannte Burgfrieden mit Maienfels und Neuhütten (spätes Rodungsgebiet um 1300). Engelhard von Maienfels baute die erste Burg, er war ein Neudecker (Wappengleichheit, Schild mit Balken). Zubehör: einige Dörfer des Waldgebietes als königliches Forstregal. Doch

schon 1314 waren die Maienfels-Neudecker so verschuldet, daß sie den Weinsbergern ihre Burg zum offenen Haus machen. 1375 kaufte dann die Burg Graf Albrecht von Löwenstein, einige Dörfer gingen an den Edelknecht Förderer von Waldeck, der diese samt der Burg 1377 dem Pfalzgrafen Otto zum offenen Haus machte. Es war die Zeit, da die Territorialherren die Ritterbündnisse bekämpften und deren Burgen entweder eroberten oder aufkauften. Die freien Städte halfen tüchtig mit den Fürsten oder gegen sie. Aber im zersplitterten Franken konnten sich die Ritter halten. 1400 gehörte den Wunnensteinern die Burg nebst reichem Dorfbesitz, etwa Unterheimbach. Nach dem Tode des Wunnensteiners Wolf 1413 setzte im Erbgang eine Zersplitterung der Herrschaft Maienfels ein. Folge war ein Ganerbiat, bedingt durch die Heirat des Hans von Wunnenstein mit Elisabeth von Weiler (1424), wobei als Mitbesitzer ein Bernold von Urbach (bei Schorndorf) und ein Georg von Adelsheim auftreten. 1427 war die Burg Weinsberger Lehen und die Ganerben Konz von Rosenberg, Schwigger von Sickingen, Endres von Weiler, Eberhard von Urbach und Erpf von Venningen errichteten gemeinsam den Burgfrieden, bauten eine Kapelle, die sie mit Zehntenabgaben aus sieben Dörfern bewidmeten. Maienfels wurde der gefürchtete Rückhalt der Ritter. Von der Burg aus starteten die Besitzer auch ihre Raubzüge (Überfall auf den von Basel zurückreisenden Abt von Schöntal und einen Heidelberger Professor, wobei Lösegelder erpreßt wurden). Damals fielen Neudeck und andere feste Ritterplätze, die Entkommenen flüchteten auf Maienfels, das nun die Städte (Hall und Ulm unter Walter Ehinger) am 7. Juli 1441 belagerte. Schon hatten die Städter eine Bresche geschossen, da bekamen die Ritter Zuzug von der Pfalz. Die Besatzung brach durch und hinterließ neben reicher Beute vier Tote und 22 Verwundete. Die Sieger schleiften die Befestigungen und zerstörten die Siedlung (siehe die Parallele zur Zerstörung der Zollernburg durch Städter und Württemberg). Die Ganerben aber umgingen das kaiserliche Aufbauperbot und trugen Maienfels der Pfalz zu Lehen auf (dem „bösen Fritz“). Unter dessen Schutz wurde die Burg vergrößert wieder aufgebaut. Die Stadtgründung allerdings mißlang. Erst 1487 kam es dank der Vermittlung des württembergischen Grafen Eberhard zu einem Vergleich zwischen den Städtern und den Ganerben. Folge: 1505 ging die Lehenshoheit von der Pfalz an Württemberg über. Nur der Teil des pfälzischen Hofmeisters Götz von Adelsheim blieb pfälzisches Lehen, nachdem 1490 die Vellberg den Anteil des Lutz Schott abgelöst hatten. Ihren Besitz übernahmen um 1580 die Gemmingen mit zwei Dritteln der Herrschaft. Hohenlohe dagegen, das anfänglich Wildbannrechte hatte, verzichtete auf jede Art von Gerichtsbarkeit. Dies sagte der zwischen Maienfels und Oberheimbach errichtete Galgen. Die geschlossene Herrschaft Maienfels wurde 1567 in den Ritterkanton Odenwald aufgenommen. Ein Tagesbefehl Napoleons übergab am 19. Dezember 1805 den Burgfrieden an Württemberg.

Die grundherrlichen Rechte blieben erhalten. 1807 starb die Linie Gemmingen-Widdern aus, Maienfelder Grundbesitz fiel an die Gemmingen-Hornberg, die 1938 in den Totalbesitz der Herrschaft eintraten.

Ohringen

Die Herrschaftsverhältnisse sind, was die Anfänge betrifft, im Abschnitt über den Stiftungsbrief mitgeteilt. Wir hörten von Vogt- und Schultheißen-Rivalitäten. 1253 kam ein Vergleich zustande: Gottfried von Hohenlohe erhielt Vogtei samt Stiftsvogtei und das halbe Schultheißenamt, den anderen Schultheißen stellte Weinsberg (Ohringer Weistum). Aus dem Gültbuch von 1357 erfahren wir von der Existenz eines Amtes, aus dem die Hohenlohe 300 Pfund Heller gewöhnliche Steuer und 155 Pfund Heller vom Schultheißenamt einnahmen. Die Hohenlohe hatten also kein Jahrhundert gebraucht, um in ihrem Gebiet um Ohringen und Neuenstein die volle Landeshoheit zu besitzen: die Hochgerichtsbarkeit mit Galgen, das Geleits- und Zollrecht (verliehen von Ludwig dem Bayer und Karl IV.), die Marktrechte als Schultheißen und die zwei Drittel der Gerichtsbußen vom Vogteiamt. Von der 1383 eingerichteten Bedesteuer (Umsatzsteuer) erhielt der Vogt gleichfalls den größten Teil. Namen von adeligen Vögten und Amtmännern sind uns seit dem 14. Jahrhundert bekannt: Aschhausen, Berlichingen, Ohrn, Morstein, Sindringen, Heddersdorf, Winterstetten, Zobel von Guttenberg. Zahlreiche Adelsfamilien erwarben sich Bürgerrecht, u. a. die Neudeck, Neuenstein, Weiler usw. Noch erhalten ist das „Gelbe Schloßle“ in der Nähe der nördlichen Stadtmauer (um 1580 erbaut). Die Amtmänner wohnten am Hafenmarkt in einem steinernen Haus (späteres Oberamt). Von der Mauer um 1240 ist noch der Nordteil erhalten, die Altstadtmauer ist nicht älter als 1380.

Neben dem Vogteibezirk gab es einen Stiftsbezirk, an den sich westlich der bürgerliche Bezirk anschloß, wo heute noch das Rathaus steht, während der Marktplatz überbaut ist. Der heutige Marktplatz um Schloß und Stiftskirche ist erst durch Auflassung des Chorherrenfriedhofes im 16. Jahrhundert entstanden. Jedenfalls war der Stiftsbezirk ummauert. Wohl im Zusammenhang mit dem Regensburger Lehen steht die Tatsache, daß Ohringen weder bei den Teilungen im 15. Jahrhundert noch bei der Hauptteilung von 1553 an eine einzige Linie überging, sondern Stift und Spital blieben immer gemeinsamer Besitz aller Linien. Während die Verwaltung gemeinsam erfolgte, sind die Erträge geteilt worden. So erklärt es sich, daß im Ohringer Lagerbuch von 1675 neun Grafen als gemeinsame Stadtherren angegeben waren. Bei den zwei Hauptlinien nach 1553 lösten sich „administrierende Herren“ im Turnus der Verwaltung ab. 1671 verzichtete der Langenburger Zweig der Linie Neuenstein auf seinen Stadtanteil, was 1756 zur Folge hatte, daß Ludwig Friedrich Carl von Neuenstein-Ohr-

ringen (der Erbauer der Carlsvorstadt) alleiniger Besitzer der Neuensteiner Stadthälfte wurde. 1782 kaufte dieser mit Erlaubnis des Lehensherrn von den Linien Waldenburg-Schillingsfürst und Waldenburg-Bartenstein deren Hälfte an Stadt, Stift und Spital um 235 000 Gulden. Nach seinem Tod 1805 fiel die Stadt an seinen Neffen Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Langenburg-Ingelfingen. 1809 wurde Öhringen württembergisches Oberamt.

Auf Grund der gemeinsamen Verwaltung kam es erst um 1700 zum Ausbau einer Residenz mit dem heutigen mehrmals erweiterten langgestreckten Rechteckbau und ungleich langen späteren Flügelanbauten. Seine Anfänge gingen auf 1610 zurück, wo nach dem Tod des Grafen Wolfgang von Hohenlohe-Neuenstein für dessen Witwe eine Niederlassung gebaut wurde (Magdalene von Nassau-Katzenellenbogen). Es ist der „Lange Bau“ gegen den Marktplatz, zu dem 1681 der Marstallbau (der „Neue Bau“) als Stichflügel gegen die Ohrn errichtet wurde (Architekt: der gemeinsambhohenhohische Georg Kern mit Verbesserungsvorschlägen des Stuttgarters Heinrich Schickhardt). Der Marstallbau stammt von Paul Platz, Würzburg. 1715–1717 legte man der Hofseite des „Langen Baus“ eine geschlossene doppelte Galerie mit offenen Arkaden im Erdgeschoß vor. An Stelle der an den Marstallbau versetzten Renaissancegiebel kam ein französisches Mansardendach auf den Langen Bau. Im Marstallbau wohnte bis 1964, dem Jahr ihrer Übersiedlung nach Neuenstein, die fürstliche Familie. Die alten Zimmereinrichtungen sind total verschwunden. Von der einst französisch-geometrischen Gartenanlage mit Parterres und sieben Bassins ist seit der Umwandlung in den englischen Stil mit seltenen Bäumen nichts mehr erhalten. Die heutige Hofgartenbrücke wurde 1812 erbaut.

Weitaus an Grundbesitz und anfangs an Macht die Hohenlohe übertreffend, war das Chorherrenstift Öhringen. Sein Besitz reicht von Ellhofen bis Waldenburg und vom Kochertal bis zum Keuperbergland. Er wurde durch Rodung, Kauf und vor allem Schenkungen des Adels und des Bürgertums vergrößert. Um 1410 gibt davon Kunde das Oblei- und Brotseelbuch. Wirtschaftlich unterschied es sich kaum von anderen dieses Typus: die Herren verzichteten auf Zusammenleben und gemeinsamen Haushalt und lebten von einem Teil des ihnen als Präbende zur Nutzung übergebenen Stiftsvermögens. Die Gesamtverwaltung lag in den Händen des Dekans. Die Pröpste stammten aus meist hochadligen Familien (Hohenlohe, Gundelfingen [Brenz], Löwenstein usw.). Ein Gundelfinger wurde um 1295 Bischof von Würzburg. 1304 beschloß das Kapitulum, künftig zu Pröpsten nur Mitglieder des Würzburger Hochstifts zu wählen. Statuten ordneten die Erteilung der Präbenden, die vier jährlich abzuhaltenden Generalkapitel, Dispense für Romreisen, Wechsel von Kurien. Wie auch sonst kamen nach Öhringen meist die jüngeren Söhne des Adels, wo sie am besten versorgt waren. Sie konnten vom Vermögen leben und mußten an den Vogt keine Steuern zahlen. Da sie ein Eigengericht hatten, standen die Herren

außerhalb weltlicher Gerichtsbarkeit. Im Eigenbau nutzte die Propstei einen einzigen Hof aus, die übrigen Stiftshöfe lieferten nach der regula claustralia von 1545 an ihre Eigner, die Kapitulare ab. Eine Bulle des Papstes Calixt III. vom Jahre 1457 bezeugt 24 Chorherren und 12 Vikare oder Kapläne, die meist der Versorgung der auswärtigen Kapellen des sehr umfangreichen Sprengels dienten. Hartnäckig hielt das Stift an seinen pfarrlichen und finanziellen Rechten fest und verhinderte bis zur Reformation die Errichtung neuer Pfarreien. Erst 1506 gelang es Hohenlohe eine Prädikatur einzurichten, über die der Stiftsdekan nur ein Aufsichtsrecht hatte. Wie sonst im Württembergischen und in den Reichsstädten Süddeutschlands begehrten die Bürger auch im hohenlohischen Bereich die deutsche Messe, die Predigt des Evangeliums und die Abschaffung der Mißbräuche. In Öhringen trat der Augsburgische Kaspar Huberinus auf und verdrängte den Einfluß des Stifts, so daß die zuerst vermittelnden Grafen 1546 einen evangelischen Lehrer bestellten und die Reformation mit Duldung des Landesherrn, des Grafen Georg (gest. 1551), inoffiziell Eingang fand. Der strenge, vom landesherrlichen Befehl dirigierte Kurs (die Grafen Ludwig Kasimir und Eberhard) setzte 1553 ein. Ohne Zweifel, Württembergs Herzog Christoph konnte sein Werk bei den Hohenlohe wieder erkennen: die Kirchenordnung und die Generalvisitation von 1556. Freilich diente die Säkularisation des riesigen stiftischen Vermögens den Landesherrn zum vollen Ausbau ihrer Souveränität und im Gleichklang mit Württemberg zur Gründung einer unabhängigen hohenlohischen Landeskirche, die sich und die Schulen aus Eigenem erhalten konnte. Der letzte Chorherr ist 1581 gestorben. Die Mauer, die im Chor der Stiftskirche die Katholischen von den Evangelischen trennte, wurde entfernt. Vor der Inkamerierung des stiftischen Sondervermögens durch Württemberg 1810 betrug die jährlichen Einkünfte 23 000 Gulden. An Kapitalvermögen waren vorhanden 138 000 Gulden sowie 22 Haupt- und 17 Nebengebäude. Das 1579 eingerichtete Generalkonsistorium der Landeskirche (der Stiftsprediger ist zugleich Generalsuperintendent und Konsistorialrat wie in Stuttgart) wurde 1807 aufgelöst und der Generalsuperintendentur Heilbronn unterstellt.

Kraft III. von Hohenlohe gründete 1353 ein Spital, das im Spätmittelalter stattlichen Besitz hatte und unter einem Spitalmeister ein eigenes Leben führte. 1752: 32 Pfründner. 1860 bezogen 70 Personen Gemeindeunterstützung. Graf Kraft VI. stiftete 1498 das „Reiche Almosen“ für rechtschaffene Hausarme. Dessen Vermögen bildete im 19. Jahrhundert den Grundstock der Stiftungspflege.

Bevölkerungszunahme: Im 13. und 14. Jahrhundert kennen wir nur Leibeigenenlisten (Weinsberg, Adelsheim). Im 16. Jahrhundert herrschte die Lokalleibeigenschaft vor, die man durch eine 25 %ige Vermögensabgabe loswerden konnte. 1675: 357 Familien; das gibt mit Stift und Hofhaltung 2000 Personen. 1806: 3185 Einwohner,

1890: 3914, 1933: 4618, 1950: durch Aufnahme von Heimatvertriebenen aus Schlesien, Ungarn, Tschechoslowakei 7457, 1961: durch Zunahme von Erwerbspersonen und Industrie 10 050, 1966: 11 224.

Waldenburg

Wie der Name sagt, liegt das Städtchen auf einem der Bergsporne, die der Geograph den Stufenrand der Waldenburger Berge nennt. Der Höhenunterschied zur Gäubene beträgt 150 m. Eine stattliche Anzahl solcher Spornlagen mit Buchten, Klingen und Hofsiedlungen beleben das äußerst bewegte Keuperrelief, das im Falle Waldenburgs nur an einer wenige Meter breiten Stelle mit dem Bergland zusammenhängt. Die Hochflächen bilden die harten Kieselsandsteine, die Sandschichten des unteren Keupers sind an Terrassen sichtbar. Infolge der Schmalheit des Sporns, der im Jahre 1680 105 Häuser und 30 Scheuern an einer einzigen Langstraße hat aufnehmen können, umkränzen an den Hängen und auf der Fläche Dutzende von kleinen Wohnplätzen die Burgsiedlung, die als Viehhöfe, Striehof (Spital), Ziegelhütte, Fischhaus, Bierhaus, Mühlen der Herrschaft und des Klosters Goldbach zu gelten haben.

Das erst spät besiedelte Waldland gehörte der Familie des Bischofs Gebhard von Regensburg und unmittelbar dem Öhringer Stift. Um 1200 baute ein staufischer Vogt hier einen Stützpunkt auf. 1250 hieß der Vogt Hohenlohe. Von 1270 an saßen hohenlohische Vögte in der Burg nebst einer kleinen Handwerkersiedlung, Ministerialen oder später dann Niederadel wie die Bachenstein, Belsenberg, Berlichingen, Enslingen, Stetten, Neuenstein, Sachsenflur und Sickingen. Bemerkenswert, daß sich eine der Ministerialität zuzuzählende Familie nach dem Ort nannte: Conradus de W. Rudolf de W. Heinrich, Uhlhard und als erster Vogt dieser Familie ein dominus Waltherus antiquus advocatus de W. 1270. Sie waren zugleich Burg- und Stadtvögte und führten den Vorsitz im Ruggericht. Vielleicht handelte es sich im 14. Jahrhundert bei den genannten Familien um Burgmannen: Stetten, Roigheim, Tenner, Michelfeld, Kubach usw. Die Burgsiedlung war seit 1328 auch Sitz eines Amtes, das hohenlohische Rechte verwaltete in Waldenburg. Weiter Westernach, Kupferzell, Feßbach, Michelbach und Kleinhirschbach sowie Orten, die heute zum Landkreis Hall gehören. 1383 gründete die Witwe des Grafen Kraft III. das Kloster Goldbach (im Bergland), das 1556 aufgehoben wurde. Zum Stadtvogteiamt zählten 1681 die heutigen Gemeinden Obersteinbach, Kesselfeld, Eschelbach und Obersöllibach. Feste Residenz wurde die Stadt jedoch erst nach der Hauptlandesteilung von 1553, wo sie dann die vom Grafen Eberhard gestiftete Linie Hohenlohe-Waldenburg aufnahm. Bis zur Mediatisierung 1806 erfolgten noch drei Teilungen (Pfedelbach, die kath. Linie Schillingsfürst). Die Bedeutung für das Gesamthaus ist daran zu erkennen, daß 1745 Waldenburg fürstliches Oberamt wurde. Wieder im Gleichklang mit den Erhö-

hungen der herzoglich württembergischen Ämter zu Oberämtern. Die Unterämter hießen Waldenburg und Eschelbach. Der Regierungspräsident der Regierung Hohenlohe-Schillingsfürst hatte in Waldenburg seinen Sitz. Davon zeugen ein Rentamt und eine Kellerei. 1807 teilte Hohenlohe-Schillingsfürst eine Seitenlinie Waldenburg ab, die seitdem in Waldenburg lebt, eine Zeitlang auch Kupferzell als Wohnschloß benützte (1807–1824).

Das fürstliche Schloß heute nimmt die äußerste Spitze des Bergsporns im Norden ein, und zwar an der Stelle der hochmittelalterlichen Burg, von der noch Grundmauern und der romanische Bergfried (Mändlesturm) erhalten sind. Ihr Großumbau erfolgte nach der Teilung im 16. Jahrhundert. Für die Wohnflügel werden genannt: Balthasar Wolff und Christian Mayer, Heilbronn, für den Altanaufsatz am Bergfried Meister Unsinnig aus Wallerstein, vielleicht nach Plänen Robins aus Mainz. Bei einer zweiten Umbauperiode wirkten mit der gesamthohenlohische Baumeister Georg Kern und der Württemberger Heinrich Schickhardt (1613–1621). Nach knapp 100 Jahren verfielen die Wohnflügel und Hohenlohe-Schillingsfürst ließ durch seine Baumeister Eichinger und Aufmuth Neubauten ausführen (1732–1739). 1781 entstand die katholische Schloßkirche, ein nüchterner Saalbau nach Plänen des Fürsten Carl Albrecht und des Baumeisters Scholl. Der Torflügelbau wurde 1799 umgebaut. Über dem Haupteingang ein hohenlohisches Wappen (1869).

Im April 1945 wurde das Schloß durch Artilleriebeschuß teilweise zerstört. Beim Wiederaufbau bemühte man sich, die ältere Gestalt einer Dreiflügelanlage wiederherzustellen. Ein mittelalterlicher 60 m tiefer Schloßbrunnen wurde freigestellt. Zur Ebene hin gibt es einen gefütterten Halsgraben mit Steinbrücke, wobei der Bergfried in den heutigen Torbau einbezogen ist. Die ehemalige Schildmauer ist noch in der südlichen Innenwand der Kirche erhalten. Die vier Ecktürme im Nordostflügel und die nordwestlich vorgelagerten Befestigungen mit Zeughaus sind im 18. und 19. Jahrhundert abgetragen worden. Die ungegliederte Schloßfassade ist alt, ebenso wie die einfachen Hofportale. Von dem einst 1855 63 ha großen Tierpark (Fürstin Therese geb. von Hohenlohe-Schillingsfürst) am Theresenberg ist nichts mehr erhalten.

Sindringen

Die kleinste Stadt nicht nur des Landkreises, sondern wohl auch des gesamten hohenlohischen Gebietes ist Sindringen (heute 598 Einwohner). Das Kocherstädtchen hat seinen mittelalterlichen Charakter als Ackerbürgersiedlung aufs beste bewahrt. Erst in jüngster Zeit ist es über seine Mauern hinausgewachsen. Fünf Meter hoch sind die Stadtmauern, die zugleich Hochwasserschutz garantieren. Die Türme sind abgebrochen, der Graben ist zugeschüttet, vom einst 80 m hohen Bergfried sind noch Reste erhalten (Weinsberger Lehen). Der Ortsadel,

dessen Herkunft dunkel ist, führt Wappengleichheit (im Schild ein Balken) mit sehr vielen Niederadelsfamilien: Neudeck-Maienfels, Ottersbach, Aschhausen, Neuenstein, Berlichingen. Letztere werden im 15. Jahrhundert über eine Erbtöchter Mitbesitzer in Sindringen. Der Familienbesitz scheint nicht umfangreich gewesen zu sein (Zweiflingen, Tiefensaal, Wimpfen, Kochersteinsfeld). Sindringer tauchen auf als Dienstleute der Grafen von Dürn, Hohenlohe, Weinsberg. Mit Junker Kilian scheint die Familie 1481 ausgestorben zu sein.

Vor 1328 gehörte die Burg schon Hohenlohe. Vorher war sie weinsbergisches Lehen. 1042 gab Kaiser Heinrich III. konfiszierte Güter an das Hochstift Würzburg, was erklärt, daß 1140–1150 die Lehen an die Grafen von Calw-Löwenstein kamen, die zu dieser Zeit ihrem Hauskloster Hirsau eine Mühle und zwölf Huben schenkten. Über Welfen und Staufer ging Sindringen an die Weinsberger (Schöntal bekommt eine Hufe). Einen Teil gaben die Weinsberger an die Sindringer und die von Affaltrach als Lehen. 1315 verwies Wildengelhard von Weinsberg Rechte und Grundbesitz an seine Gemahlin Richza von Hohenlohe. Da die Ehe kinderlos blieb, fiel Sindringen an die Hohenlohe und wurde Amtstadt. Kurze Verpfändung und Wiederauslösung an Graf Rupprecht von Nassau und die Berlichingen. Die Würzburger Lehen gab Ulrich von Hohenlohe der Krone von Böhmen auf. Die Weinsberger Lehen hatten im 15. Jahrhundert Konrad und Heinrich von Gochsen.

1422 führte Hohenlohe eine Renovation durch (Gültbuch): Burg, Amtshaus, zwei Mühlen, eine Kelter, eine Badstube, einen Kasten, 55 Gülten, Zoll und Umgeld. 1553 kam die Stadt an Hohenlohe-Waldenburg. 1583 hatte Hohenlohe alle Hoheitsrechte. Nur der Forst gehörte Neuenstein. 1670 Neue Stadtordnung. Lehens-träger waren fronpflichtig (88 Bürger hatten 19 Huben, 47 Häuser, 36 Scheuern, 342 Morgen Äcker). Für die Herrschaften fronten Bürger beim Schloßbau. Eigen der Herrschaft waren zwei Zwölfstel Morgen Weinberge und Nutzung des Stadtgrabens. 1728 fiel Sindringen an Hohenlohe-Bartenstein nach dem Aussterben von Hohenlohe-Pfedelbach. 1807 Patrimonialobervogteiamt Württembergs, 1812 Angliederung an Öhringen mit Sitz eines Unteramts bis 1824, zu dem die Schultheißereien Ernsbach, Forchtenberg, Ohrnberg, Wohlmuthausen und Zweiflingen gehörten.

Kupferzell

Kupferzell (heute 1535 Einwohner) ist von einem hohenlohischen Amt und sogar einer Residenz wieder in eine Dorfgemeinde zurückverwandelt. Geographisch ein Muschelkalktal der Kupfer mit unwegsamen Wäldern. Nebenbäche bilden flache, wiesenreiche Lettenkeupertälchen. Viel abgegangene Wohnplätze. Mit einem eigenen Zehntbezirk Besitzer neben Hohenlohe, die zu Lehen aufgaben oder verpfändeten, waren die Tullau, Adelman, Kubach, Rinderbach, die Herren von Krauthaim,

die an das Kloster Gnadental stifteten, andere an Spital und Stift Öhringen. In Ulrichsberg z. B. verkauften die Neuensteiner 1377 an die Johanniterkommende Hall (1377) und an Kloster Komburg, an die Bachenstein und Berlichingen.

Daß die Hohenlohe begünstigt waren, erfahren wir durch ein Dekret Kaiser Sigismunds (1418), der die Einrichtung eines Dorfgerichtes erlaubte. 1553 an Hohenlohe-Waldenburg, Einrichtung eines Amtes mit Künsbach, Rübblingen, Feßbach, Kubach, Ulrichsberg, Belzhag mit Schafhog, Hesselbronn, Bauersbach, Einweiler, Eschental (letztere Landkreis Hall). 1684 an Hohenlohe-Schillingsfürst mit allen Hoheitsrechten. Graf Philipp Ernst erbaute im östlichen Ortsteil ein Schloß und residierte dort von 1721–1729. Bis 1886 wohnte die fürstliche Familie im Schloß.

Geschichte von Hohenlohe

Um die geschichtliche Bedeutung des Landkreises Öhringen würdigen zu können, genügen die nur wenigen Angaben des zweiten Bandes nicht. Man muß die von Karl Schumm gegebene Gesamtdarstellung des ersten Bandes Seite 183 bis 262 zugrunde legen, die stets Gesamthohenlohe der Grafen und dann des Fürstentums (von 1757) im Auge hat.

Fest steht, daß Öhringen, Neuenstein und Waldenburg, also der heutige Landkreis, nicht nur die umfangreichsten Territorien von Gesamthohenlohe waren, sondern dadurch, daß die Stadt Öhringen gemeinsamer Besitz aller Grafen des Hauses und aller Linien gewesen ist, sowohl in Verwaltungsfragen als auch in kultureller Entwicklung die Ingelfinger, Weikersheimer, Kirchberger und Schillingsfürst-Besitzungen überragte. Nicht zufällig ist heute in Neuenstein das gesamthohenlohische Archiv untergebracht, dem einzigen Residenzschloß, das heute noch neben einem Teil von Waldenburg Privatbesitz ist, während die übrigen in städtisches, staatliches oder kirchliches Eigentum übergingen.

Sehen wir von den vordeutschen, den römischen, den keltischen und steinzeitlichen Besiedlungen ab, so steht gleich zu Beginn der Landnahmezeit der Raum Öhringen als Altsiedelraum im Mittelpunkt, was Römerfunde, Münzen und merowingische Zeichen anlangt. Die frühgeschichtliche Höhenstraße zwischen Kocher und Brettach stellte die Verbindung mit dem Neckarland her; das gleichfalls alte Siedlungsgebiet Kocher-Brettach ist durch die Bannwälder südlich von Sindringen und durch den Harthäuser Wald von dem dritten Siedlungsgebiet getrennt, das im mittleren Kochertal liegt. Erklärlich wird, daß in den genannten Gebieten die hochmittelalterliche Besiedlung weit stärker war als die der neueren Zeit, insofern fast 100 abgegangene Namen von Höfen und Burgen uns in den Urkunden begegnen. Fest steht, daß sowohl die alemannische als auch die fränkische Besiedlung im West-Ostzug erfolgte, was unter anderem die Namen am Unterlauf von Kocher und Brettach ausweisen. Von

den Vorstößen der Ostgermanen und Hunnen nach Westen haben wir im Hohenlohischen wenig Zeugnisse. Schwach erkennbar sind noch die Grenzen karolingischer Gaugrafschaften und kirchliche Abhängigkeiten von der Hochadelsgründung des Ohringer Stiftes.

Reine Rodungssiedlungen sind die in den Tälern, besonders der Ohrn gelegenen Siedlungen auf den Terrassen der Keuperberge und ihres Vorlandes, wobei die Tälerorte die älteren sind (Untersteinbach) gegenüber den jüngeren, auf Höhen liegenden (Obersteinbach) oder die „im Sall“ liegenden Dörfer. Typische Rodungsvorgänge erfassen wir im großen Ohrwald (so der Stiftungsbrief), wo wir als Grundherren der Neusiedlungen Namen finden, die auf Hall, die Kumburger Grafen und die Vögte des Stiftes weisen: Schletz, Frowin, Lecher, Rinderbach-Mangold, Eisenhut, Lesch (Löschenhirschbach).

Der Stiftungsbrief erwähnt im Ohrwald Bauern-Mannlehen, wie der spätere Ausdruck in den Hohenloher Lehenbüchern heißt. Solche Lehen wurden wie die des Adels mit denselben Freiheiten im Roden verliehen. Das Stift schuf sich damit ungehinderte herrschaftliche Rechte, die später der Landesherr übernahm.

Andere geistliche Herrschaften als die des Stiftes spielten in Hohenlohe kaum eine Rolle. Wie schon berichtet (siehe Abschnitt „Exkurs über den Adel“) kauften die Hohenloher im 14. und 15. Jahrhundert fast alle wichtigen Burgen des Ministerialenadels der Staufer auf, selbst die Stadtgründungen der Weinsberger (Sindringen) und die derer von Dürr (Forchtenberg). Der Ausbau der Landesherrschaft durch die Hohenloher hatte dann im Spätmittelalter vollends ganz die alte fränkische Centverfassung zerstört, indem sich die Grafen eigene zentrale Gerichtsbezirke in ihren Ämtern mit eigenen Stadtgründungen schufen. Ein anderes königliches Regal, das riesige Gebiet des Wildbanns, wurde in Jagdbanngrenzen bis ins 16. Jahrhundert festgehalten. Deren Versteinerung und Kartographierung erfolgte nach 1600. Der mittelalterliche unbeschränkte Wildbann wurde eingeschränkt, indem engere Wildfluren geschaffen wurden, in denen der Jagdherr ohne Rücksicht auf bäuerliche Nutzung jagen konnte. Viel Fehden entstanden mit der Errichtung (nach 1555) eines waldenburgischen und neuensteinischen Wildbanns, der dann bei den späteren Teilungen immer wieder verkleinert wurde. Zuletzt blieben als Reste eines gebannten Waldes übrig die Wildfuren und Tiergärten um Friedrichsruhe und bei Burg Gleichen, der Theresienberg bei Waldenburg (Umgestaltung erst 1945 niedergedrückt).

Über Geleits-, Münz- und Zollrechte haben wir schon in den einzelnen Abschnitten berichtet.

Günstig für die stärkste Grund- und Landesherrschaft erweisen sich die wenigen Besitzungen von Klöstern in ihrem Territorium. Luitgardis von Limpurg, die Witwe Engelhards III. von Weinsberg, stiftete 1242 im Bereich der Pfarrei Sülzbach das Zisterzienserinnenkloster Lichtenstern, das 1255 mit dem Patronat der Kirche in Bitzfeld bewidmet wurde, wozu 1311 die Patronate von Dim-

bach und Waldbach kamen. Im Spätmittelalter hatte dann das Kloster fast in jeder Gemeinde westlich der hohenlohisch-weinsbergischen Grenze grundherrschaftliche Rechte. Bedeutender war das vom Schwager Gottfrieds von Hohenlohe, Konrad von Krautheim, gegründete Frauenkloster Gnadental, südlich von Waldenburg. Wie alle Zisterzen trieb es Rodung in größerem Umfang in den Waldgebieten und hatte durch das mütterliche Vermögen der Nonnen Besitz in Kirchensall, Kubach, Belzhag, Laurach usw. Im 13. Jahrhundert wurden die Hohenloher Schirmherren.

Sehr klein mit zwei Höfen war der Besitz des 1382 von Anna von Hohenlohe (Landgräfin von Leuchtenberg) gestiftete Pauliner Eremitenkloster Goldbach (siehe Waldenburg). Landesherrliche Rechte dagegen übte die Zisterze Schöntal (gegründet 1156 durch die Edelfreien von Bebenburg) insofern aus, als sie in Orendelsall einen Wirtschaftsmittelpunkt hatte mit klösterlichen Dorfordinungen (Patronat kam über Murrhardt 1563 an Hohenlohe). Im 16. Jahrhundert fielen alle genannten Klostergüter in die Hand des Stifters zurück, also Hohenlohe. Die Schöntaler Dorfordnung wurde aufgelöst.

Nach 300 Jahren galt nun die Landeshoheit für gefestigt und geschlossen. Dieser verhältnismäßig ruhig-normale Verlauf des Ausbaues einer Landesherrschaft in mittlerer Größenordnung, trotz der seit dem 15. Jahrhundert auch von den Hohenlohern in Gang gesetzten Umwandlung des Erbganges in Landesteilungen, trotz des Fehlens eines – im Unterschied zu Württemberg – zusammenfassenden Landrechtes, das aus dem Haufen von Allodien einen Staat hätte machen können, war nur möglich, weil gemeinsam deutsche Auseinandersetzungen den Hohenloher Raum verschont hatten. Der Streit der Welfen und Staufer, der ein Jahrhundert lang Südwestdeutschland durchwütete, hinterließ im Ohringer Territorium keine Spuren. Das einzig umkämpfte Weinsberg lag im rheinischen Bereich, die Durchzüge von Osten nach Westen gingen bei den Stauern über Hall nach Speyer. Die Adelssitze des 12. und 13. Jahrhunderts, die wir kennengelernt hatten, waren Ministerialenburgen der Staufer und darum Bastionen für sie gegen die Welfen. Burgen, die durch Kaisertreue und Kreuzzugsdienste erworben wurden, waren so lange gesichert, als das Stauerhaus mächtig war.

Wie in ganz Südwestdeutschland, so starben auch nach 1250 oder schon früher in Hohenlohe die älteren Hochadelsgeschlechter aus, und der Ministerialenadel sank sozial ab, ging in die Reichsstädte oder in den Lehensdienst des früheren Rivalen, nun Oberlehensherren, der Hohenloher nämlich. Viele hatten um 1500 im Ohringer Raum fast allen Grundbesitz verloren und ihre Rechte verkauft. Eine strukturelle Veränderung der Feudalgesellschaft zugunsten aufsteigenden Patriziats und reichen Bürgertums hatte stattgefunden. Einzig Maienfels (siehe Abschnitt „Exkurs über Adel“) rettete in die neuere Zeit ein ritterschaftliches Ganerbiat. Ritterfehden mit den Landesherren und den Städten auf Grund des

unausrottbaren Fehderechts gab es im Vergleich etwa zum Hegau oder dem östlichen Franken oder auch im Vergleich zu den Schleglerkriegen im württembergisch-badischen Gebiet recht wenig. Gaisbach und Sindringen melden Zerstörungen von Berlichinger Gütern durch Söldner des württembergischen Grafen Eberhard den Mildten um 1400. Der begüterte Adel wagte kaum je einmal einen Kampf gegen die viel mächtigeren Reichsstädte im Zeitalter der Städtekriege des 14. Jahrhunderts. Unsicherheit der Reichsstraßen entstand allein durch die Ganerbiatritter, die, um ihrer Armut zu steuern, an Nahtstellen wie dem Zuckmantel, wo das Pfälzer Geleit aufhörte und das Hohenlohische begann, gerne Überfälle auf Kaufmannszüge machten. Stets waren es die Berlichinger, die am unteren Kocher Besitz hatten, die ihre Rolle als Räuber bedeutend spielten.

Zu größeren Fehden kam es dann in der zweiten Periode der Städtekriege im mittleren 15. Jahrhundert. Neufelser Ganerben überfielen 1441 Haller Kaufleute, nahmen ihnen für Hall bestimmte Waren ab und brachten sie nach Neufels. Darauf eroberte eine Truppe der Haller Bürger die Raubburg, wobei einige Ganerben gefangen gesetzt wurden, einige aber entkamen. Sie fanden auf der anderen Ganerbenburg Maienfels Unterkunft. Die Belagerung der genannten Burg, die Hilfe der Pfalz, die Schleifung der Mauern ist bereits im Abschnitt „Exkurs über den Adel“ erzählt.

Zu jener Zeit hielten sich die Grafen aus den Fehden der Städte und der verarmten Ritter heraus, an der Grenze ihres Territoriums fühlten sich die Bauern und die Kaufleute sicher. Indessen gingen die Raubfehden, nachdem die Neufelser ausgefallen waren, weiter, und wieder war es der berühmteste der Ritter, Götz von Berlichingen, der mit allen Reichsstädten und Bischöfen Späne ausfocht, beim Zuckmantel einen vermeintlich für Nürnberg bestimmten Transport plünderte und dann merken mußte, daß das reiche Silbergerät dem mächtigen Augsburger Kaufmann Anton Welser gehörte. Obwohl das hohenlohische Geleit fehlte, riefen die Schult heißen der Dörfer Bauern herbei, die für einen solchen Fall zur Hilfe verpflichtet waren. Götz kam mit der Beute nicht bis auf seine Burg, die Bauern nahmen ihm den größten Teil ab und deponierten ihn in der Hohenlohestadt Sindringen. Welser klagte beim Kaiser um Herausgabe der Beute durch die Hohenloher. Herzog Ulrich von Württemberg richtete gemeinsam mit Hohenlohe einen Vergleich auf, der Augsburger bekam die geraubten und sichergestellten Geräte zurück.

Die einzige über längere Zeiträume sich erstreckende Streitigkeit fochten die Grafen mit der Reichsstadt Hall aus. Die Haller sicherten ihr ziemlich stattliches Territorium durch eine „Heg“, eine Art Landgraben mit dichtem Baumbestand, innerhalb der nur hallisches Recht gelten sollte. Die Grafen jedoch bestanden mindestens auf ihren Jagd- und Geleitsrechten, die ihnen bis zum Kocher zustanden. Verträge mit gegenseitigen Ansprüchen wanderten hin und her, und einmal kam es zu

einem „Hohenlohischen Zandckh“ (nach der Haller Chronik). Die Grafen sperrten gelegentlich Haller Bürger in Waldenburg ein und ließen sie dann Urfehde schwören! Reichlich legendär, weil literarisch verarbeitet, ist die sogenannte Straußenfehde aus der ersten Zeit des Bauernzorns. Der hohenlohische Salzfuhrmann (aus Neuenstein) Franz Strauß mußte einen Salzkarren in Hall lassen, weil er mit einem Sieder Streit hatte. Der Hohenloher begann eine persönliche Fehde, brandschatzte mit einigen aufgebrauchten Bauern die Kaufleute und Handwerker, wo er sie treffen konnte, plagte die hallischen Bauern, wurde aber in Brettach, das damals württembergisch war, gefangen und vom Herzog Ulrich als Straßenräuber hingerichtet. Die Grafen ließen sich die Hinrichtung ihres Untertanen gefallen.

Der Bauernkrieg

Die Bauernunruhen des Jahres 1525 erwiesen dann auch eine gewisse Festigkeit der Landesherrschaft. Im Unterschied zu den benachbarten württembergischen Vorgängen und denen im Deutschordensbesitz um Neckarsulm (Klöster Lichtenstern und Murrhardt) oder besonders stark im Hallischen oder in der Fürstabtei Schöntal kam es im Hohenlohischen nur zu mäßigen Plünderungen des Öhringer Stiftes und des Neuensteiner Schlosses, ohne daß aber blutige Gewalttaten und Leidenschaftlichkeit des Bauernzorns zu vermelden wären. Gerd Wunder führte den günstigen Ablauf der Revolten auf Wendel Hipler, einen ehemaligen Sekretär und Kanzler der Grafen zurück, der mit einer Vermittlerrolle Erfolge hatte, indem die Bauernführer mit der Herrschaft darin einig waren, nur soviel Änderungen der Zustände durchzuführen als Kaiser und Reich es anordnen würden. Öhringens Bürger verfaßten eine „gemaind beschwerd“ und verlangten das, was auch die Städte im Tübinger Vertrag von 1514 gefordert hatten, nämlich die Grafen sollten die herkömmlichen Rechtsbräuche achten und ihnen nicht das Herrschaftsrecht der Juristen und Doktoren aufdrängen. Die Bauern dagegen stellten radikalere Forderungen auf. Aus Kirchensall, Michelbach, Pfedelbach, Zweiflingen kamen solche Beschwerden, die auf Durchführung der bekannten (als gedrucktes Büchlein und Propagandaschrift überall verbreitet) 12 Artikel der oberschwäbischen Bauern pochten. Bekanntlich hatte Luther und der Haller Brenz die 12 Artikel als unchristlichen Protest verworfen und die Bauern zur Mäßigung aufgefordert.

Wie in Württemberg muß man auch in Hohenlohe die Aktion der unzufriedenen Städter und die der Bauern auseinanderhalten. Wendelin Hipler scheint es gelungen zu sein, beide Aktionen beim Tag von Grünbühl (11. April 1525) vor die Grafen Albrecht und Georg gebracht zu haben. Jedenfalls ist ein Vergleich zustande gekommen, der aber mehr die Grafen als die Untertanenopposition befriedigt zu haben scheint. Mit der

leeren Formel, man müsse abwarten, wieweit Kaiser und Reich sich der Reformen annehmen, war den Unzufriedenen und Aufständischen nicht gedient. Die Landesherren wollten augenscheinlich Zeit gewinnen. Und die Zeit gab ihnen dann auch recht; die am 16. April im württembergischen Weinsberg verübte Bluttat schlug auch auf hohenlohische Beteiligte zurück. Wir wissen von reichen Bauern, die mittaten, und wir sehen, daß der Rachezug des Jörg Truchseß von Waldburg mindestens Öhringen nicht verschonte. In der württembergischen Anklageschrift der österreichischen Regierung wurde Öhringen wegen Beteiligung am Aufruhr zu 2000 Gulden Brandschatzungsgelder verurteilt. Der Rat mußte die Opponierenden, die die Verfassung hatten ändern wollen, ausstoßen und ihr Vermögen konfiszieren. Wo man den bäuerlichen Täter greifen konnte, hat man ihn auf dieselbe Weise bestraft. Die Anklageschrift nennt auch eine Kollektivschuld der hohenlohischen Städte und stellt dafür eine Sühnesumme aus, von der man nicht weiß, ob sie bezahlt wurde. Die Herrschaft legte sich bei ihresgleichen ins Zeug und versuchte, einen allzu drastischen Münzabfluß zu verhindern. Es ging ihr dabei keineswegs um die Untertanen, sondern um die Stärkung ihrer Hoheitsrechte. Wie in Württemberg nahm man den Bauern auch in Hohenlohe die Waffen, zwang sie zu Schuldanerkenntnissen und machte sie für immer herrschaftshörig.

Der Dreißigjährige Krieg

Am verheerendsten aber wirkte sich die Ungesicherheit der hohenlohischen Territorien in jenem mörderischen Glaubenskrieg aus, der mindestens 20 Jahre lang in Südwestdeutschland wütete. Obwohl die Grafen nach der großen Landesteilung von 1553 alle auf der evangelischen Seite standen, kam es doch zu keiner gemeinsamen Aktion und Landesverteidigung, weil eine Zentralgewalt fehlte und die Wehrpflicht unbekannt war.

Von den Söhnen des Grafen Ludwig Casimir hatte nur der in Weikersheim regierende Graf Wolfgang männliche Nachfolger. Sein Bruder Philipp, dem Neuenstein zufiel, nahm an den niederländischen Freiheitskriegen ruhmreich teil, heiratete die Tochter Wilhelms von Oranien, die ihm keine Kinder schenkte. So erhielt 1610 Kraft, der Sohn des Weikersheimer Grafen, Neuenstein, während sein Bruder Georg Friedrich in Weikersheim blieb, aber durch seine Gemahlin, eine geborene Waldstein, zu Landbesitz in Böhmen kam und als Mitstreiter des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, der am Weißen Berg bei Prag so vernichtend geschlagen wurde, seine Grafschaft zum schutzlosen Durchgangsland der siegreichen Kaiserlichen und Katholischen machte. Bruder Kraft stand als General in württembergischen Diensten, vermochte aber nicht mit württembergischer Hilfe eine Art Landesverteidigung aufzurichten. Was schon im Bauernkrieg passierte, das plagte nun jahrelang die ummauerten Städte! Die Landleute ohne Ausbildung und

Waffen flohen hinter die Mauern. Schrecklich wütete in den überfüllten engen Stadtteilen die Pest (780 Personen in Öhringen). Gleichwohl war wie in Stuttgart und württembergischen Landstädten die Bevölkerung aktiv, sie widersetzte sich der Durchführung des Restitutionsediktes (Öhringens Stift betrat kein Katholischer) und fand bei der tatenlosen Herrschaft keine Unterstützung. Der geächtete Weikersheimer Graf verlor sein Territorium, aber den Neuensteiner Grafen erhob der siegreich nach Süddeutschland vordringende schwedische König Gustav Adolf zum Generalstatthalter des Fränkischen Kreises (er besetzte Schöntal und die Propstei Ellwangen), der Weikersheimer wurde vom Bann gelöst und sollte gemeinsam mit dem Bruder handeln. Graf Philipp von Waldenburg bekam die Johanniterkomende in Hall, sein Vetter Ludwig Eberhard von Hohenlohe-Pfedelbach das Kloster Marchtal an der Donau. Noch nie war Hohenlohe so mächtig. Freilich fehlte der weiterstreuten Macht das Fundament eines verteidigungsstarken Kreises (die Errichtung eines Militärmagazins in Heilbronn scheiterte), die ungeschulten Bauern taten nicht mit, und als das Kriegsglück nach der Schlacht von Nördlingen an die Kaiserlichen und Katholischen fiel, da waren es wieder die Städte, die die vor den intereuropäischen Kriegsvölkern fliehenden Einheimischen aufnehmen mußten und in dem Schreckensjahr 1634/35 erneut von der Pestapokalypse heimgesucht wurden (Öhringen 1131, Neuenstein 1100, Waldenburg 452 Tote).

Die Dezimierung lief mit den Zerstörungen der beiden Schlösser in Öhringen und Neuenstein gleich, die nicht mehr bewohnbar waren. Im letzten Abschnitt des großen Glaubenskrieges wurden bei Herbsthäusen geschlagene Franzosen (1645) von Bauern angegriffen und bei Sindringen gefangengenommen. Aus der Neuanlage der Gültbücher von 1682 ist ersichtlich, wie tief alle Stände verarmt waren (Kontributionen), wieviel nie mehr aufgebaute Bauernhöfe verschwunden und wieviel Fluren nicht mehr angebaut worden waren. Die Einzelbeschreibungen in Band II berichten Genaueres, aber auch den Aufbau jener berühmten Saalkirchen, die als verlängerte Hauptschiffe heute noch ein evangelisches Charakteristikum Hohenlohes sind. Der Deutsordensherrschaft in Weikersheim (seit 1637) machte der Friedensschluß von 1648 ein Ende. Der status quo ist wie in Württemberg auch in Hohenlohe wiederhergestellt worden.

Der Einfluß der katholischen Linien

In den Franzosenkriegen von 1688 bis 1715 kam es nur zu unbedeutenden Artilleriebeschießungen, die Hohenlohe, statt sich zu einigen, nun erst recht durch eine erneute Spaltung und wegen seiner Treue zum katholischen Kaiser hinnehmen mußte. Zwei Söhne des Stifters der Schillingsfürster Linie heirateten zwei katholische Schwestern aus dem Hause Hatzfeld. Der Über-

tritt erfolgte 1667. Durch sie kamen katholische Regenten in den Ast Waldenburg und Pfedelbach.

Indessen, ähnlich wie in Württemberg, war die Vorherrschaft der evangelischen Kirche durch katholische Regenten nicht bedroht, denn auch diese mußten die Landesverträge und den evangelischen Staatsaufbau anerkennen. Nach dem Sukzessionsvertrag von 1710 war im Gebiet des Pfedelbachers die Einrichtung von katholischen Gotteshäusern verboten. Die katholischen Fürsten fanden wie in Württemberg einen Ausweg (1757 wurde ihr Gebiet in den Rang eines Reichsfürstentums erhoben), indem sie Kapellen in ihre Schlösser einbauten, die auch den katholischen Beamten und Untertanen zugänglich waren. Sofern neue katholische Gemeinden aufwuchsen, stand ihnen für den Meßgottesdienst die dem Fürsten gehörende Schloßkapelle zur Verfügung. Geistliche, Ordensleute erhielten privatrechtliche Anstellungsverträge (Kupferzell, Waldenburg, Pfedelbach). Sofern Tagelöhner und Handwerker beim Bau ihrer Häuser von der Herrschaft unterstützt wurden, mußten sie doch anfangs auf Landbesitz, den die Evangelischen nicht hergaben, verzichten.

Die Begünstigungen durch die Fürsten waren die Ursache des damals berühmten Kalenderstreites. Der Stadtpfarrer von Sindringen und das Öhringer Konsistorium verweigerten die Einführung des vom Fürsten befohlenen gregorianischen Kalenders (obwohl er besser war als der julianische). Die Spannungen zwischen den katholischen und evangelischen Linien vertieften sich, als ein kaiserliches Mandat 1748 in den Waldenburger Landesteilen den früheren Zustand anordnete und die katholischen Waldenburger, Bartensteiner und Schillingsfürster Fürsten das Mandat nicht annahm. Das Konsistorium sprach sogar von „Religionsbedrückungen“, und schließlich zwang man durch Verlegung von Kreistruppen aus Ansbach in Waldenburger und Pfedelbacher Quartiere die katholischen Fürsten zum Nachgeben.

Überholtes Landrecht

Im Laufe von 150 Jahren hatten die an die Kultur des Kaiserhofes sich anpassenden katholischen Hohenloher sich immer klarer von den evangelischen Hohenlohern unterschieden, deren kulturelle Interessen die Beziehungen zu den mittel- und norddeutschen Fürsten reflektierten. Die Linien hemmten einander am Fortschritt, und das, was etwa in Württemberg seit 1500 die Grundlage einer Zentralgewalt gewesen ist, nämlich ein gemeinsames landesherrschaftliches geschriebenes Recht, eine gemeinsame Finanzwirtschaft, eine durchgreifende Agrarreform, wie sie kleinere und größere deutsche Staaten im Zeitalter des Absolutismus hatten, ist nie zustande gekommen. Und als 1738 doch ein Hohenlohisches Landrecht in Kraft treten sollte als „der Grafschaft Hohenlohe gemeinsames Landrecht“, war dieses Landrecht, weil es sich an mittelalterlichen Ordnungen orientierte, bereits geschichtlich überholt. Die älteren hohen-

lohischen Interpreten dieses Rechts beschrieben es richtig als rückständig, als „altes Recht und Herkommen“, was nur am Rande Ähnlichkeit hatte mit dem „guten, alten Recht“ der württembergischen Stände. Dieses Landrecht war nichts als die Summe ältester und älterer Gewohnheitsrechte, die in landesherrschaftlicher Anordnung aufgeführt wurden. Dorf- und Amtsordnungen bildeten die Mitte eines Rechtskodex mit den Unterlagen der Lager- und Gültbücher, Anerkennung der Religionsausübung, Ehe- und Polizeiordnungen, Gerichtsordnungen usw. Im Laufe des Jahrhunderts verschärfte sich die Polizeiordnungen durch den Einfluß des evangelischen Pietismus ähnlich wie in Württemberg oder noch stärker, insofern Tänze verboten und Tauf-, Hochzeits- und Trauerveranstaltungen überwacht oder mit Strafen geahndet wurden.

Hier war es im 18. Jahrhundert die Behörde und die Beamtenschaft, die regierte, während die Fürsten meist außerhalb des Landes die Reformen wohlwollend förderten, weil sie nicht davon betroffen waren. Nur ein einziger Fürst, Ludwig Friedrich Carl (1765–1805), regierender Herr von Öhringen, der Direktor des fränkischen Grafenkollegiums, ist in seiner Residenz tätig gewesen, indem er die nach ihm benannte Carlsvorstadt, heute noch gut erhalten jenseits der Mauern, anbaute. Der regierende Fürst in Waldenburg, Carl Albrecht (1792–1807), stand als General im Dienste des Reiches; der regierende Fürst in Bartenstein, Ludwig Aloys (1798–1806), war Generalfeldzeugmeister und treuest ergeben Kaiser und Reich. Seinem Vorbild folgte der Erbe der Herrschaft Öhringen, Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen (1796–1806). Als Protestant ging er in preußische Dienste, holte Ruhm als Gouverneur von Breslau und Bayreuth und war bei den Verschwörern im Berliner Kreis.

Bis zur Mediatisierung

Da Hohenlohe insofern einheitlich stand gegen die Ideen und Praktiken der Französischen Revolution und dann des Kaisers Napoleon, so bezeugten dies die Fürsten damit, daß sie den Refugiés und Exiliés unter Graf Mirabeau (der Bruder des Vorsitzenden der Nationalversammlung) in Waldenburg und Pfedelbach Zuflucht gewährten, wobei hohenlohische Prinzen in französische Dienste traten und die dezimierten Regimenter mit hohenlohischen Landeskindern (aber nicht freiwillig) aufgefüllt wurden. 1794 ist in Pfedelbach ein Regiment „Hohenlohe“ neu eingekleidet worden. Es wurde in Holland gegen die Franzosen eingesetzt und so dezimiert, daß es 1795 neu aufgestellt werden mußte. Zar Paul von Rußland übernahm es später, seine Fahne ist in der Schloßkirche zu Waldenburg geweiht worden.

In den Koalitionskriegen gegen die westliche Republik hatte das Gebiet wie seit Jahrhunderten unter Einquartierungen und Durchzügen der Reichstruppen zu leiden (Sindringen, Ernsbach, Forchtenberg). Nur mit Mühe

gelang es dem preußischen General, dem Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, die Neutralität des Landes (wie alle südwestdeutschen Staaten) aufrechtzuerhalten und die republikanischen Franzosen vom Lande abzuhalten. Sie rückten dann erst 1805 mit den Armeen Napoleons ein, wobei die Residenzen als Lazarette dienten. Nach der Schlacht bei Jena, die den Untergang Preußens besiegelte, wurde Hohenlohe französisches Besatzungsgebiet und blieb es bis 1812.

Doch inzwischen gab es keine Fürstentümer Hohenlohe mehr. Der Verbündete Napoleons hatte sie als Kriegsbeute in sein württembergisches Königreich inkorporiert.

Die Fürsten handelten bei den gewaltigen politischen Grenzveränderungen nicht immer gradlinig, als 1803 in Regensburg die Okkupation der reichsritterschaftlichen Besitzungen im Gespräch war. Mehr, um nicht gegen die zugreifenden mächtigeren Nachbarn zurückzustehen als unter Verletzung der Rücksicht gegen Schwächere erhob in den letzten Dezembertagen von 1803 der Senior des Hauses, der Öhringer regierende Herr, Ansprüche auf die Gebiete der Freiherren von Stetten (Kocherstetten), von Racknitz (Laibach), von Gemmingen und von Weiler (Maienfels), von Crailheim (Morstein), von Berlichingen (Möglingen), weil deren Gebiete von hohenhohischem Territorium umschlossen waren.

Nach dem Frieden von Preßburg im Dezember 1805 hatte sich die Lage gründlich verändert. Französische Truppen besetzten die reichsritterschaftlichen Gebiete. Gerüchte schwirrten, Württemberg werde nächstens im Verein mit Bayern Hohenlohe aufteilen. Im Sommer 1806 stand eine kommende Besetzung fest. Die Fürsten der hohenhohischen Linien kamen in Kupferzell zur Beratung zusammen. König Friedrich von Württemberg, pochend auf verwandtschaftliche Beziehungen seit Jahrhunderten, hatte etwas brutal zur freiwilligen Unterwerfung aufgefordert. Die Kupferzeller Konferenz, an der Spitze der kaisertreue Bartensteiner, protestierte, während beschlossen wurde, weitere Verhandlungen in Öhringen führen zu wollen. Dort traf am 26. August das württembergische Diktat ein, das die Übernahme der Souveränität rückwirkend auf den 23. August festlegte. Mit diesem Datum unterzeichnete Fürst Ludwig Friedrich, der Erbe des Öhringer Ludwig Friedrich Carl, seine Abdankungsurkunde zugunsten seines ältesten Sohnes. Der Bartensteiner erklärte, er halte an der uralten Treue seines Hauses zu Kaiser und Reich (die es indessen nicht mehr gab) fest und verließ sein Fürstentum. Friedrich Ludwig ging wieder zurück in preußische Dienste. Im „Steinernen Haus“, der alten Vogtei zu Öhringen, erfolgte am 13. September die Übergabe Hohenlohens an Württemberg. An den Straßen zur Grenze waren württembergische Regimenter postiert, die die Macht des neuen Königs demonstrieren sollten. Die Übergabe-Formalitäten besorgten königlich württembergische Beamte.

Unter Souveränität verstand man damals die oberste

Gerichtsbarkeit, also jenes Verhältnis, das Reichsfürsten zum einstigen Reich hatten. Das Königreich ersetzte das Kaiserreich alten Stils. Indessen, König Friedrich wollte mehr, nämlich die uneingeschränkte Landeshoheit, wie er sie schon 1803 mit der Übernahme der Reichsstädte und der Fürstpropstei Ellwangen ausgeübt hatte. Er dachte wie sein französischer Bundesgenosse an „souveraineté pleine et entière“. Und dies vor allem um einer einheitlichen Organisation willen. Gleichwohl ließ er sich auf einen Übergangskompromiß mit hohenhohischen Justizkanzleien und hohenhohischen Beamten ein. Diese aber durften nur, wie König Friedrich am 9. August 1807 bestimmte, für zivilrechtliche Entscheidungen zuständig sein, etwa verbliebene Hoheitsrechte, Bestellung von geistlichen und weltlichen Dienern, Gantsachen, Untertanenaufnahme, Appellationen bis zur zweiten Instanz usw. anerkannte Württemberg nicht. Die Patrimonialgerichte durften nur in unbedeutenden Fällen entscheiden, und da an sie kein Geld abgeführt werden durfte, sind sie an Schwindsucht bald gestorben. Das Hohenhohische Landrecht von 1732 wurde aufgehoben, an seine Stelle traten die neuen Rechtsordnungen des Königreichs.

Vor allem dem von Württemberg eingeführten allgemeinen Wehrdienst widersetzten sich die Untertanen ebenso wie den in Kriegsfällen erhobenen Sondersteuern, die einfach von den Bauern nicht gezahlt wurden. Da erklärte Württemberg als gelehrtiger Schüler Napoleons den Notstand und stellte Hohenlohe unter Kriegsrecht und an seine Spitze einen Generalgouverneur.

Die Ernennung des Fürsten Karl Joseph von Hohenlohe-Jagstberg zum Generalgouverneur lehnte der Beauftragte ab, und sein Nachfolger, jedoch nur im Range eines Bevollmächtigten, wurde Freiherr von Phull. Bei der Besetzung von Mergentheim 1810 sympathisierten die Hohenloher mit dem Widerstand des Deutschordens. Phull griff zu und ließ alle Ortsvorsteher der neuen Oberämter Neuenstein und Öhringen auf den Asperg sperren. Man suchte in Stuttgart nach Schuldigen und glaubte sie in den Justizkanzleien gefunden zu haben. Freiherr von Neurath wurde vom König mit deren personeller Auflösung beauftragt, wobei den Fürsten befohlen wurde, ihre Ämter neu zu besetzen. Sechs Kompanien Infanterie verliehen dem Befehl Nachdruck zur „Unterdrückung der frevelhaften Renitenz“ in Hohenlohe.

Am 10. Mai 1809 schlug die letzte Stunde der Patrimonialgerichte, deren Aufgabe den königlichen Oberämtern übergeben wurde.

Trotz der Mediatisierung wollten die fürstlichen Standesherren aber nicht auf ihre seitherigen Rechte verzichten, die ihnen noch durch „die Deklaration der staatsrechtlichen Verhältnisse“ vom 20. Oktober 1823 zugesichert war. Dazu gehörte in erster Linie die mittelalterliche Abgabe der Naturalsteuer, die Zehnten und andere Gülden, die aus den früheren Lebensverhältnissen datierten. Die Deklaration schuf darum unter den Bauern viel

böses Blut und steigerte merklich die Unsicherheit unter der Landbevölkerung.

Was König Wilhelm I. in gutem Glauben mit der Deklaration erreichen wollte, nämlich die Aufhebung der Leibeigenschaft (Edikt von 1817), konnte im Hohenlohischen insofern ohne Wirkung sein, als es im Fürstentum des 18. Jahrhunderts bereits keine Leibeigenschaft mehr gab. Zum Widerstand der Standesherrn aber kam es erst dann, als Württemberg die mittelalterlichen Schatzungen, Zehnten, Fronen 1836 abschaffte. Obwohl Standesherrn eine günstige Ablössungssumme zugestanden war und der Staat die Ablösenden, die Bauern, mit einem Zuschuß unterstützte, wollten die Standesherrn trotzig gegen den König wie eh und je auf ihre „angestammten Naturalien“ nicht verzichten, d. h. ihre Einnahmen als Rittergutsbesitzer. Ihr Sprecher, Fürst Friedrich Carl zu Hohenlohe-Waldenburg, forderte 1830 mindestens die Einnahmen des jährlichen Erbpachtzinses, die Abgaben bei Veränderung des Besitzes (Hofverkauf, Todesfall,

Abgaben im Wert von 5 Prozent eines Hofes). Dadurch kam es zu einer Doppelbesteuerung der Bauern, und die Unzufriedenheit entlud sich im „tollen Jahr“ 1848 durch einen Sturm auf Rathäuser, wo Gülten- und Lagerbücher verbrannt oder zerrissen wurden.

Die Standesherrn protestierten auch nach 1848 gegen die Aufhebung ihrer Rechte ohne eine genügende Entschädigung. Die Regierung in Stuttgart nahm ihre Beschwerde an und arbeitete eine „Nachtrags-Entschädigung“ aus. Am 3. Dezember 1861 lehnte die zweite, die Abgeordnetenversammlung zu Stuttgart die Forderungen des fürstlichen Gesamt-Hauses Hohenlohe ab. Aber erst 1865 kam es zu einer zufriedenstellenden Lösung, indem der Staat die öffentlichen Leistungen des Hauses Hohenlohe, also Unterhalt der Pfarr- und Schulhäuser, Besoldung der Geistlichen und Lehrer in einem „Komplexlasten-Gesetz“ ablöste, d. h. Staat und Gemeinde beteiligen sich finanziell mit den größten Summen am Unterhalt von Schulen, Pfarrhäusern und Gotteshäusern.

Zwei Ehrenmitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes zum Gruß!

Im Februar 1959 haben zwei hochverdiente Ehrenmitglieder des Schwäbischen Heimatbundes besondere Jubiläumsgeburtstage gefeiert: am 19. Februar durfte Oberforstrat i. R. Dr. h. c. *Otto Feucht* das seltene Fest des 90. Geburtstags begehen; am 16. Februar hat Professor Dr. *Richard Schmidt* das 80. Lebensjahr vollendet. Die bleibenden Verdienste beider Männer auf ihren Arbeitsgebieten sind aus Anlaß ihres 80. bzw. 70. Geburtstags in Heft 1/1959 unserer „Schwäbischen Heimat“ von berufener Seite eingehend gewürdigt worden. Der damals ausgesprochene Wunsch, daß den Jubilaren noch manches gute Jahr frohen Schaffens beschieden sein möge, ist in bewundernswerter Weise in Erfüllung gegangen. Beide haben in dem inzwischen verflossenen Jahrzehnt im Sinne ihrer kulturellen Aufgabe weiter gewirkt und eine reiche literarische und wissenschaftliche Ernte in die Scheuer gebracht.

Otto Feucht war schon 1909 bei der Gründung des Bundes für Heimatschutz, aus dem unser Schwäbischer Heimatbund hervorgegangen ist, beteiligt. Er hat in mehr als 280 Aufsätzen und 20 Büchern, vor allem aber durch sein Wirken als Gutachter und als Naturschutzbeauftragter einen ganz ungewöhnlichen Einfluß auf die Erziehung der Öffentlichkeit ausgeübt und als überlegener Kenner und Praktiker bei schwierigen Maßnahmen der Rettung von Kostbarkeiten der Natur, besonders des Waldes, Gehör gefunden. Die Leser unserer Zeitschrift haben bis in die jüngste Zeit hinein in einer Reihe von Beiträgen die Erinnerungen des verdienten Forstmannes und Naturschützers miterleben dürfen, der besonders im

Schwarzwald, aber auch in dem Raum von Stuttgart und Ludwigsburg gewirkt hat. Mit vollem Recht dürfen wir ihn als „Nestor und allzeit getreuen Eckart unseres Naturschutzes“ (*Otto Linck*) grüßen.

In Parallele dazu möchten wir den früheren langjährigen Leiter des Landesamts für Denkmalpflege, *Richard Schmidt*, als den „getreuen Eckart der Denkmalpflege“ bezeichnen. Wieviele wertvolle Kunst- und Baudenkmäler landauf landab verdanken ihm ihre Erhaltung oder Wiederherstellung! Und für den Wiederaufbau der historischen Baudenkmäler der Landeshauptstadt Stuttgart hat Schmidt Großes geleistet, wenn ihm auch auf diesem Gebiet Enttäuschungen nicht erspart geblieben sind. Nach seiner Zurrücksetzung (1954) hat sich Schmidt hauptsächlich wissenschaftlichen Arbeiten auf kunstgeschichtlichem Gebiet zugewandt, wobei die Zusammenarbeit mit seiner Lebensgefährtin, der Meisterphotographin *Helga Schmidt-Glassner*, eine besonders glückliche Synthese zwischen Text und Bildern schafft. An bedeutsamen Kunstbüchern sind in letzter Zeit erschienen: *Deutsche Reichsstädte* (1957), *Burgen und Schlösser in Schwaben* (1958), *Burgen des deutschen Mittelalters* (1959), *Schwäbisch Gmünd* (1962), *Schwarzwald* (1965), *Kloster Alpirsbach* (1965).

Beiden Jubilaren gilt der Dank aller Heimat- und Kunstfreunde, die sich mit dem Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes und der Schriftleitung der Schwäbischen Heimat vereinigen in dem aufrichtigen Wunsch: ad multos annos!

O. R.

Buchwald-Engelhardt, Handbuch für Landschaftspflege und Naturschutz, Band 1. Grundlagen. 245 S. mit 9 Tabellen, Musterverordnungen und Anschriftenverzeichnissen, 3 Abbildungen. Gzln., BLV, München 1968.

Dieses seit langem angekündigte Handbuch wird mit seinen vorgesehenen 4 Bänden eine empfindliche Lücke im deutschen Schrifttum über Naturschutz und Landschaftspflege schließen. Der vorliegende erste Band schildert die Grundlagen, beginnend mit der Landschaft und ihren Elementen, den verschiedenen Landschaftsbegriffen und -gliederungen, mit dem Relief, Klima, der Lebewelt, dem Einfluß des Menschen, mit Wasser und Boden sowie Vegetation und Tierwelt. Landschaft und Mensch werden in ihren Wechselbeziehungen im zweiten Kapitel abgehandelt, wobei die Bedeutung naturnaher Umwelt für den modernen Menschen und die daraus resultierenden Folgerungen für die Gestaltung unserer Umwelt besonders wichtig sind. Ausgehend von der Bewegung zur „Landesverbesserung und Landesverschönerung“ im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts (1770–1830) und der Anlage der Landschaftsgärten mit malerischen Ausschnitten der „freien Natur“ wird im 3. Abschnitt die Entwicklung des Heimatschutzes und der beginnenden Naturschutzbewegung (1830–1919) geschildert.

Viel Interessantes findet sich hier zusammenfassend über frühe Schutzbestrebungen, z. B. den Schutz der Teufelsmauer bei Thale im nordöstlichen Harzvorland 1852 als geologischem Naturdenkmal. Ernst Rudorffs Verdienste um die Gründung des „Deutschen Bundes Heimatschutz“ werden eingehend gewürdigt. 1914 wurden als Aufgaben festgelegt: „Der Bund bezweckt, die deutsche Heimat in ihrer natürlichen und geschichtlich gewordenen Eigenart zu schützen...“ Er erstrebt insbesondere „den Schutz der Natur, namentlich der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt und der geologischen Eigentümlichkeiten (Pflege der Naturdenkmäler) sowie der Eigenart des Landschaftsbildes; ferner den Schutz und die Pflege... der Bauten, der beweglichen Gegenstände sowie der Straßen- und Flurnamen (Denkmalpflege); die Pflege und Fortbildung der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise, die Pflege der Volkskunst auf dem Gebiet der beweglichen Gegenstände, der Sitten, Gebräuche, Feste und Trachten.“

Staatlicher Naturschutz und die Naturschutzbewegung kennzeichnen die Zeitperiode von 1906–1945, wobei die 1908 erfolgte Gründung des „Württembergischen Landesausschusses für Natur- und Heimatschutz“ zu den ersten Anfängen eines wirksamen Naturschutzes zu rechnen ist. In die gleiche Zeit fällt auch der Ankauf von Grundstücken zur Gründung eines ersten deutschen Naturschutzparkes im Heidegebiet um Wilsede. Erwähnt wird aus unserem Bereich das grundlegende Werk Eugen Gradmanns von 1918 „Heimatschutz und Landschaftspflege“, das erstmals die gesamte Kulturlandschaft mit einschloß und sich nicht allein auf konservierende Maßnahmen beschränkte. Es darf gerade heute jene vorausschauende Definition Gradmanns nicht vergessen werden: „Landschaftspflege beginnt da, wo der Mensch etwas baut im weitesten Sinne des Wortes.“

Nach der ersten Gründung von „Schreibergärten“ durch Hauschild 1864 folgten bald Bemühungen um soziales Grün und erste Ansätze zu Gartenstädten, z. B. Letchworth/England, das 1904 gegründet wurde oder Dresdens Gartenvorstadt Hellerau 1908–1914. Raumordnerisch vorausschauend erwies sich auch die Konstituierung

einer „Grünflächenkommission“ 1911 durch den Regierungspräsidenten in Düsseldorf, die Vorgängerin des heutigen „Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk“. Damit waren erste Ansätze zu moderner Raumordnung und Landespflege gegeben. Robert Mielke, der Schriftführer des Deutschen Bundes Heimatschutz, hatte 1907 anstelle von „Landesverschönerung“ erstmals den Begriff „Landespflege“ vorgeschlagen. Darunter verstand er:

1. Aufgaben in den Großstädten und Residenzen: Parks, Spielplätze, Straßen- und Platzanlagen; Anlage eines Wald- und Wiesengürtels um die Städte; Gartenstädte.
2. Aufgaben bei Kleinsiedlungen, kleineren Städten, Dörfern, Einzelhöfen, Kurorten und Sommerfrischen. In den Dörfern: Dorfbauer, Kirchhof und Feldflur; vor allem bei Umlegungen, Eisenbahnbau, Landstraßen- und Wasserstraßenbau.

3. Teilnahme an der Pflege und am Schutz seltener Bäume, Sträucher und Tiere; Erhaltung der Naturdenkmäler.

4. Lindern und Verschließen häßlicher Wunden im Landschaftsbild, die durch Steinbrüche, Ziegelbrennereien oder Bergbau hervorgerufen worden sind.

Aus einem „Mosaik“ unterschiedlichster Landesvorschriften stellten Hans Klose und Adolf Vollbach, aufbauend auf Erfahrungen und Gedanken von 30 Jahren Naturschutzarbeit, 1935 einen Gesetzesentwurf für ein deutsches Naturschutzgesetz fertig. Das Reichsnaturschutzgesetz wurde am 26. 6. 1935, also noch im gleichen Jahre, verabschiedet. Hans Schwenkel war damals der erste, der erkannte, daß nicht allein das Erhalten, sondern auch das pflegende Gestalten als wichtige Aufgabe im Naturschutz angesehen werden müsse.

Seit 1945 erfolgte dann der Ausbau des Naturschutzes zu einer umfassenden Landespflege. Wie intensiv der Schutzgedanke weiterbetrieben wurde, geht aus einer Übersicht hervor, die für das Bundesgebiet (1966) rd. 6 177 Landschaftsschutzgebiete mit 33 212 qkm = 13,5% der Fläche und 893 Naturschutzgebiete mit 2 596,7 qkm = 1% der Fläche sowie etwa 40 000 Naturdenkmale als geschützt ausweist.

Ein Ausblick auf die geschichtliche Entwicklung von Landschaftspflege und Naturschutz in den übrigen Ländern Nord-, West- und Mitteleuropas beweist, daß es sehr unterschiedliche Wege zum Schutz der Natur gibt, abhängig von der jeweiligen Einstellung von Regierung, Parlament und Bevölkerung.

Begriff und Stellung von Landschaftspflege und Naturschutz im Rahmen der wissenschaftlich-planerischen Disziplinen behandelt in diesem Sammelwerk der frühere Landesbeauftragte von Baden-Württemberg, Konrad Buchwald, der auch sonst viele Abschnitte bearbeitete. Interessant sind vergleichende Darstellungen der Organisationsform von Naturschutz und Landschaftspflege in Nord-, West- und Mitteleuropa auf staatlicher und privater Ebene. Wesentlich sind auch die Kapitel über „Recht der Landschaft“ sowie „Forschung und Ausbildungswesen“, wobei gerade dem letzten Abschnitt besondere Bedeutung zukommt. Man muß Wolfgang Engelhardt voll zustimmen, wenn er schreibt: „Es gilt, möglichst breite Schichten der Bevölkerung von der lebenswichtigen Bedeutung eines umfassenden, wissenschaftlich begründeten Naturschutzes und einer auf Nachhaltigkeit gerichteten, pfleglichen Nutzung der natürlichen Hilfsquellen zu überzeugen und darüber hinaus, soweit wie irgend möglich, zur tätigen Mitarbeit zu gewinnen.“

Möge es diesem ausgezeichneten Werk, dessen folgende Bände mit Interesse erwartet werden dürfen, gelingen, in breitesten Kreisen Verständnis für Naturschutz und Landschaftspflege und für die Erhaltung unserer Heimat zu wecken.

Helmut Schönamsgruber

Die heimliche Hauptstadt

„Das historische Fluidum der alten Montfortstadt ist stärker als manche glauben. Es ist so stark, daß sie immer bleiben wird – die geheime Hauptstadt des Landes.“ Der Satz der Heimatschriftstellerin Paula Ludwig steht auf Seite 509 der stattlichen Festschrift „Feldkirch 750 Jahre Stadt“, die von der Schriftleitung der Vierteljahrszeitschrift „Montfort“ als Heft 3 ihres 20. Jahrgangs 1968 herausgegeben wurde.

Welches Landes Hauptstadt? Durch alle 19 Beiträge zieht sich der Nachweis, nicht Bregenz, die heutige Landeshauptstadt von Vorarlberg, sondern eben die im geographischen und kulturellen Zentrum des erst im 18. Jahrhundert zu einer verwaltungsmäßigen Einheit zusammengeschlossenen Landes liegende Gründung war jahrhundertlang die wichtigste Stadt eines wechselnden Territoriums jenes Grafen Hugo, der 1180 als Enkelsohn des letzten Bregenzer Grafen (gestorben 1056) und als Erbe des mütterlichen Herrschaftsgebietes Bregenz verließ und seine Residenz auf den Sitz seiner Vintschgauer Dienstmannen verlegte – eben nach Feldkirch. Besser: Graf Hugo verlegte die schon im rätischen Urbar vom 9. Jahrhundert erwähnte Siedlung „feldkilch“ von Altenstadt (seit 1925 nach Feldkirch eingemeindet) in die Siedlungen heutigen Namens zwischen den beiden Illschluchten. Man weiß heute: die Schattenburg (ungeklärter Name) bis zum 17. Jahrhundert Schloß oder Feste Feldkirch beim Stadtschrofen war Wallburg und Fluchtburg, hier stand ein römischer Ziegelofen, hier waren die karolingischen Gaugrafen, die Bregenzer Grafen und bis zu ihrem Aussterben 1375 die Feldkircher Montforterlinie.

Ohne Zweifel gaben nicht zuerst dynastische Interessen als vielmehr die günstige Verkehrslage den Ausschlag zum Ausbau einer Stadt. Bregenz hat den Nord-Südverkehr (nach Italien), Bludenz den Ost-Westverkehr. Feldkirch aber den nach beiden Richtungen, wobei freilich bis ins 16. Jahrhundert der Verkehr von Norden nach Süden bedeutender war als der von Osten nach Westen. Gewiß unter den Montfortern (bekanntlich eine Bruderlinie der Tübinger Pfalzgrafen) über die Erbtochter Elisabeth war Vorarlberg noch ein Land, das nördlich des Bodensees, an beiden Rheintalseiten südlich des Sees bis in die Graubündner Pässe in einer Hand lag und über die heutigen Landesgrenzen eine Einheit bildete. Wie fast bei allen Hochadelsgeschlechtern begannen die Teilungen auch im Haus Montfort im 13. Jahrhundert, und Österreich brauchte Jahrhunderte, bis es die zersplitterten Teile wieder in seine habsburgische Hand gebracht hatte. Letztlich gelang es erst Maria Theresia und ihrem Sohn Joseph II. Alle Teilungen aber überlebte die Herrschaft Feldkirch mit dem Bregenzer Wald, um dann auch allerdings als erste von Österreich besetzt und gekauft zu werden.

1218 ist das Jahr jener in Ulm von König Friedrich II. ausgestellten Urkunde, mit der Graf Hugo, seine Gattin und seine Söhne dem Jerusalemer Hospital der Ritter des hl. Johannes in seiner zum erstenmal civitas geheißenen Stadt Feldkirch eine Kirche (heutige St. Nikolaus), Felder vor der Stadt, eine Mühle zwischen zwei Felsen (Felsenaus), eine Kapelle im Tale der hl. Maria (heutiges Klösterle) stiftete und schenkte.

Den Zweck der Kapellenstiftung nennt die Urkunde genau: der Graf sollte das Besitzrecht haben „ut pauperibus transeuntibus (über den Wald des Arlbergs) exinde saltim in igne et aqua et tecto, quousque domus ulterius proficiet, subveniatur et ut clericus qui divinum celebret, ibidem instituat“. Den Ministerialen wird empfohlen, Spenden für das Hospital nach Ermessen zu geben. Die Stiftung reflektiert vollkommen den Kreuz-

zugeist des 12. Jahrhunderts. Die Hospitaliter-Ritter von Feldkirch (schwarzes Ordenskleid mit achteckigem Kreuz) und ihr Komtur (später verbunden mit dem „Im Tobel“, Thurgau) bestanden bis 1610 und hüteten eifersüchtig gegen die Stadt ihre Ordensrechte.

Außer Zweifel steht, daß die Ritter der Kern der Stadtwerdung waren, insofern sie nun den Ost-Westverkehr über den Arlberg ausbauten und beherrschten. Mit der Erschließung des Arlbergs durch Feldkirch hängt die Stadtwerdung einer kleinen Verkehrsiedlung wie Bludenz zusammen (1290) und damit die Öffnung des Verkehrs in das Hinterland von Montafon, Klostertal, den inneren Walgau und das Große Walsertal. Indessen der Arlbergverkehr hatte nie den Umfang und die Bedeutung des Nord-Südverkehrs, wofür die Hauptursache die Zugehörigkeit Feldkirchs zur Diözese Chur und zur römischen Provinz Rätien gewesen ist. Um 500 ging die Grenze des Konstanzer Sprengels zwischen Götzis und Hohenems, die Bregenzer Ach dagegen bildete die alte Grenze des Churer Sprengels gegen Augsburg.

Bis ins späte 14. Jahrhundert stellten die Montforter-Feldkircher Grafen mehrere Bischöfe von Chur. 1578 erließ Papst Gregor XII. eine Bulle, wonach die Pfarre Feldkirch auf immer mit einem Kanonikat an der Kathedrale zu Chur verbunden war. Städtebaulich ist das Churer Tor heute noch ein Prachtstück mittelalterlicher Bauweise. Ferner geben uns die Graubündner Urkunden, das Feldkircher Jahrbuch genügend Auskunft über die stattliche Reihe von Geistlichen und Domherren von Chur, die aus dem Niederadel stammten.

Erst die Napoleonzeit änderte die kirchliche Obrigkeit, indem nach einigen Experimenten der churische, augsbургische und konstanzer Diözesenanteil von Vorarlberg mit dem Bistum Brixen vereinigt wurde. Zu einem eigenen vorarlbergischen Bistum kam es indessen nicht, trotz aller Versuche der Aufklärungszeit. 1820 wurde ein Generalvikariat errichtet in Feldkirch, das 1950 ein eigenes Bistum wurde, aber unterstellt der apostolischen Administratur Innsbruck-Feldkirch.

Was Hugo I. und Rudolf IV. (Heiligkreuzkapelle im mittelalterlichen Brückenkopf, Minoritenkloster auf Viktorsberg 1383, Klarissenkloster Valduna) grundgelegt hatten – Festungsstadt am Kreuzungspunkt des Verkehrs, Umschlagplatz des Handels, kulturelle Institutionen – das gab auch der mit Privilegien stark bedachten Bürgerstadt einen ungeahnten Auftrieb. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts war Feldkirch Hauptort der landständischen Versammlungen des Vorarlberger Landtags im Rathaussaal, der erstmals 1541 durch König Ferdinand ausgeschrieben wurde und in dem meist der Feldkircher Stadtmann den Vorsitz führte. Die Nachfolger der Montforter, seit 1390 die Habsburger, garantierten der Stadt ähnlich wie in Tübingen – Stuttgart, ihre Freiheiten, worauf die Bürger den Huldigungseid leisteten. Habsburgische Vögte teilten die Herrschaft mit städtischem Adel und aufstrebendem Bürgertum.

Nicht zufällig machen die Berühmtheit der Stadt im späten Mittelalter und im 16. Jahrhundert jene Feldkircher Humanisten aus, die wie der Geograph Hieronymus Münzer (Vorarlberger Kolumbus, weil er dem portugiesischen König eine Westfahrt nach Kathay, Ostasien, empfahl, bevor der spanische König den Genuesen in Dienst nahm) und der Astronom und Mathematiker Rhetikus, der die Menschheit mit dem Weltbild des Kopernikus bekannt machte. Einen Künstler von europäischem Format hat Feldkirch mit dem großen Wolf Huber geboren, der neben Altdorfer der Hauptmeister der schwäbischen Donauschule war.

Indessen drang in die Stadt die Reformation nicht ein. Im Gegenteil, Feldkirch wurde eine Bastion der Gegenreformation. Der Papst stiftete der Stadt zwei Freiplätze

am Collegium Germanicum zu Rom, 1605 ließen sich die Kapuziner nieder, 1610 übernahm Kirche und Kloster der Johanniter die Reichsabtei Weingarten (Bucelin, Feldkirchs langjähriger Prior daselbst), von 1696 bis 1802 hatte ein Priorat der Reichsabtei Ottobeuren die Leitung der Kommende, 1649 zogen die Jesuiten in Feldkirch ein; sie bauten jenes Voggymnasium und Lyzeum aus, dessen Fortsetzung das heutige Feldkircher Bundesgymnasium ist. Über dessen Bedeutung kann hier nichts gesagt werden, nachzulesen auf S. 472 ff.

Die Schulstadt geistlicher Orden hat sich durch alle politischen Wandlungen gehalten, deren Institutionen wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts verstaatlicht (u. a. auch das katholische Lehrerseminar) und sind heute bewährte Verkünder des humanistischen Bildungsideales.

Ernst Müller

Der Landkreis Günzburg. Ein Porträt seiner Geschichte und Kunst. Bearbeitet von Franz Reißnauer, Josef Weizenegger, Anton H. Konrad und anderen. Querformat 23,5 x 20,8 cm, 118 Seiten Text mit Abbildungen, 108 Seiten Bildtafeln, 6 Seiten Farbtafeln. In Ganzleinen mit vierfarbigem Schutzumschlag DM 26,-. Anton H. Konrad Verlag, Weißenhorn.

Das Werk, das im Auftrag des Landkreises Günzburg herausgegeben wurde, will kein Heimatbuch im herkömmlichen Sinn sein. Es ist auch nicht den württembergischen Oberamts- bzw. Kreisbeschreibungen an die Seite zu stellen, da bewußt darauf verzichtet wurde, eine alle Bereiche der Natur- und Kulturgeschichte, Wirtschaft und Verwaltung umfassende, möglichst erschöpfende Beschreibung des Landkreises herauszubringen. Die Verfasser – hervorragende Sachkenner, die mit dem Arbeitsgebiet seit langem eng vertraut sind –, haben sich vielmehr mit Erfolg bemüht, Einheimischen wie Fremden die heutige Kulturlandschaft aus ihrer Vergangenheit verständlich zu machen. So ist – wie es der Untertitel will, – ein wirkliches Porträt entstanden. In kräftigen Linien ist das Wesentliche und Typische herausgearbeitet. Text und Bilder ergänzen einander aufs trefflichste.

Der Kreis Günzburg ist noch heute überwiegend Bauernland; ein Kapitel ist dem Bauernhaus gewidmet. Die moderne Industrie tritt demgegenüber zurück, auch in diesem Band (sie ist einem geplanten zweiten Teil vorbehalten). „Der Landkreis und seine Geschichte“ lautet der Titel von P. Auers wohl ausgewogener Einführung. Das Kreisgebiet ist Kernland der ehemaligen Markgrafschaft Burgau, die – seit 1218 bezeugt – von 1301–1805 unter Habsburg (Vorderösterreich) stand. Kennzeichnend sind ihre territoriale Zersplitterung wie die fortgesetzte Verpfändung ihrer Besitzungen.

Unter Markgraf Karl war sie 1609–1618 ein eigener Staat. Maria Theresia machte Günzburg zum Sitz des „Oberamts Burgau“ und einer Kaiserlichen Münzstätte. Seit 1805 bayerisch, unterlag die Verwaltung des Bezirks im 19. und 20. Jahrhundert vielfachen Veränderungen.

F. Reißnauer handelt über landschaftliche Gliederung und Werden der heutigen Landschaft. Einprägsame Profile veranschaulichen den Text. Vor- und Frühgeschichte werden durch Kärtchen der Fundplätze für jeden Zeitabschnitt verdeutlicht. In römischer Zeit erlangte der Bezirk erstmals Bedeutung (Kastelle Aislingen und „Gontia“-Günzburg). Interessant ist, daß die Bestattungsweise des Frühmittelalters (west-östlich orientierte Reihengräberfriedhöfe) auf gotisch-christlichen Einfluß zurückgeführt wird. Herrschaftsschwerpunkt ist damals die Reisenburg (Geograph von Ravenna). Das Flurbild des mittelalterlichen Weilers Reisenburg rekonstruiert J. Matzke an Hand des Grundkatasters von

1835. „Alte und neue Mittelpunkte – Städte, Märkte, Dörfer“, so überschreiben Reißnauer und Weizenegger einen Hauptteil, der anschauliche und geschichtlich zuverlässige Ortsmonographien von Günzburg, Burgau, Burtenbach, Ichenhausen, Jettingen, Leipheim, Offingen und Waldstetten bringt. Die Verfasser interpretieren das heutige Siedlungs- und Ortsbild aus der Ortsgeschichte. Breiterer Raum ist dem Stift Wettenhausen gewidmet, das seine jeztige Gestalt dem Baumeister Michael Thumb verdankt. „Vom kirchlichen Leben in alter Zeit“ zeugen an die 15 Gnadenorte, so die ins 14. Jahrhundert zurückreichende Wallfahrt auf den Heiligen Berg bei Scheppach und die im Barock alle überragende Wallfahrt zum Maria-Königin-Bild bei Limbach, gestiftet 1679 von Maria Eleonora von Österreich, Königin von Polen. (Diese in ihrer Zeit berühmteste Wallfahrt im Schwabenland hat Joseph II. aufgehoben.) Ein weiterer Hauptteil gibt eine umfassende Darstellung der Kunst, zunächst des Mittelalters und der Renaissance. Der Burgstall auf dem Schloßberg bei Winterbach ist Überbleibsel einer mittelalterlichen Höhenburg; das Obere Schloß in Ichenhausen repräsentiert das Wohnschloß der Frührenaissance, das Günzburger Schloß eine Stadtresidenz. Erhalten sind zahlreiche Altarplastiken sowie hervorragende Grabdenkmäler (Pfarrkirche und Schloßkapelle Jettingen und Pfarrkirche Unterknöringen). Eine neue Blütezeit der Kunst sind Barock und Rokoko (bearb. von A. H. Konrad). Wettenhausen wird Zentrum des neuen Kunstschaffens. Die Günzburger Frauenkirche von Dominikus Zimmermann, die als schönster Sakralbau im Donaubereich gilt, hat die Dorfkirchen Jos. Dossenbergers beeinflusst. Mit dessen Tod (1785) endet im Bezirk die Bautätigkeit des 18. Jahrhunderts. Kurzbeschreibungen aller Kreisorte beschließen den Band. Wer sich mit Fragen des Landkreises Günzburg eingehender beschäftigen will, findet ein umfassendes Literaturverzeichnis.

Das Buch ist hervorragend ausgestattet und reich illustriert: 108 Seiten Bildtafeln, größtenteils Originalaufnahmen der Bearbeiter von frugeschichtlichen Fundstücken, die im Günzburger Museum aufbewahrt werden, und den im Landkreis erhaltenen Kunstschatzen. Unter den Farbtafeln sind neben dem Wettenhauser Stifterbild von Martin Schaffner (1528, nur in Kopie erhalten) zwei Ausschnitte aus der „Landtafel der Markgrafschaft Burgau“ von Joh. Rauch (1613) hervorzuheben. Damit ist ein repräsentatives Heimatbuch neuer Art geschaffen worden und zugleich ein moderner kulturgeschichtlicher Führer für einen wesentlichen Teil Bayerisch-Mittelschwabens, der allen Freunden dieser Landschaft nur wärmstens empfohlen werden kann.

Heinz Bühler

Der Spitzberg bei Tübingen. Herausgegeben von der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Baden-Württemberg als Band 3 der Reihe „Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs“, Ludwigsburg 1966. 1142 Seiten mit 460 Abbildungen, davon 10 farbig, 2 Farbkartenblättern, 161 Tabellen und einem Deckblatt. Leinen DM 45,-.

Unter der Schriftleitung von Th. Müller, S. Görs und G. Schmid erschien in der sehr verdienstvollen Reihe von Monographien wichtiger Landschaften Baden-Württembergs dieses umfangreiche Werk. Den Vorkämpfern für die Erhaltung der Natur am Spitzberg, Apotheker Dr. h. c. Adolf Mayer († 26. 1. 1952), Forstmeister Dr. Karl Rau († 13. 2. 1966) und Professor Dr. Walter Zimmermann gewidmet, bringt es Beiträge von insgesamt 23 Mitarbeitern.

Als „Hausberg“ Tübingens wurde der Spitzberg, der allen Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes da-

durch besonders wertvoll ist, daß hier umfangreicher Grundbesitz des Bundes liegt, schon seit vielen Jahren durch die naturwissenschaftlichen Institute der Universität systematisch erforscht. Zu begrüßen ist daher, daß aufbauend auf diesen geschichtlichen Arbeiten unter Verwendung zahlreicher Einzelarbeiten ein Werk entstand, das in dieser Vollständigkeit bisher von keinem deutschen Naturschutzgebiet vorliegt.

Es würde den Rahmen einer Besprechung sprengen, wollte man auf alle dargestellten Gebiete ausführlich eingehen. Wichtig erscheint vor allem, daß Geschichte und Kulturgeschichte – im Gegensatz zu vielen ähnlichen Monographien den gebührenden Platz erhielten. Die Besiedlung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit und mittelalterliche Burgen auf dem Ammerberg (als Synonym für Spitzberg) weisen auf die Bedeutung dieses Bergrückens zwischen Ammer- und Neckartal hin. Wichtig sind auch neuere Untersuchungen über die Baugeschichte der Wurmlinger Kapelle und die Wallfahrtskirche bei Hirschau, sowie die Kirchen in Schwärzloch und im Ammerhof.

Zu den natürlichen Grundlagen führen Arbeiten über die Geologie und das Klima dieses Gebietes.

Ausführlich wird die Pflanzenwelt abgehandelt, wobei ein Abschnitt über die Tübinger Floristik in fünf Jahrhunderten jedem Freund geschichtlicher Betrachtung Neues bietet. Die Kleinpflanzen finden ihre Würdigung in zwei Beiträgen über Algen der Tümpel. Besonders eingehend wurde die Pilzflora dargestellt. Es ist erstaunlich, wie viele Arten von Pilzen auf diesem eng begrenzten Raum aufgefunden werden konnten. Neuartig ist auch die Schilderung der Flechten- und Moosvegetation, die besonders für die Beurteilung der Luftverunreinigung eine wichtige Rolle spielt.

Eine immense Arbeit wurde für die beiden Beiträge: Wald-, Gebüsch-, Saum-, Trocken- und Halbtrockenrasen und Pflanzengesellschaften der Rebhänge geleistet. Die beiden Zusammenfassungen hätte man sich allerdings etwas ausführlicher gewünscht. Besonders wertvoll erscheint die Zusammenstellung der „Flora des Spitzbergs“, die auch alle in der früheren Literatur erwähnten, heute verschwundenen Arten aufführt.

Über 400 Seiten nehmen einzelne Arbeiten über die Tierwelt ein. Nach der Schilderung der Erforschung der Tierwelt folgen Mollusken, Apterygoten, Wanzen, Zikaden, Käfer, Hymenopteren, Schmetterlinge, Spinnen und die übrige „niedere“ Tierwelt, sowie die Wirbeltiere. Erstaunlich ist die Artenfülle bei Tieren und Pflanzen auf diesem Berg, der einen Kreuzungspunkt westlicher, östlicher, nördlicher und südlicher Arten darstellt. Dies nimmt nicht wunder, wenn man bedenkt, welche standörtlichen Unterschiede allein zwischen den trockenen Südhängen und den feuchten Klingen der Nordseite bestehen.

Eine Darstellung der Geschichte der Unterschutzstellung beschließt, zusammen mit sehr ausführlichen Registern der Pflanzen- und Tiernamen sowie der Sachbegriffe dieses vorzüglich ausgestattete Werk, das ohne Einschränkung allen Freunden der heimischen Natur empfohlen werden kann. O. Rühle

Alfred Belge, *Härtsfeld-Wanderungen*. 128 Seiten DIN A 6 mit Kartenskizze, 25 Federzeichnungen und Ortsverzeichnis. Verlag Heimat und Wirtschaft, Aalen 1968, geb. DM 7.40.

Mit eingestreuten Mundartgedichten des Autors und durch reizende Federzeichnungen des Neresheimers E. G. Keckeis aufgelockert, wird in diesem hübschen Büchlein eine Kostbarkeit der Schwäbischen Alb geschildert, die leider viel zu wenig besucht wird. Alfred Belge vermittelt

mit seinem Führer zu Härtsfeld-Wanderungen viel solides erdgeschichtliches, geschichtliches und naturkundliches Wissen. Die Lage des Härtsfeldes, die Bodennutzung und der Versuch einer Deutung des Namens von „hartes Feld“, die nicht ganz unwidersprochen bleiben darf, bilden, zusammen mit einer Übersicht über die Entstehung und Geschichte von Aalen die Einleitung. Wer kennt nicht die „Schättere“, die Aalener Härtsfeldbahn? – So ausführlich wie nötig und in einer speziellen geologischen Wanderung veranschaulicht, wird uns die Erdgeschichte dieses Landstriches, der nach Cr. F. D. Schubart „wie eine redliche Einfalt verkannt“ wird, nahegebracht. Jeder Freund der Vorgeschichte wird den kurzen einführenden Abriss und zwei vor- und frühgeschichtliche Wanderungen, die in Heidenheim und Neresheim ihren Ausgang nehmen, sehr begrüßen. Wanderungen über die Römerstraße von Heidenheim zum Kastell Oberdorf und nach Faimingen schließen sich an. Gut ist die Schilderung der Entstehung einiger Härtsfeldorte. Der Gang ins Mittelalter beginnt sinnvollerweise in Nördlingen. Bedeutende Baudenkmäler des Härtsfeldes, Benediktinerabtei Neresheim, Burg Katzenstein, Jagdschloß Duttenstein, Schloß Taxis und manch andere werden, unter Hinweis auf weiterführende Literatur, gewürdigt. Weitere Wanderungen führen von der Kocherburg zur Kapfenburg, durch's Tal der Ur-Egau, ins Egau-Tal und auf den Spuren der Köhler, Töpfer und Eisenhüttenleute. Rundwanderungen für den Autofahrer beschließen das sehr empfehlenswerte Büchlein.

H. Schönamsgruber

Lieder und Gesänge nach Dichtungen von Friedrich Hölderlin. – Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Karl Michael Komma. 1967 bei J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. (Schriften der Hölderlin-Gesellschaft, Band 5.)

Mit großer Sorgfalt zusammengestellt, vermittelt dieses Buch ein gedrängtes Bild der Reaktion der schöpferischen Musiker auf die Dichtung Friedrich Hölderlins, wie es sonst nicht leicht zu gewinnen ist. Die Auswahl wendet sich vorwiegend an den musizierenden Hölderlin-Freund; sie vermeidet größere instrumentale Besetzungen, gibt orchesterbegleitete Gesänge im Klavierauszug wieder und bevorzugt den klavierbegleiteten Sologesang. Mit zweiundzwanzig Liedern und Gesängen, drei Solostücken aus Kantaten und einem aus einem Bühnenwerk ist ein Repertoire gewonnen, das auch dem Berufssänger, der sich mit Hölderlin beschäftigen will, wertvolle Anregungen für seine Programmwahl zu geben vermag.

Die Beispiele umfassen Entstehungszeiten der Kompositionen von 1830 bis zur Gegenwart. Sie enthüllen die merkwürdige, wenn auch nicht unverständliche Tatsache, daß die großen Liederkomponisten der eigenen Zeit Hölderlins kein produktives Verhältnis zu seiner Dichtung hatten. Weder von Schubert noch von Schumann gibt es Lieder auf Texte von ihm. Ein wenig bekannter Musiker, der Schweizer Friedrich Theodor Fröhlich, war wohl der erste, der sich an sie wagte. Von ihm ist das Lied „Rückkehr in die Heimat“ als Eröffnungsstück in die Sammlung aufgenommen. An diesem Lied, so gut es auch ist, wird sofort fühlbar, daß die Mittel der frühromantischen Liedkomposition nicht hinreichen, einen Text von Hölderlin musikalisch überzeugend auszuschnitten. Die Kontur einer romantischen „Melodie“ hat zuviel Eigenleben, eigene Triebkraft, als daß sie der Expressivität, ja man kann sagen, der Musikalität der Sprache Hölderlins gerecht werden könnte. Es bedurfte einer langen, den Rest des Jahrhunderts füllenden Entwicklung, bis das „Melos“ beweglich, biegsam, ge-

schmeidig genug geworden war, um den Subtilitäten der Texte zu folgen. Auch bedurfte es der formalen Prägestkraft profilierter Kleinmotive, wie sie erst die neuere Musik kennt.

Man könnte vermuten, daß die Schule Richard Wagners die Zugänge eröffnet hätte. Aber in diesem Kreis wurde Hölderlin kaum beachtet, mit Ausnahme etwa eines Gelegenheitswerks von Peter Cornelius. Vielmehr war es die Linie Johannes Brahms–Max Reger, die Wege zu Hölderlin erschloß. Bezeichnenderweise sind es nicht einfache Lieder, sondern eine große Chor-Orchester-Komposition, nämlich das „Schicksalslied“, mit dem Brahms den Komponisten einen bedeutenden Hinweis auf das Vorhandensein der nach Musik geradezu verlangenden Dichtung Hölderlins gab. Aber noch lange bleiben einschlägige Kompositionen selten, sporadisch. Erst nach dem ersten Weltkrieg, dann aber zunehmend bis zur Gegenwart mehren sich die Beispiele.

Die Auswahl, die der Herausgeber bietet, läßt dies alles deutlich erkennen. Man hätte sich vielleicht noch manches dazu wünschen können, etwa ein Beispiel aus Hermann Reutters „Tod des Empedokles“. Eine solche Anthologie kann indessen keine Vollständigkeit anstreben; zudem ist die Wahl noch durch andere Gesichtspunkte mit bedingt. Unter den sechszwanzig aufgenommenen Nummern finden sich die Namen von Richard Strauß, Hans Pfitzner, Paul Hindemith, Hermann Reutter, Wolfgang Fortner, Hugo Herrmann; von den jüngeren u. A. Carl Orff, Karl Marx, Benjamin Britten, Hans Werner Henze. Den Musikbeispielen voraus gehen eindringende Hinweise auf „Hölderlins Dichtung im Wandel der musikalischen Kompositionsweisen“, sowohl zur Geschichte der Hölderlin-Komposition, als durch Analysen melodischer, harmonischer und formaler Einzelheiten, schließlich zum Verhältnis von dichterischer und musikalischer Form. Ein Anhang fügt biographische Notizen über die Komponisten hinzu, sowie Nachweise zu Noten- und Worttexten nach Art einer wissenschaftlichen Textrevision. Damit gewinnt die Ausgabe den Charakter einer zuverlässigen Edition, die weitere Studien zum Thema zu unterbauen vermag.

Der Verlag hat das Buch aufs Beste ausgestattet. Es nimmt in der Reihe der Jahrgaben der Hölderlin-Gesellschaft einen würdigen Rang ein. *Hermann Erpf*

Friedrich David Gräter 1768–1830. Historischer Verein für Württembergisch Franken, Schwäbisch Hall 1968. 260 Seiten (Württ. Franken-Jahrbuch Bd. 52).

Zum 200. Geburtstag des berühmtesten Sohnes der Schwäbisch Haller Familie Gräter legt der Historische Verein für Württembergisch Franken einen Sammelband vor, dessen Bedeutung über das lokale Interesse weit hinausgeht. Man könnte sogar fast sagen, daß das Lokale darin zu kurz komme; nur Gerd Wunders Aufsatz über Gräters Abstammung läßt es in den Vordergrund treten. Sonst aber gelten die Beiträge dem Ziel, Gräters geistesgeschichtliche Bedeutung vor dem Hintergrund der „Goethezeit“ und seine wissenschaftsgeschichtliche Leistung als klassischer Philologe und Vertreter der Germanischen Altertumskunde aufzuzeigen. So wird von Hans Radspieler die literarische Position Gräters abgesteckt, wird ihm ein ehrenvoller Platz in der Geschichte der Altgermanistik zugewiesen; so sucht Hermann Bausinger nach einem gerechten Maßstab, um Gräters Stellenwert in der Volksliedforschung festzulegen; so stellt Wilhelm Friese Gräter als den ersten Nordisten Deutschlands vor. Mehrere Wissenschaftler also mußten sich bemühen, um dem Gelehrten Friedrich David Gräter und seinem umfassenden Wissen gerecht zu werden.

Dieter Narr jedoch gelang es, von dem Menschen Gräter ein Lebensbild zu zeichnen, das ihn in all seiner Zweispältigkeit und manchmal schillernden Erscheinung zu fassen bekommt. In diesem Aufsatz Narrs liegt für den weniger speziell interessierten Laien der größte Gewinn des Bandes; ein Mann, der unter den berühmten Namen unseres Landes nur selten genannt wird, wird hier ganz lebendig, ganz gegenwärtig. Und wer Dieter Narrs biographischen Aufsatz gelesen hat, der wird mit Begier umblättern zu den Briefen Gräters, zu den Texten aus seiner Feder („Mein Besuch bey Amalien und ihrem Gatten vom 24. 7. bis 12. 8. 1793.“ Ueber die teutschen Volkslieder und ihre Musik.“), die den Sammelband beschließen. *Irmgard Hampp*

Heinz Bardua, Stuttgart im Luftkrieg 1939–1945. Mit Dokumentaranhang. – 288 Seiten und 67 Abbildungen. (Band 23 der Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart.) Ernst Klett Verlag Stuttgart. DM 19.–

Zuerst in einem Löschkommando, dann als Luftwaffensoldat, später als Forscher hat Heinz Bardua alle Einzelheiten des Luftkriegs miterlebt, frühzeitig notiert und schließlich in Fühlung mit ehemaligen Weltkriegsgegnern so ergänzt, daß sein Überblick über die Bombenangriffe auf Stuttgart, über die Abwehr- und die Hilfsmaßnahmen zugleich eine Darstellung des Luftkriegs überhaupt, zumindest im Rahmen des ganzen Landes geworden ist. Die schweren Einbußen, die unsere Heimat durch diese Angriffe erlitt, haben in jenen Tagen wenig Muße für die Feststellung gelassen, daß diese Luftoffensive gegen Hinterland und Zivilbevölkerung auch den Angreifern harte Verluste eintrug, und daß sie schließlich nicht mehr als kriegsentscheidend gewertet wurde. Indessen darf man nicht hoffen, daß dies negative Ergebnis irgendeinen Kriegführenden künftiger Auseinandersetzungen veranlassen könnte, zum selben Schluß zu kommen; wahrscheinlicher, und schlechthin unvorstellbar ist, daß alles hier Geschilderte nur noch übertroffen werden würde.

Wenige Zahlen aus dem eindrucksvollen Werk mögen das Bild einer wahren Leidensgeschichte unsrer Heimat untermalen: in Stuttgart wurden mit 39 125 Gebäuden 57,5 % des gesamten Bestands, an Wohngebäuden allein 32 459 zerstört oder beschädigt, darunter ein volles Drittel als Totalschaden, und doch blieb die Zahl der Todesopfer mit 4477, d. i. genau 1 % der Bevölkerung, weit unter der von Pforzheim, wo ein einziger Angriff mit 17 600 Toten jeden fünften Bewohner auslöschte, oder Heilbronn, das bei dem Hauptangriff allein 6500 Menschenleben, d. h. 8,4 % der Einwohnerschaft, zu beklagen hatte. Zufall und Glück mögen hinzugekommen sein, indessen ist der Faktor der rechtzeitigen Warnung und entsprechender Befolgung der Schutzvorschriften keinesfalls gering anzuschlagen. Wiederum geht der sorgenvolle Gedanke in die Zukunft, wo die Überschallgeschwindigkeit kaum noch diese knappe Frist gewähren wird, die damals noch gewisse Chancen enthielt.

Aus genauer Kenntnis schildert der Verfasser dazu noch die Hingabe der Helfer, von der Flak und den Nachtjägern bis zu den Löschzügen und Hilfskommandos, die, oft in einer wahren Hölle, ihren schweren Dienst taten, um die schlimmste Not abzuwehren oder zu lindern. So ist diese Rückschau zugleich, ohne große Worte, ein hohes Lob für den Gemeinsinn. Auch den Augenzeugen von damals erschüttern immer wieder die schon halbvergessenen Bilder der Verwüstung, in denen damals die vertrauten Straßenzüge untergingen, und es bleibt die bange Mahnung vor dem, was der Menschheit auf dem weiteren Wege ihrer Verblendung bevorstehen mag. Eben darum können wir nicht genug auf dies eindringliche Werk hinweisen. *W. Koblhaas*

Studien- und Lehrfahrten 1969

Der Schwäbische Heimatbund wird auch im Jahre 1969 von Stuttgart aus eine Reihe von Studien- und Lehrfahrten unter wissenschaftlicher Führung veranstalten, deren Zweck die Erweiterung und Vertiefung des Heimerlebnisses und -bewußtseins ist. Diese Fahrten stehen grundsätzlich nur Mitgliedern des Heimatbundes im ganzen Lande offen.

Wir bitten um freundliches Verständnis für folgende Teilnahmebedingungen, die sich in Anbetracht der seit Jahren gemachten Erfahrungen als unumgänglich notwendig erweisen:

1. Es können nur schriftliche Anmeldungen angenommen werden. Über die Möglichkeit der Annahme entscheidet das Datum der Anmeldung (Poststempel); im weiteren Umkreis um Stuttgart wohnende Mitglieder erhalten dabei einen Tag gutgeschrieben.
2. Die Teilnehmergebühr kann erst nach Empfang einer von der Geschäftsstelle versandten Annahmestätigung überwiesen werden (Barzahlung ist nicht möglich). Nach dem Überweisungsdatum richtet sich die Sitzplatzordnung.
3. Vier Wochen vor Fahrtbeginn erhalten die Teilnehmer eine Vervielfältigung mit Angaben über Einzelheiten der Fahrt.
4. Bei Zurückziehung einer jeden von der Geschäftsstelle bestätigten Anmeldung (vgl. Ziff. 2) wird eine Bearbeitungsgebühr von 10 Prozent der Teilnehmergebühr erhoben, auch wenn diese bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht überwiesen wurde.
5. Abmeldungen werden, unter der angegebenen Bedingung (vgl. Ziff. 4) bis 14 Tage vor Fahrtbeginn angenommen. Die Weitergabe von Plätzen und die Stellung von Ersatz sind nur möglich, wenn bei der Geschäftsstelle keine überzähligen Anmeldungen vorliegen.
6. Bei Meldung von mehr als einer Person ist anzugeben, wer die weiteren Personen sind (Frau und Kinder genießen die Rechte des Mitglieds, nicht aber Geschwister, andere Verwandte und Bekannte).

Um Mißverständnissen vorzubeugen bemerken wir, daß die Teilnehmergebühr den Fahrpreis, die anfallenden

Eintrittsgelder, den Honoraranteil für den Führenden und einen bescheidenen Beitrag zur Deckung der Geschäftskosten einschließt, nicht jedoch die Kosten für Unterbringung und Verpflegung. Übernachtung und Frühstück – bzw. Übernachtung, Frühstück und Abendessen (Halbpension) – werden von uns so preiswert als möglich vermittelt und im allgemeinen vom Teilnehmer an den Wirt selbst bezahlt. Selbständige Quartierbeschaffung ist nicht möglich; wer ein Einzelzimmer zur Bedingung seiner Teilnahme macht, muß dies bei der Anmeldung bemerken.

Als Abfahrtszeit wurde durchweg 7.00 Uhr festgesetzt.

Jugendliche Mitglieder bis zum Alter von 24 Jahren, die sich in Berufsausbildung befinden und keinen Verdienst haben, wird auf die Teilnehmergebühren ein Nachlaß von 20% gegeben.

Bilderschmuck in protestantischen Kirchen des nordwestlichen Württemberg

Führung: Dr. Hans-Ulrich Roller

Samstag, 26. April: Stuttgart– Möglingen – Bissingen – Freudental – Brackenheim – Pfaffenhofen – Weiler – Niederhofen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 9.50.

Es ist eine weitverbreitete Meinung, der Protestantismus sei im Gegensatz zum Katholizismus bilderfeindlich, rein aufs Wort hin ausgerichtet gewesen. Daß dies ein falsches, weil pauschales Urteil ist, daß hier historisch und landschaftlich differenziert werden muß und daß gerade in Württemberg reiche Bildzeugnisse protestantischer Frömmigkeit vorhanden sind – das soll diese Fahrt zeigen. Es wurden mit Bedacht historisch und thematisch verschiedene Beispiele für protestantische Kirchenausstattungen ausgewählt, um so die Vielfalt der Intentionen und Funktionen wenigstens in Umrissen aufzeigen zu können, die diese Bilder ermöglichten und zeichneten. Ihre Entstehung fällt in die Zeit zwischen der 2. Hälfte des 16. und dem späten 18. Jahrhundert; ikonographisch reichen sie von den Zyklen der Heilsgeschichte über die Apostelreihe bis zu den emblematischen Bildfolgen.

Rund um den Bodensee

Führung: Professor Dr. Dr. G. Merkle

Donnerstag, 1., bis Samstag, 3. Mai: Stuttgart – Heiligenberg (Schloß mit Kapelle und Festsaal) – Salem (ehem. Zisterzienserabtei mit gotischer, im Louis Seize ausgestatteter Kirche) – Birnau (Wallfahrtskirche nach der Erneuerung) – Reichenau (Übernachtungen und gründliche Besichtigung von Mittelzell mit Schatzkammer, Oberzell und Unterzell) – Konstanz (Münster) – Kreuzlingen – St. Gallen (Kathedrale und Klosterbibliothek mit weltbekannten Schätzen) – Bregenz – Lindau – Schleinsee (Kapelle) – Tettngang – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 39.–.

Professor Dr. Dr. Merkle ist unseren Mitgliedern als Kenner der geistigen und religiösen Welten der Romanik und des Barocks bekannt. Er wird diese Welten am Beispiel der großen Kunstwerke des Bodenseegebietes beschwören und überall die tieferen formbestimmenden Kräfte erkennen lassen. Etliche der zu besuchenden Räume wurden uns durch die Denkmalpflege unserer Tage in ihrer ursprünglichen Schönheit wiedergeschenkt; auch diese Leistungen sollen gewürdigt werden. Zu allem hin wird die herrliche Bodenseelandschaft zu uns sprechen. Die Übernachtungen finden auf der Reichenau statt.

Parkanlagen in Hohenlohe

Führung: Karl Schumm, Fürstl. Hohenl. Archivrat

Sonntag, 11. Mai: Stuttgart-Kirchberg (Besuch des Sophienberges und des Hofgartens) – Ludwigsruhe – Blaufelden – Schrozberg – Bartenstein – Meßbach – Ingelfingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 17.–.

Zu den größten Kulturleistungen des 18. Jahrhunderts gehören die Parkanlagen, der Versuch des Menschen, die Naturschönheiten mit seinem Kunstwillen zu einer Harmonie zu bringen. Dieses Bestreben besteht nicht nur im Anschluß an die großen Schloßbauten der königlichen Residenzen, sondern auch der weniger begüterten Adelsfamilien kleinerer Landesherrschaften, ja sogar der ritterschaftliche Adel betonte seine Verbundenheit mit der Natur in der Schaffung von Gärten und Parkanlagen. Während diese am Anfang des Jahrhunderts noch in die Architektur des festlichen Wohnbaus eingeschlossen sind, wird an seinem Ende die Natur das beherrschende Moment. Auch in den Residenzen Hohenlohes beobachten wir diese Entwicklung. Das wird aus dem Sophienberg bei Kirchberg besonders anschaulich. In Ludwigsruhe sehen wir den Versuch, die Weite der Ebene als Parkanlage zu gestalten. Bartenstein ist eine einheitliche Planung von Residenzschloß, Städtchen und Parkanlage. In Meßbach finden wir eine Anlage im englischen Stil, die ihre Ursprünglichkeit bewahrt hat. Ingelfingen ist mit Schloß und Stadt eine Einheit in der Talau, die durch einen Park in großartiger Weise mit der Natur verbunden wird. Auch andere künstlerische und landschaftliche

Schönheiten werden sich bei dieser Fahrt durchs Hohenloher Land erschließen.

Floristische Wanderungen

um Fränkel, Dalisberg, Hausener Wand

Führung: Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder

Himmelfahrt, 15. Mai: Stuttgart – Gingen a. d. F. – Fränkel (dreistündige Wanderung Fränkel–Dalisberg–Haarberg–Weigelesberg–Hausen a. d. F.) – Hausen a. d. F. – nach dem Mittagessen dreistündige Wanderung über die Hausener Wand – Rückfahrt durchs Gaisentale – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 9.50.

Traditionsgemäß wird diese Himmelfahrtsexkursion der charakteristischen Frühlingsflora der Alb gewidmet. Auch die Südlagen des 250 m tief eingeschnittenen oberen Fichtales tragen in ähnlicher Exposition wie das obere Donautal teilweise Trocken- und Halbtrockenrasen bis hin zu den Felsenpflanzen der Steppenheide. Die mehrstündigen Wanderungen bringen weite Ausblicke und geben Einblick in die landschaftsgeschichtliche Entstehung der charakteristischen Ablängstäler.

Entdeckungsfahrt zum „geschichtslosen“

Mittleren Schwarzwald

Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf

Samstag und Sonntag, 17. und 18. Mai: Stuttgart – Villingen (Einführungsvortrag im Matthäus-Hummel-Saal) – Tannheim (Paulinerkloster) – Wolterdingen – Mistelbrunn (sel. Ruchtraut) – Bubenbach – Schollachtal – Schwärzenbach – Spaziergang vom „Feldbergblick“ zum Eisenbacher Höchst (35–40 Minuten) – Unterbränd mit Kirnbergsee und -ruine – Bräunlingen („Urkirche“ der Baar) – Villingen (Übernachtung) – Buchenberg (Kirche) – St. Georgen (Klostermauer, Rupertsberg) – Triberg (Wallfahrtskirche Maria in der Tanne) – Schönenbach – Spaziergang zum Brend (45 Minuten) – Furtwangen – Kalte Herberge – Urach (barockisierte Wehrkirche) – Vöhrenbach (Wallfahrtskirche) – Herzogenweiler – Villingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 27.–.

Im Anklang an die geologische Lehrfahrt des Jahres 1968 in den Mittleren Schwarzwald wird diese Exkursion den angeblich geschichtslosen Mittleren Schwarzwald auf engstem Raum zu erfassen suchen. Dabei werden hauptsächlich zwei Fragen anzuschneiden sein: Wie ging die siedlungsmäßige Erschließung vom Baar-Rand (Bräunlingen und St. Georgen) in den undurchdringlichen Schwarzwald (Martinskapelle als angebliches Missionszentrum) vor sich; ferner: wo sind eigentlich die (kunst-) historischen Zeugnisse geblieben? Sie stehen meist stumm in dieser Landschaft, weil sie noch nicht entdeckt sind. Es werden überraschende Erkenntnisse sein, die zu vermitteln sich diese Fahrt zum Ziel gesetzt hat. Für die Wanderfreudigen wird durch kleinere Höhenwanderungen gesorgt sein.

Natur und Kunst in Oberschwaben

Führung: Willy Baur, Dr. Adolf Schahl, Oberstudien-
direktor i. R. Dr. Franz Wenk

Pfingstamstag, 24., bis Pfingstmontag, 26. Mai: Stuttgart – Ochsenhausen (Vortrag von Willy Baur, Barocker Heilighimmel in Oberschwaben, Führung durch Kloster und Klosterkirche von Dr. Adolf Schahl) – Im folgenden Führung von Oberstudiendirektor i. R. Dr. Wenk: Rißeiszeitliche Hochfläche zwischen Ochsenhausen und Biberach – Schussenursprung, europäische Wasserscheide – Buchauer Becken – Bad Buchau, Federseemuseum – Kanzachtal – Bussen (Landschaftsgeschichte, Wallfahrtskirche mit Führung durch den Bussenpfarrer) – Uttenweiler – Biberach – Ochsenhausen – Bellamont – Fürramos (altsteinzeitliche Deckenschotter, Reliefumkehr) – Bad Wurzach (Ried) – Arnach (würmeiszeitliche Endmoräne über Tertiär) – Leutkircher Heide (Sander) – Isny (Ende der Vereisung und tertiäre Molasse) – Eglofs (berühmter Allgäublick) – Waldburg (Aussicht, großer würmeiszeitlicher Aufschluß) – Vogt – Wolfegg – Weingarten – Aulendorf (Park) – Hohes Kreuz (Ausblick auf das südliche Oberschwaben) – Saugau (Meeresmolasse) – Stuttgart. Teilnehmergebühr : DM 31.–.

Diese Fahrt findet in Zusammenhang mit den Pfingsttagen in Ochsenhausen statt. Vgl. Sonderankündigung Seite 85.

Uracher und Reutlinger Alb

Führung: Prof. Dr. W. Fleischhauer und Haupt-
konservator Dr. H. Schönamsgruber

Sonntag, 1. Juni: Stuttgart – Metzgingen – Maisental – Aufstieg zur Ruine Hohenurach (etwa 45 Minuten), Besichtigung von Hohenurach – Abstieg nach Urach (30 Minuten) – Besichtigung von Schloß und Stadtkirche – Schloß Grafeneck (Besichtigung) – Traifelberg – Wanderung durch das Naturschutzgebiet Greuthau (1½ bis 2 Stunden) nach Großengstingen (Kirche) – Trochtelfingen (Besichtigung) – Salmendingen – Kornbühl (Kapelle) – Talheim (Kirche) – Tübingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 18.–.

Kunstgeschichtlich und landschaftlich Bedeutsames soll bei dieser Fahrt, unter der Führung zweier bekannter Fachmänner, erlebt und erwandert werden. Neben der Veste Hohenurach werden die Amanduskirche und das erneuerte Schloß (Museum) in Urach gezeigt und erläutert. Dann folgt das viel zu wenig bekannte Schloß Grafeneck, und nach der Mittagspause sollen die Besonderheiten des interessanten Naturschutzgebietes „Greuthau“ beim Lichtenstein geschildert werden, wobei auch auf die Problematik von Pflegemaßnahmen eingegangen wird. Anschließend werden die Kirchen in Großengstingen und Trochtelfingen besucht. Den Abschluß bildet eine Fahrt zum Kornbühl mit dem prächtigen Blick über das Land von der Salmendinger Kapelle aus. Geologie, Landschafts-

geschichte, Frühlingsflora, Baudenkmäler und Kunstwerke werden ebenso behandelt wie Fragen des Natur- und Landschaftsschutzes und der Denkmalpflege.

Holland

Führung: Willy Baur

Fronleichnam, 5., bis Samstag, 14. Juni: Stuttgart – Arnhem (Freilichtmuseum) – Apeldorn – Zwolle – Groningen – Leeuwarden – Abschlußdeich Zuidermeer – Hoorn – Amsterdam (hier Standquartier vom 7. bis 13. Juni), Stadtbesichtigung und Museen – von Amsterdam aus in Tagesfahrten: Haarlem (Frans-Hals-Museum, Kirche, Stadt) – Leiden (Stadt) – Südl. Flevoland, Polder mit neuen Siedlungen – Utrecht (Stadt) – Delft (Vermeer-Museum) – Rotterdam (Stadt, Hafensrundfahrt) – Den Haag (Mauritshaus) – Scheveningen – Hollands Diep – Bergen – Breda – Maastricht (Kirchen) – Aachen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 147.–.

Die Fahrt wird auf einem Rundweg ein Gesamtbild von Landschaft, Siedlung, Bau- und Geschichtsdenkmälern und Museen geben. Besichtigt werden unter Führung die großen neuen Polder- und Deichanlagen, u. a. das in Ausführung begriffene große Deltaprojekt. Der Zeitplan ist so abgestimmt, daß überall genügend Gelegenheit besteht, das Wesentliche zu sehen. Bei den kurzen Anfahrtsstrecken im Kernland der Niederlande ist Amsterdam als Standquartier für 6 Übernachtungen vorgesehen. Entsprechend den holländischen Gewohnheiten (reiches Hotelfrühstück, kleine Mittags- und abendliche Hauptmahlzeit) sind für den Aufenthalt in Amsterdam und die Fahrten von dort aus keine gemeinsamen Mahlzeiten vorgesehen. Als Übernachtungspreis, einschließlich großem Frühstück, ist in Amsterdam mit etwa fl. 13.50 zu rechnen. Die Übernachtungen auf der Anreise geschehen in Arnhem und Groningen, bei der Rückreise in Maastricht. Kleine Änderungen des Planes bleiben vorbehalten.

Burgen ums Nagoldtal

Führung: Oberstaatsarchivrat Dr. H. M. Maurer

Sonntag, 8. Juni: Stuttgart – Liebeneck (bei Würm) – Pforzheim – Kräheneck – Liebenzell – Waldeck – Zavelstein – Berneck – Nagold. Teilnehmergebühr: DM 9.50.

Zwischen Pforzheim und Nagold blieben mehrere Burgruinen erhalten, die z. T. viel besucht, z. T. aber auch kaum bekannt sind. Sie sind eindrucksvolle Zeugen mittelalterlicher Baukunst und ritterlichen Lebens. Bei der Exkursion geht es darum, nicht nur Einzelburgen kennenzulernen, sondern typische Merkmale, die im Burgenbau überall wiederkehren, zu erfassen und einzuordnen. Gleichzeitig geht es darum, ein Bild von den ehemaligen Burgherren zu gewinnen, welcher Stufe in der gesellschaftlichen „Hierarchie“ des Mittelalters sie angehörten, über welche Mittel sie als Angehörige der Elite geboten

und wo ihre Grenzen lagen. Die meisten Exkursionsziele sind mit dem Omnibus anzufahren, eine oder zwei Burgen werden wir durch einen Spaziergang erreichen (etwa 20 Minuten). Auf die landschaftliche Schönheit des Schwarzwaldtales und die reizvolle Lage gerade der Ruinen darf hingewiesen werden.

Hochvogesen

Führung: Arch. Dipl.-Ing. P. Haag und Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder

Samstag und Sonntag, 14. und 15. Juni: Stuttgart – Rufach (Liebfrauenkirche, 11.-14. Jahrhundert, Platz südlich der Kirche mit Altem Rathaus von 1581 und 1617/18, Kornhaus von 1569 und Hexenturm) – Westhalden (Diptamhalde) – Lautenbach (ehem. Stiftskirche des 12. Jahrhunderts) – Murbach (ehem. Klosterkirche, Ostteil des 12. Jahrhunderts) – Lauchsee – Markstein – Hohneck (4 $\frac{1}{2}$ stündige Wanderung hinab zum Schießrothriedsee und durch die Karstlandschaft um das Fischbödele hinauf zu den Spitzköpfen und zur Höhenstraße) – Metzeral – Schlucht – Tanneck (Hochmoor) – Grüner, Schwarzer und Weißer See – Schlettstadt (St. Fides aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, Georgsmünster des 13.-14. Jahrhunderts, Haus Ziegler 1538 und 1545, Barbarasaal um 1500, 1901 umgebaut, usw.) – Straßburg – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 57.–.

Einem allgemeinen Wunsch entsprechend wird die Studienfahrt in die Hochvogesen, abgeändert und auf zwei Tage gekürzt, wiederholt. Die unerhört starken Landschaftserlebnisse, die sie bringt, sollen durch geologische und botanische Erläuterungen vertieft und erweitert werden. Insbesondere gehören die Steilabfälle am Hang des Hohneckmassivs zu den Karmulden (Seen) zu den schönsten Landschaftsbildern der Vogesen überhaupt. Doch soll diesmal vom Schießrothriedsee wieder der Aufstieg zu den Spitzköpfen erfolgen; diese Wanderung erfordert gute Beine, festes Schuhwerk und ausreichenden Regenschutz. Auch die Diptamhalde bei Westhalden, das Tanneckmoor und die genannten Karseen bieten Unvergessliches. Nicht weniger stark werden die künstlerischen Erlebnisse sein, werden doch hochbedeutende Bauten der elsässischen Romanik aufgesucht und durch das vermittelnde Wort nach Form, Gehalt und geschichtlicher Bedeutung erschlossen.

Zabergäu – Geschichte und Kunst

Führung: Stadtarchivar M. Akermann

Sonntag, 15. Juni: Stuttgart – Ludwigsburg – Besigheim – Kirchheim a. N. – Bönnigheim – Michelsberg – Clebronn – Eibensbach – Güglingen – Frauenzimmern – Stockheim – Brackenheim – Neipperg – Schwaigern – Heilbronn – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 9.50.

Die von den Höhenrücken des Strombergs und des Heuchelbergs umgrenzte Landschaft des Zabergäus bietet dem Historiker und dem Kunstfreund eine Fülle von An-

regungen und Erlebnissen. Hier finden sich auf engstem Raum wichtige alte Siedlungsplätze und frühchristliche Kultstätten, bedeutsame und bis heute gut erhaltene Burgen und Schloßbauten des höheren und niederen Adels und des Deutschordens, reizvolle kleine Stadtanlagen sowie Werke der kirchlichen Kunst von höchstem Rang.

Rottweil

Samstag und Sonntag, 21. und 22. Juni: Stuttgart – Rottweil (Teilnahme an den Veranstaltungen der Jahreshauptversammlung mit Führungen und Studienfahrten, Vorträgen und unterhaltenden Beiträgen) – Stuttgart. DM 10.– zusätzlich den Kosten der gewählten Studienfahrt oder Führung (vgl. Sonderankündigung Seite 86). An diesen beiden Tagen findet in Rottweil die Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes, des Verbandes der Württ. Geschichts- und Altertumsvereine und des Vereins für vaterländische Naturkunde statt, deren Veranstaltungen der großen Vergangenheit dieser Stadt und ihrer Umgebung gewidmet sind.

Um die Adelegg

Führung: Julius Christmann

Samstag und Sonntag, 28. (Abfahrt 14.00 Uhr) und 29. Juni: Stuttgart – Ochsenhausen (Übernachtung) – Leutkirch-Schmidfelden (ehem. Glashütte, Rokokokapelle) – Walkenberger Schanze (Wanderung von 2 Stunden) – Gschnait – Wenger Egg (Wanderung von 2 Stunden) – Leutkirch – Ulm – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 27.–.

Kein Teilnehmer der „Allgäuer Tage“ des Jahres 1968 hat die Vorführung der kostbaren Gläser der ehemaligen Glashütte und der Bildnisse der einstigen Glashüttenbesitzer in Schmidfelden durch Julius Christmann vergessen. Sie soll, durch freundliches Entgegenkommen des Genannten, wiederholt werden; auch besteht Gelegenheit, die schöne Rokokokapelle mit ihrer kleinen, aber ausgezeichneten Ausstattung anzusehen. Dann folgt eine Höhenwanderung durch tiefe Wälder zur Walkenberger Schanze und nach Gschnait. Schließlich wird noch das Wenger Egg besucht, das nach dem Brand des Turmes auf dem Schwarzen Grat für die Errichtung eines Aussichtsturmes ins Auge gefaßt ist. Um am 29. Juni früh zur Stelle zu sein, wird schon am 28. Juni abgefahren und in Ochsenhausen übernachtet, wobei manches Schöne am Wege mitgenommen werden soll.

Engadin mit Schweizer Nationalpark

Führung: Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder und Dr. H. U. Roller

Freitag, 4., bis Montag, 7. Juli: Stuttgart – Ulm – Lindau – Bregenz – Chur (Dom mit Schatzkammer) – Flimser Bergsturz – St. Georgskapelle Rhäzüns (Wandmalereien) – Chur – Lenzer Heide – Mistail (St. Peter) – Tiefen-

castel – Julierpaß – St. Moritz (Engadiner Museum) – Zuoz – Schuls – Zernez – Il Fuorn. Von hier aus siebenstündige Wanderung quer durch den nördlichen Nationalpark (Bergföhrenwälder, alpine Trockenrasen, hochalpine Felsfluren und Schneebodenvegetation, Schuttfluren, Kampfzone des Arvenwaldes auf wechselndem geologischem Untergrund, feinerdearmem, sterilem Dolomitschutt und karbonatreichen Raiblerschichten) – Schuls – Flüelapaß – Davos – Liechtenstein – Bregenz – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 87.–.

Der Hauptakzent der Führung liegt auf Geologie und Botanik. Die siebenstündige Wanderung ist nur für gute Wanderer mit Bergschuhen möglich (Regenschutz und Marschverpflegung notwendig). Sie führt von Il Fuorn (1794 m) zur Fuorcla Val dal Botsch (2678 m), dann hinab in den Schuttkessel des hintersten Val Plavna (2200 m) und wieder hinauf zur Paßhöhe Il Foss (2317 m) mit eindrucklichen Ausblicken auf die wuchtige Piz-Lischana-Pisoc-Plavna-Gruppe, schließlich durch das Mingèr-Tal und die Clemgiaschlucht hinab nach Schuls, wo übernachtet wird (1. Übernachtung auf der Anreise in Chur). Die Ziele der kunstgeschichtlichen Führung wurden bezeichnet; außerdem soll auf die Volkskultur Graubündens eingegangen werden.

Höhlen und Quellen auf der Ostalb

Führung: Hans Binder

Sonntag, 13. Juli: Stuttgart – Göppingen – Geislingen – Battenau – Böhmenkirch – Rauhe Wiese – Falkenhöhle – Bartholomä – Teufelsklinge – Heubach – Remsursprung – Lauterburg – Rosenstein – Schwäb. Gmünd – Hohenstaufen – Göppingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 13.–.

Der Unterschied zwischen der Battenau und der Rauhen Wiese, zwei großen Karstwannen, ermöglicht Überlegungen über die Rolle, die das Klima bei der Ausbildung der Karstformen spielt. Falkenhöhle, Teufelsklinge und Rosensteinhöhlen sind unter den Aspekten der Urgeschichte, der Geschichte oder der volkstümlichen Überlieferung interessant. Auf dem Rosenstein ist des Heubacher Arztes Dr. Franz Keller, des „Rosensteindoktors“, zu gedenken. Die Hydrologie am Albtrauf und die Entstehung der Trockentäler werden erläutert. Kleinere Fußwanderungen sind eingeschlossen. Feste Schuhe und Taschenlampen sind erforderlich.

Wolfstal – Mochental – Naturtheater Hayingen

Führung: Willy Baur

Sonntag, 20. Juli: Stuttgart – Urach – Münsingen – Lautertal – Hayingen – Reichenstein – Lauterach – Lauffenmühle – Lauterach – Mochental – Hayingen – Lautertal – Münsingen – Urach – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 16.–.

Die Anfahrt führt durch das Große Lautertal nach Lauterach. Von der Lauffenmühle aus Fußwanderung durch

die Felsklamm des Wolfstales nach Mundingen und weiter durch das bewaldete Bachtal zur ehemaligen Propstei Mochental (rund 9 km bequemer Fußweg). Besichtigung des barocken Schloßgebäudes. Weiterfahrt nach Hayingen, hier nach der Mittagspause Besuch einer Aufführung des Naturtheaters. Rückfahrt wieder durch das Große Lautertal, vielleicht mit Besuch der Burgruine Hunderingen.

Ostschwäbische Tage (Ferienwoche)

Ellwangen a. d. J., 26. Juli–2. August

Vom 26. Juli bis 2. August findet in Ellwangen a. d. J. die diesjährige Ferienwoche des Schwäbischen Heimatbundes statt, die ein reiches naturkundliches und kulturgeschichtliches Programm mit aktuellen Beiträgen umfaßt. Vgl. Sonderankündigung Seite 86. Diese Veranstaltung wird von Stuttgart aus mit einer Gesellschaftsfahrt zu DM 10.– besucht.

Alte Glocken im Taubergrund

Führung: Pfarrer i. R. G. Gommel

Samstag, 6. September: Stuttgart – Wachbach – Laudnbach – Lichtel – Münster – Weikersheim – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 21.–.

Wenn irgendwo, so gilt bei dieser Fahrt zu den Glocken in der nordöstlichen Ecke des Landes: „Wahl macht Qual.“ So abgelegen die Gegend, so groß ist der Reichtum an kostbaren Geläuten. An die Stelle von Werken aus den bekannten schwäbischen Gießhütten tritt der fränkische Einfluß. Würzburg, Schweinfurt, Nürnberg und Dinkelsbühl bestimmen diese Glockenlandschaft. Die weite Entfernung gestattet zwar nur eine kleine Kostprobe, doch werden wir Unvergessliches hören und sehen. Denn, wie immer bei unseren glockenkundlichen Fahrten, sollen Klang, Form und Gestalt der Glocken gewürdigt werden. Daneben warten andere künstlerische Erlebnisse auf uns. So idyllische Orte wie die Bergkirche von Laudnbach und Weikersheim laden zu längerem Verweilen ein.

Südtirol (Vintschgau)

Führung: Peter Brenner

Sonntag, 7., bis Samstag, 13. September: Stuttgart – Pfronten – Reutte – Fernpaß – Landeck – Reschen (Übernachtung, abends Einführung) – Burgais, altes rätomanisches Dorf mit interessanten Bauernhäusern, Brunnen und Kirchen; von hier zu Fuß (40 Minuten) zum Kloster Marienberg mit einer Krypta des 12. Jahrhunderts – Mals (St. Benedikt aus dem 9. Jahrhundert) – Planeil, ein typisches rätomanisches Haufendorf – Reschen (abends Gespräch mit Reschener Bürgern) – Taufers im Münstertal, Johanniterhospiz St. Johann mit romanischer Kirche des 13. Jahrhunderts – Münster, Benediktinerinnenkloster aus dem 9. Jahrhundert, von Karl dem Großen 780 erbaut, berühmte Fresken aus dem 9. Jahrhundert – Glurns,

halbfreie Reichsstadt mit guterhaltenen Stadtmauern (einzige unversehrte mittelalterliche Stadt Südtirols) – Schluderns mit der Churburg der Grafen Trapp (größte private Waffensammlung nur aus Stücken im alten Familienbesitz) – Latsch (hier an den folgenden Tagen Übernachtung) – Fahrt mit der Drahtseilbahn nach St. Martin, eine Bergbauernsiedlung in 1800 m Höhe (Einblick in die Lebensweise der Bergbauern, Gelegenheit zu Hofbesichtigungen) – Stephanskapelle bei Ruine Montani, Fresken aus dem 14. Jahrhundert, eines der wichtigsten Kunstdenkmäler Tirols – Naturns, St. Proculus (9. Jahrhundert, karolingische und gotische Fresken) – Meran mit Besuch des Wochenmarktes – Schloß Tirol (Führung von Prof. Schwarz vom Priesterseminar Tirol) – Latsch – Arlbergpaß – Bregenz – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 117.–. Peter Brenner von der Jugendbildungsstätte Johannes Kepler, Weil der Stadt, ist der berufene Kenner des Vintschgaus, einer Landschaft Südtirols, die gleich reich ist an überwältigenden Naturschönheiten wie an großen Denkmälern der Geschichte und der Kunstgeschichte. Vor allem aber sollen bei dieser Fahrt auch das volkstümliche Leben und die volkstümliche Kultur studiert werden, wie überhaupt die Bekanntschaft mit Land und Leuten an erster Stelle steht. Die obengenannten Programmpunkte sagen genug über die Vielseitigkeit des Gebotenen. Um den Tag über frei zu sein, haben wir uns zu Halbpension zu 1800 Lire (12 DM) verpflichtet; für die Übernachtung in Latsch werden Privatzimmer, alle mit fließendem Wasser und sehr sauber zugezogen. Die Teilnehmer sollten in der Lage sein, etwa 3 Stunden zu Fuß gehen zu können. Feste Schuhe sind für die Ausstiege unerlässlich, für den nach St. Martin sind Bergschuhe ratsam. Weil manches vom Wetter abhängt sind Änderungen des Fahrtenplanes möglich. Für eigene Spaziergänge bleibt genug Freizeit.

Härtsfeld – Ulmer Alb – Oberes Filstal

Führung: Professor Dr. H. Dölker

Sonntag, 14. September: Stuttgart – Heidenheim – Fleinheim – Dischingen – Duttenstein – Brenz – Niederstotzingen – Heldenfingen – Altheim – Ballendorf – Amstetten – Türkheim – Geislingen – Deggingen – Auen-dorf – Boll – Kirchheim u. T. – Stuttgart. Teilnehmer-gebühr: DM 17.–.

Die Fahrt bewegt sich ganz auf dem Boden der Schwäbischen Alb; sie zeigt sie von sehr verschiedenen Blickpunkten aus in ihren östlichen Teilen und versucht dabei, den Teilnehmern einen Eindruck von der Vielfalt des Landschaftsbildes auf verhältnismäßig engem Raum zu geben. Wie die Landschaft bieten auch die Geschichte des berührten Gebietes und die volkstümliche Art seiner Bewohner große Unterschiede; landesherrliche, reichsstädtische, hochadelige, geistliche und ritterschaftliche Prägungen wechseln miteinander, und jede hat in der Gesellschaft, in der Kultur und in der Wirtschaft bis heute ihre Spur hinterlassen.

Zu den Banngebieten des Nordschwarzwaldes

Führung: Hauptkonservator Dr. H. Schönnamsgruber

Sonntag, 21. September: Stuttgart – Böblingen – Nagold – Altensteig – Erzgrube – Besenfeld – Schönmünzach – Hinterlangenbach – zweieinhalbstündige Wanderung über die Falzhütte zum Banngebiet Wildsee, zum Seekopf und zum Ruhestein – Weiterfahrt zum Schlickkopfhaus und kurzer Rundgang auf dem Schlickkopf – Weiterfahrt zur Zuflucht – Wanderung von etwa 2 Stunden zum Buhlbachsee und nach Obertal – Buhlbach – Rückfahrt über Mittelal – Baiersbronn – Freudenstadt – Pfalzgrafenweiler – Oberschwandorf – Nagold – Herrenberg – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 17.–.

Vorbei am neuen Nagoldspeicher Erzgrube, dessen Bedeutung für Hochwasserrückhalt, gleichmäßige Wasserführung der Nagold und für die Erholung geschildert wird, geht es in einen der schönsten Teile des Nordschwarzwaldes. Das seit Anfang unseres Jahrhunderts geschützte Banngebiet um den Wilden See beim Ruhestein mit seinen urwaldartigen Bildern und dem prächtigen Kar werden auf einer Wanderung am Vormittag ein Naturerlebnis besonderer Art sein. Am Nachmittag sollen die Geschichte der Grindenflächen auf dem Schlickkopf, die Wiederbewaldung und neuerliche Pflegearbeiten zur Erhaltung des Bildes dieser ehemaligen Weiden auf einem kurzen Rundgang geschildert werden. Den Abschluß bildet eine Wanderung von der Hochfläche bei der Zuflucht bergab am Buhlbachsee vorbei. Die Wanderungen erfordern festes Schuhwerk und Regenschutz. Beim Aufstieg zum Seekopf sind über 300 m Höhenunterschied zu überwinden; deshalb wird gutes Gehvermögen vorausgesetzt.

Bamberg (Wiederholung)

Führung: Prof. Dr. Dr. G. Merkle

Samstag und Sonntag, 27. und 28. September: Stuttgart – Ebrach – Bamberg – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 36.–.

Diese Fahrt sucht die Begegnung mit einer Stadt von ungewöhnlich reicher Vergangenheit und Kultur. Bamberg liegt beherrschend in der von der Altenburg bekrönten Landschaft; der viertürmige Dom und das ehemalige Benediktinerkloster St. Michael beherrschen das Stadtbild. Insbesondere der Dom, ein Werk Kaiser Heinrichs II. und Bischof Ottos I., wird mit seinen beiden Chören, vor allem dem Georgschor, zu einem starken Erlebnis. Hier steht man vor dem „Bamberger Reiter“, den Propheten- und Apostelreliefs der Georgenchorranken, der Ecclesia und der Synagoge, auch der Heim-suchungsgruppe, bei welcher der kunstgeschichtliche Zusammenhang mit Reims deutlich wird. Auch außen am Dom begegnen wir den Werken eines von Reims kommenden Meisters, und zwar an der Adams-pforte, während an der Gnadenpforte noch die alte romanische Welt lebt, deren fester Formgehalt eher lombardische Einflüsse

verrät. Im Fürstenportal, das von der Bauhütte von Laon angelegt wurde, spürt man in dem dramatischen Zug des Tympanons Anregungen vom Nordquerhaus in Reims. Auch an der aufgelockerten Form der Westtürme macht sich die Abhängigkeit von Laon bemerkbar. Ein besonderer Anziehungspunkt ist das neben dem Dom gelegene neue Diözesanmuseum, das hervorragende Bauplastik, Kultgeräte und kaiserliche sowie kirchliche Ornate zeigen kann. Die ehemalige Benediktinerkirche St. Michael, die obere Pfarrkirche auf dem Kaulberg, der Karmelitenkreuzgang, St. Jakob, die Kirche eines Chorherrenstiftes und die ehemalige Kollegiatstiftskirche St. Gangolf und St. Martin werden weitere Ziele der Stadtwanderung sein. Bamberg hat jedoch neben diesen kirchlichen Kulturdenkmälern auch eine Reihe beachtlicher weltlicher Bauwerke: die alte und die neue Hofhaltung, das Böttingerhaus in der Judengasse und das zweite Böttingerhaus Concordia. Ein besonderer Glanzpunkt ist das mitten in dem Fluß auf Rosten errichtete Rathaus und die Brücke mit einer großen Kreuzigungsgruppe.

Der Südschwarzwald

in geologischer und morphologischer Sicht
Führung: Willi Paul

Samstag und Sonntag, 4. und 5. Oktober: Stuttgart – Neustadt – Röttenbach – Göschweiler – Schattenmühle (Wutach) – Bonndorf – Obere, mittlere und untere Alp – Stühlingen – Oberlauchringen – Bechtersbohl – Küssaburg – Dangstetten – Kadelburg – Koblenzer Rheinlaufen – Waldshut – Albbruck – Albtal – Tiefenstein – Unterlupfen – Oberlupfen – Bannholz – Höchenschwand – Häusern – Schluchsee – Fischbach – Lenzkirch – Saig – Titisee – Neustadt – Feldberg – Todtnau – Todtnauberg – Notschrei – Hofgrund – Rennstraße der Stadt Freiburg – Freiburg – Merzhausen – Au – Sölden – Ehrenstetten – Staufen – Münstertal – Wiednereck – Multen – Belchengipfel – Utzenfeld – Präg – Vordertodtmoos – Menzenschwand – Aha – Bärenthal/Titisee – Neustadt – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 41.–.

Im Mittelpliozän, vor ungefähr 5 Millionen Jahren, wurde im Bereich des Mittleren und Südlichen Schwarzwaldes infolge Zustroms aufgeschmolzener Massen von den Alpen her die Erdkruste langsam und in Etappen flach domartig aufgewölbt. Im Verlauf dieses wahrscheinlich heute noch nicht abgeschlossenen Vorganges sank der von drei mobilen Zonen umschlossene Mittlere Schwarzwald wieder mehr oder minder zurück, während der Südliche im ganzen die einmal gewonnene Erhebung zu halten vermochte. Vor allem gegen Westen hin, zu dem mehrere Kilometer tiefen, 40 Millionen Jahre älteren Einbruch des sog. Oberrheingrabens, zerbrach die Erdkruste in ein ganzes Mosaik von Schollen, das heute noch in den Großformen des Gebirges erkennbar ist. Die einstige großzügig orientierte Entwässerung wurde

von den Krustenerbrechungen und -verstellungen weitgehend verstatet und ist darin und in anderen Erscheinungen ein zuverlässiges Indiz für die seitherigen Krustenbewegungen nach Art und Größe. Ganz Süddeutschland wird von unter der Kruste ansetzenden Strömungen zeitweilig unter starken Pressungen alpenwärts geschoben, wo mit Unterbrechungen seit mehr als 60 Millionen Jahren entlang von permanenten, unter dem ganzen Alpen-Gebirgsbogen tätigen Verschluckungszonen bis heute viele hundert Kilometer breite Teile der Erdkruste zur Tiefe gegangen sind. Die junge Heraushebung des Schwarzwaldes, die durchaus passiver Natur ist, muß im Rahmen solcher regionaler Vorgänge – die erkennen lassen, welches ungemaine Leben noch in unserem Planeten steckt –, gesehen und gedeutet werden. Das soll an Orten geschehen, die einen unmittelbaren Einblick erlauben. Die Mitnahme einer topographischen Übersichtskarte 1:200 000 und eines Hammers von 500–600 g empfehlen sich.

Härtsfeld

Führung: Arch. Dipl.-Ing. P. Haag und Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder

Samstag, 11. Oktober: Stuttgart – Heubach – Steinhilber Becken – Dischingen (Kirche 1769 von Jos. Dossenberger, Schloß Taxis) – Egauwasserwerk Buchbrunn – Burg Katzenstein – Kösing (Altar von Dominikus Zimmermann) – Neresheim (Benediktinerkirche 1745 ff. nach abgeänderten Plänen von Balthasar Neumann, Einblick in die Wiederstellungs- und Erneuerungsarbeiten) – Dellenhäule (Naturschutzgebiet) – Aalen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 19.–.

Das Härtsfeld soll den Teilnehmern bei dieser Fahrt in naturkundlicher und kunstgeschichtlicher Hinsicht nahegebracht werden. Bodengestalt, Karstwasserhältnisse, Klima und Bewachsung auf der einen Seite, bedeutende architektonische Erscheinungen auf der anderen – so die Dossenbergerkirche in Dischingen, Burg Katzenstein und die „Königin des Härtsfeldes“, die Neresheimer Abteikirche –, sie geben dem besuchten Raum seine Eigenart und seine Schönheit, welche die herblich prangenden Buchenwälder noch erhöhen werden.

Fahrten ins Blaue

Samstag und Sonntag, 18. und 19., sowie Samstag, 25. Oktober: Auch in diesem Jahre beschließen wir unsere Studien- und Lehrfahrten mit einer Fahrt ins Blaue, an der die Teilnehmer dieser Fahrten umsonst teilnehmen können und die mit einem geselligen Zusammensein endet, bei dem u. a. Aufnahmen vorgeführt werden, die bei den Fahrten gemacht wurden. Eine eigene Einladung ergeht hierzu nicht mehr. Wir bitten um Anmeldung bis 1. Oktober.

Pfingsttage in Ochsenhausen

Auch in diesem Jahre wollen wir über Pfingsten Erholung in Oberschwaben suchen. Schon der Aufenthalt in dem alten, im Rottumtal gelegenen Klosterstädtchen Ochsenhausen beglückt; wiederum auch dürfen wir in den Räumen des ehemaligen Benediktinerklosters zu Hause sein, in dessen Bibliothekssaal der Eröffnungsvortrag stattfindet. Das Programm umfaßt Erlesenes: einen Vortrag über in Oberschwaben besonders verehrte Heilige und die volkstümlichen Erscheinungen dieser Verehrung, dazu zwei geologische Streifzüge durch Oberschwaben und das württembergische Allgäu unter der Führung von Oberstudienleiter i. R. Dr. Franz Wenk; außerdem ist eine Führung durch Kloster und Klosterkirche vorgesehen.

Für die Unterkunft in Ochsenhausen stehen, wie immer, preiswerte gute Zimmer in Hotels, Gasthäusern und Privatquartieren (größtenteils Neubauten in stillen Wohnlagen) zur Verfügung. Eine Übernachtung mit Frühstück im Hotel oder Gasthaus kostet etwa DM 12.– bis 15.–, im Privatquartier rund die Hälfte. Die Mahlzeiten am Abend des Pfingstsamstags und am Pfingstsonntag werden gemeinsam eingenommen; desgleichen wird die Mittagsmahlzeit am Pfingstmontag gemeinsam sein. Die Teilnehmergebühr beläuft sich auf DM 5.– (mit freiem Eintritt in alle Veranstaltungen und Fahrpreismäßigung bei den Fahrten). Die Fahrt am Pfingstsonntag kostet für Inhaber von Teilnehmerkarten DM 5.– (sonst DM 7.50), am Pfingstmontag DM 9.– (sonst DM 12.–). Außerdem werden die Pfingsttage in Ochsenhausen auch in Form einer Studienfahrt von Stuttgart aus besucht (Gesamtpreis einschließlich aller Ausgaben, Teilnehmergebühr inbegriffen, nur ohne Unterkunft und Verpflegung DM 31.–).

Programm

Pfingstsamstag, 24. Mai:

Anreise

20.00 im Bibliothekssaal des ehem. Benediktinerklosters Eröffnung mit Vortrag von Willy Baur „Barocker Heilighimmel in Oberschwaben“ (mit Farblichtbildern).

Pfingstsonntag, 25. Mai:

10.45 Führung durch das ehem. Kloster und die ehem. Klosterkirche (kath. Stadtpfarrkirche) unter Berücksichtigung neuer Forschungsergebnisse von Dr. Adolf Schahl.

14.00 Studienfahrt unter Führung von Oberstudien-

direktor Dr. Franz Wenk: Ochsenhausen – Biberach (rißeiszeitliche Hochfläche mit Endmoränenzügen) – Schussenursprung, europäische Wasserscheide – Buchauer Becken – Bad Buchau, Federseemuseum – Kanzachtal – Bussen (Landschaftsgeschichte, Wallfahrtskirche) – Uttenweiler – Biberach – Ochsenhausen.

Pfingstmontag, 26. Mai:

8.00 Studienfahrt unter Führung von Oberstudienleiter Dr. Franz Wenk: Ochsenhausen – Bellamont – Füramos (alteiszeitlicher Deckenschotter, Reliefumkehr) – Bad Wurzach (Ried) – Arnach (würmeiszeitliche Endmoräne über Tertiär) – Leutkircher Heide (Sander) – Isny (Ende der Vereisung und tertiäre Molasse, Blick auf Adellegg und Schwarzen Grat) – Großholzleute (Mittagessen) – Eglofs (berühmter Allgäublick mit Erläuterung) – Wangen – Waldburg (Aussicht und großer würmeiszeitlicher Aufschluß) – Vogt – Wolfegg – Weingarten – Aulendorf (Gang durch den Park) – Hohes Kreuz (Ausblick auf das südliche Oberschwaben) – Saulgau (Meeresmolasse) – Biberach – Ochsenhausen. Rückkunft 19 Uhr (Abreisemöglichkeit unterwegs in Biberach).

Jede Landschaft hat ihr arteigenes Gepräge, bedingt durch den geologischen Aufbau, die erdgeschichtliche Vergangenheit, das Klima und durch menschliche Einwirkungen. Das Fundament Oberschwabens ist meergeboren, der Oberbau indessen eiszeitlicher Entstehung und damit anders als das Stufengebirge der Schwäbischen Alb und der Horst des Schwarzwaldes. Nicht vertikale Hebung und Senkung, sondern horizontale Schübe der Gletscher formten Rücken und Kuppen unserer Heimat. Die Schmelzwasser schütteten die breiten Täler auf, nachdem diese in den Zwischeneiszeiten zuvor tief in das Fundament hinein ausgeräumt hatten. Die Grenze zwischen Tertiär und Diluvium bilden den Quellhorizont, von dem Oberschwaben jahrtausendlang das für seine Talsiedlungen notwendige Wasser erhielt. Aus der nacheiszeitlichen Tundra ist allmählich eine Waldlandschaft geworden, die der Mensch zu seiner Existenzgrundlage umgestaltet hat, je nach morphologischen, besitz- und bodenmäßigen Voraussetzungen verschieden: Acker- und Grünland, Wald und Moor. Und was an geistigen und seelischen Bedürfnissen darüberging, hat er dem religiösen Kult und der Kunst geweiht. Im Zusammenhang und dicht verwoben wollen alle diese Dinge gesehen sein.

Abreise.

Jahreshauptversammlung 1969

21.-22. Juni, Rottweil

Auch die diesjährige Jahreshauptversammlung greift weit über den Rahmen einer Mitgliederversammlung hinaus. Sie bietet eine kaum wiederkehrende Gelegenheit, Rottweil und die wichtigsten, Gepräge und Wesen der Stadt bestimmenden Züge, seine Geschichte, dazu Landschaft und Geschichte der Umgebung kennenzulernen.

Übernachtung und Frühstück in Hotels und Gasthäusern (DM 13.- bis 18.-) werden durch die Geschäftsstelle vermittelt.

Von Stuttgart aus wird eine Omnibusverbindung eingesetzt (Stuttgart ab am 21. Juni 8.00 und 13.00 Uhr, Rottweil ab am 22. Juni 19.00 Uhr), hin und zurück zu DM 10.-.

Programm

Samstag, 21. Juni:

- 8.00 Abfahrt im Omnibus ab Karlsplatz Stuttgart nach Rottweil
- 13.00 ebenso
- 15.00 im Festsaal des Albertus-Magnus- und Leibniz-Gymnasiums Rottweil Fachreferate (mit Lichtbildern)
- a) „Salinen um den oberen Neckar“ von Regierunsdirektor i. R. Dr.-Ing. Günter Schulz
 - b) „Die Reichsstadt Rottweil – Geschichte und Kultur“ von Oberstudiendirektor i. R. Franz Betz
- 17.00 am gleichen Ort Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes

19.30 am gleichen Ort Vortrag von Ministerialdirigent Professor Dr.-Ing. h. c. Böhringer, „Die Planung von Bundesfernstraßen, dargestellt am Beispiel der Bundesautobahn Stuttgart–Westlicher Bodensee“ (mit Lichtbildern)

Sonntag, 22. Juni:

- 10.45 im Festsaal des Albertus-Magnus- und Leibniz-Gymnasiums Feierstunde mit Begrüßungen und Festvortrag „Autobahn und Landschaftsbild“ von Hauptkonservator Dr. Helmut Schönamsgruber
- 14.15 Führungen:
- a) Stadt Rottweil, von Oberstudiendirektor i. R. Franz Betz
 - b) Lorenzkapelle Rottweil (bekannte einzigartige Sammlung mittelalterlicher Plastik), von Oberstudienrat Willi Stähle
 - c) Saline Wilhelmshall, von Dr.-Ing. G. Schulz, und ehem. Frauenkloster Rottenmünster
 - d) Kastellgelände (Ausgrabungen), von Dieter Planck
 - e) Kleiner Heuberg und Arae Flaviae
 - f) Neckarburg, Herrenzimmern und Schlichemklamm, von Dr. Hecht, Dr. Schönamsgruber u. a.
 - g) Besuch bei Bildhauer Erich Hauser, Dunningen, unter Leitung von Willy Leygraf

Ostschwäbische Tage

Ferienwoche des Schwäbischen Heimatbundes Ellwangen, 26. Juli–2. August

Der Schwäbische Heimatbund hat schon einmal, im Jahre 1958, in Ellwangen eine Ferienwoche unter dem Namen „Ostschwäbische Tage“ abgehalten. Er will 1969 wiederkehren, nicht nur, um alte Erinnerungen aufzufrischen, sondern auch um sich all den Erscheinungen zuzuwenden, die seinerzeit nicht mitgenommen werden konnten. Kern der Veranstaltung wird wieder Ellwangen mit seinen reichen Geschichts-, Bau- und Kunstdenkmälern sein. Studienfahrten gelten der näheren und weiteren Umgebung, wobei wichtige Themen behandelt werden. Ein Schloß- und ein Kirchenkonzert bringen eine Bereicherung nach der musikalischen Seite. Eine Porzellan- und Fayenceausstellung, welche die Stadt Ellwangen plant,

wird den Gesichtskreis in wünschenswerter Weise erweitern.

Für Unterkunft und Verpflegung stehen Hotels und Gasthäuser zur Verfügung; die Preise für eine Übernachtung mit Frühstück bewegen sich zwischen DM 12.- und DM 18.-. Die Quartiere werden ausschließlich über die Geschäftsstelle vermittelt, wobei rechtzeitig ausgesprochene Wünsche nach Möglichkeit berücksichtigt werden. Die Teilnehmergebühr beträgt DM 15.- (für Nichtmitglieder DM 20.-). Die Preise der Studienfahrten liegen etwa um DM 5.- bis 10.-. Von Stuttgart aus wird eine Gesellschaftsfahrt in Omnibussen unternommen (hin und zurück DM 10.-).

Programm

Samstag, 26. Juli:

Anreise

20.00 im Paul-Speratus-Haus Ellwangen Eröffnung mit kammermusikalischer Umrahmung, Begrüßungen und Vortrag von Dr. Wolfgang Irtenkauf „Von der Karolinger- bis zur Stauferzeit“.

Sonntag, 27. Juli:

11.00 Feierstunde im Paul-Speratus-Haus mit Vortrag von Professor Dr. Konrad Hecht „Bauuntersuchungen an der Stiftskirche in Ellwangen“ (Mit Lichtbildern)

14.30 Führungen durch

- a) die Stiftskirche von Professor Dr. Konrad Hecht
- b) die Stadt
- c) das Schloß
- d) die Ausstellung von Porzellan und Fayencen in der Stadthalle Ellwangen

20.00 Stunde der Kirchenmusik in der Stiftskirche Ellwangen unter Leitung von Kantor Willibald Bezler: Werke ostschwäbischer Komponisten

Montag, 28. Juli:

8.00 Studienfahrt „Das Ries in geologischer Sicht“ von Dr. Hüttner vom Geologischen Landesamt in Freiburg i. Br.: Ellwangen – Röhlingen – Kerkingen – Kirchheim a. R. – Goldburghausen – Goldberg. Aufstieg auf den Goldberg, Studium der Süßwasserkalke, Überblick über das Ries, Einführung in das Riesproblem – Pflaumloch – Nördlingen – Holheim. Steinbrüche bei Holheim mit sueviterfüllter Spalte im Oberen Weißjura und Schliffflächen. Holheim – Altenbürg. Steinbruch Altenbürg mit Suevit im Kontakt mit Weißjura-Scholle. Altenbürg – Nördlingen. Aufschluß bei Leopold Meyers Keller mit Grundgebirge. Nördlingen – Harburg. Steinbruch des Zementwerks mit allochthonen Riestrümmermassen in großer Mächtigkeit. Harburg – Ronheim. Steinbruch östlich Ronheim mit autochthonem Oberem Weißjura, Schliff-Fläche und allochthonen Trümmermassen. Ronheim – Wemding – Otting. Steinbruch Otting mit Suevit über Bunter Bresche. Otting – Wemding – Nördlingen – Schloßberg. Wanderung über den Buchberg, allochthone Scholle. Bopfingen – Lauchheim (kurzer Halt beim Lauchheimer Tunnel) – Ellwangen.

Dienstag, 29. Juli:

8.00 Studienfahrt zum Limes-Museum in Aalen, anschließend Limesführung von Bernhard Hildebrand: Aalen – Treppach (Limesverlauf mit Burgstall) – Buch (besterhaltenes Stück des rätischen

Limes mit Wachturmuine und -rekonstruktion, Kastell) – Haistenhofen (Limes im Gelände) – Halheim (Kastell) – Freihof (Limes, Ausblick in den Virngrund von Liasterrasse).

20.00 im Paul-Speratus-Haus Vortrag von Professor Dr. Viktor Burr, Graz „Der Limes als Grenze des römischen Imperiums. Begriff und Wesen, erläutert am Abschnitt in Ost-Württemberg“.

Mittwoch, 30. Juli:

8.00 Studienfahrt: Ellwangen-Attenhofen (bergbaugeschichtliches Denkmal) – Besuch der Stolleneingänge am Brauenberg und Vortrag von Dr. Manfred Thier über die Geschichte der Schwäbischen Hüttenwerke im ehem. Betsaal der Wasseralfinger Grube; abschließend Besichtigung des Museums der Schwäbischen Hüttenwerke Wasseralfinger.

13.30 Besuch der Zeiß-Werke in Oberkochen. Vortrag über „Photogrammetrie in der Denkmalpflege“ von Dipl.-Ing. Berling, anschließend Rundgang durch verschiedene Abteilungen des Werks, dann Kaffeestunde mit Aussprache.

20.00 im Festsaal des Schlosses Ellwangen Schloßkonzert unter Mitwirkung von Monika Willand, Leiterin der Johann-Melchior-Dreyer-Jugendmusikschule Ellwangen: Werke ostschwäbischer Meister (Klavier-Trio und Gesang), dargeboten auf originalen Instrumenten des 18. Jahrhunderts.

Donnerstag, 31. Juli:

8.00 Studienfahrt zu gefährdeten Kirchen (Schönenbergkirche, Zöbingen, Maria im Roggenacker bei Flochberg, Mönchsdeggingen und Neresheim) unter Führung von Hauptkonservator Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden. Vorführung der alten Orgelwerke in Mönchsdeggingen (darunter einer liegenden Orgel) von Kantor Bezler.

20.00 im Paul-Speratus-Haus Vortrag von Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder „Pflanzenanatomische Untersuchungen im polarisierten Licht eines Zeißmikroskops“ (mit Lichtbildern).

Freitag, 1. August:

8.00 Studienfahrt zu den neu angelegten Seen und zu Naturschutzgebieten zwischen Ellwangen und Crailsheim unter Führung von Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder.

20.00 im Saal des Roten Ochsen Geselliges Zusammensein mit unterhaltenden Beiträgen.

Samstag, 2. August:

9.00 im Paul-Speratus-Haus Rückblick und Aussprache.
Abreise.

Dank und Bitte

Folgende Mitglieder haben unseren Verein und seine Sache durch Gewinnung weiterer Mitglieder im Jahre 1968 gefördert (bei fehlender Ortsbezeichnung ist der Wohnsitz Stuttgart):

6 Mitglieder warb Herr Hans Fuchs, Heilbronn, 4 Mitglieder verdanken wir Konrektor Max Philippin, Leonberg, und Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder, 3 Mitglieder gewannen Rektor i. R. Emil Vogler und Dr. Oskar Rühle, 2 Mitglieder führten uns zu Herr Helmut Billig, Kirchheim u. Teck, Amtsgerichtsrat a. D. Kurt Flogaus, Biberach/Riß, Pfarrer i. R. Albert Hecklinger, Dusslingen, Frau Erika Mayer, Hauptlehrer Wolfgang Mehrer, Bietigheim, Frau Klara Morstatt, Winnenden, Frl. Ruth Schnizler, Nürtingen, Archivrat Karl Schumm, Neuenstein, und Dr. Theodor Speer. 1 Mitglied meldeten uns Herr Karl Bader, Frau Margarete Beurlen, Tübingen, Oberforstrat a. D. F. Bürglen, Oberberken, Professor Dr. Josef Dortenmann, Singen, Frau Emmy Eisenmann, Konrektor i. R. Eberhard Epple, Liebelsberg, Oberlehrerin a. D. Gertrud Gaub, Dipl.-Ing. Walter Germann, Pfarrer i. R. Gerhard Gommel, Dr. Paul Groschopf, Geislingen, Frau Ingrid Gützlaff, Architekt Dipl.-Ing. Peter Haag, Schorndorf, Dr. med. Gudrun Haas, Geislingen, Frau Elisabeth Häussermann, Oberforstrat Gerhard Haug, Kirchheim u. Teck, Dr. med. Erich Hermann, Landrat Karl Hess, Böblingen, Frau Gertrud Höfer, Fräulein Dorothea Holl, Kirchheim u. Teck, Dr. med. dent. Richard Huber, Oberbibliotheksrat Dr. Wolfgang Irtenkauf, Ditzingen, Frau Else Kadau, Dr. Albert Kissling, Frankfurt a. Main, Baudirektor a. D. Walter Kittel, Herr Helmut Kleiner, Frau Helene Knoeckel, Frau Frida Kogel, Neuenbürg, Frau Margarete Koser Kirchheim u. Teck, Frau Helene Kreh, Frl. Margarete Kru-

tina, Oberbaurat Kurt Lörcher, Kirchheim u. Teck, Frl. Mechthild Ludwig, Kirchheim u. Teck, Frl. Ruth Meyding, Frau Luise Müller, Heilbronn, Frl. Liselotte Niedenfür, Herr Franz Pelz, Herr Karl Popp, Böblingen, Frau Rathgeber, Bezirksnotar i. R. Otto Rathgeber, Calw-Alzenberg, Frl. Elisabeth Remppis, Weilheim u. Teck, Frau Elisabeth Röhm, Kirchheim u. Teck, Herr Gustav von Rüling, Kressbronn, Mittelschullehrerin Hedwig Schauwecker, Kirchheim u. Teck, Ob.-Med.-Rat Dr. Horst Scheibner, Winnenden, Herr Kurt Schmid, Reutlingen, Frl. Elisabeth Schramm, Heidenheim, Frl. Lotte Schürnbrand, Herr Karl Stoll, Herr Albert Straubinger, Oberaichen, Frl. Grethel Thumm, Frau Lore Wörner und Frau Hadulint Ziegler, Tübingen.

Wir danken diesen Mitgliedern für die Teilnahme an unserem Vereinsleben, die in diesen Werbungen zum Ausdruck kommt und fügen die an alle Mitglieder gerichtete Bitte an, am Wachstum des Schwäbischen Heimatbundes in gleicher Weise mitzuwirken. Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ als Vereinsgabe dürfte dabei das Hauptwerbemittel sein, hinzu kommen die Vergünstigungen für Mitglieder bei den Pfingsttagen und Ferienwochen und die Möglichkeit der Beteiligung an Studien- und Lehrfahrten, die nur Mitgliedern offenstehen. Wenn sich auch der Sinn einer Mitgliedschaft im Opfer des Mitglieds für die gemeinnützigen Zwecke erfüllt, so wird der Hinweis auf das, was der Schwäbische Heimatbund zu bieten hat, dennoch am Platze sein.

Auch die bloße Mitteilung von Anschriften zum Zwecke der Werbung hat sich, vor allem bei Nennung des werbenden Mitglieds, wirksam erwiesen.

Einbanddecken

Die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes, Stuttgart 1, Charlottenplatz 17, hat die Einbanddecken (Pappe mit Leinenrücken) der Jahrgänge 1950–1968 der „Schwäbischen Heimat“ vorrätig. Sie können das Stück zu DM 2.-, zusätzlich Porto und Verpackung, bezogen werden.

Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

Kunsthaus

Schaller

STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C

Der
Landkreis Ohringen
mit
seinen Burgen, Wäldern
und
gemütlichen Weinorten
ladet zum Besuch ein.

Friedrich Metz (Herausgeber):
Vorderösterreich.
Eine geschichtliche Landeskunde.

Freiburg: Rombach 1967. Zweite, ergänzte und erweiterte Auflage (1959). 236 Seiten, mit 307 Abbildungen und 2 Faltkarten, Leinen 58,- DM.

STUTTGARTER ZEITUNG: Metz hat seine Mitarbeiter in wahrhaft »österreichischer«, generöser Art zusammenfinden lassen, ohne irgendwie mit Elle und Maß zu fuchteln. Er hat die bis zum Überdruß wiederholte Rede von der Ungleichartigkeit der Beiträge eines Sammelwerkes gleich gar nicht gehört, sondern seinen Zulieferern ihre wissenschaftliche Individualität und die Didaktik ihrer Forschungsarbeit belassen. So ist ein ungemein farbiges, lebendiges Werk zustande gekommen, ein Musterbuch historischer Landeskunde (Otto Borst).

ANZEIGER FÜR DIE KATH. GEISTLICHKEIT (Freiburg): In buchtechnischer Hinsicht ein Meisterwerk, für den Freund der Geschichte aber eine Fundgrube . . .

WÜRTEMBERGISCHE BANK

7 Stuttgart 1 Kleiner Schloßplatz Telefon 2994 01 und Eberhardstraße 20 Telefon 24 60 04

mit Niederlassungen in:

Göppingen
Hechingen

Metzingen
Nürtingen

Ravensburg
Reutlingen

Schorndorf
Sindelfingen

Tübingen
Uhingen

Ulm/Do.
Ulm-Weststadt

Unser Rat - Ihr Vorteil

Ihr Vorteil - unser Ziel



Sind Sie an moderner Kunst interessiert?

„das kunstwerk – the work of art“, Zeitschrift für bildende Kunst,

informiert Sie über die jüngsten Strömungen der internationalen Kunst sowie über die Anfänge der Moderne, auch in ihren Beziehungen zu älteren Stilen und Kulturen.

zeigt hervorragende Farb- und Schwarzweiß-Reproduktionen (z. T. Erstveröffentlichungen). Jede Ausgabe enthält 80–100 Abbildungen.

berichtet von allen bedeutenden Ausstellungen im In- und Ausland

beleuchtet kritisch Kunstmarkt und Kunstbetrieb.

bringt Originalgraphiken. Einer Vorzugsausgabe von 100 Exemplaren liegt je eine numerierte und signierte Originalgraphik (Auflage 100) bei.

es schreiben in „das kunstwerk“ namhafte Kunstkritiker, Galerie- und Museumsfachleute.

„das kunstwerk – the work of art“ informiert Sie umfassend. Informieren Sie sich über „das kunstwerk“.

das kunstwerk
im W. Kohlhammer Verlag
7 Stuttgart 1 – Postfach 747

Senden Sie mir bitte unverbindlich und kostenlos die reichbebilderte Informationsmappe über

das kunstwerk

Name, Vorname

Beruf

Postleitzahl, Ort

Straße

Meine Buchhandlung

Gerhard Lisowsky

Kultur- und

Geistesgeschichte

des jüdischen Volkes

Von Abraham bis Ben Gurion

312 Seiten. 26 Zeichnungen.

Leinen DM 26.—

Es ist sicher nicht möglich, den modernen Staat Israel als folgerichtigen Zielpunkt der Geschichte des jüdischen Volkes anzusehen. In ihm jedoch laufen Traditionen zusammen, die das Volk in der jahrtausendelangen Zerstreung ausgeprägt hatte und die heute die Vielfalt und auch die Spannungen im Staat ausmachen.

Lisowsky folgt den verschiedenen Stationen des jüdischen Volkes von der Erzväterzeit über die Volkwerdung und die frühe Königszeit, von der Geschichte der Juden im Römischen Reich über das europäische Mittelalter und die Neuzeit, besonders in Osteuropa und Deutschland, bis hin zum modernen Staat Israel.

Da die Geschichte des jüdischen Volkes sich nicht ununterbrochen in einem bestimmten Lande, in einer bestimmten Staatsform und in keinem geschlossenen gesellschaftlichen Verband vollzog, ist sie in erster Linie nicht unter politischen und soziologischen Gesichtspunkten zu sehen. Die Geschichte des jüdischen Volkes ist wesentlich Kultur- und Geistesgeschichte.

Die Darstellung der einzelnen Epochen bleibt stets im Rhythmus der Kulturbewegungen des jeweiligen zeitgenössischen Geisteslebens überhaupt. Durch die synchrone Darstellungsweise der jüdischen Entwicklung mit nichtjüdischen Kulturen entgeht Lisowsky der Gefahr eines isolierten Bildes und fördert um so mehr das Verständnis für die eigentümlichen jüdischen Ausprägungen.



W. Kohlhammer Verlag

M

Ihre
Anzeigenaufträge
nimmt
entgegen:

W

Merkur-Werbung
Stuttgart-S
Staffenbergstraße 44
Postfach 740
Telefon 24 63 58 / 59 / 50

**...alles mit Wüstenrot,
Deutschlands
größter Bausparkasse:**

Hausbau, Hauskauf,
Wohnungserwerb
und Althausmodernisierung

Informations-Broschüre kostenlos durch unsere
örtliche Beratungsstelle
oder beim Wüstenrot-
Haus, 714 Ludwigsburg.

Wüstenrot

Stuttgarter Bürgerbuch

140 Seiten. 35 Fotos von Saby Lazi. Format 17×21 cm. Leinen DM 12.80.

Früher wurde das Bürgerrecht einer Stadt so hoch eingeschätzt, daß man es nur gegen erhebliche Vorleistungen erwerben konnte. Heute wird man automatisch Bürger, wenn man das 21. Lebensjahr vollendet hat. Um junge und ältere Stuttgarter Bürger zu einem Nachdenken über ihre Rechte und Pflichten anzuregen, wurde das Stuttgarter Bürgerbuch geschaffen. Es unterrichtet über die heutigen Formen, Forderungen und Probleme des demokratischen und bürgerschaftlichen Lebens.

Inhalt: Dr. A. Klett, Oberbürgermeister: Vorwort / Dr. H. Cron, Chefredakteur a. D.: Wir Bürger / Dr. H. Vietzen, Archivdirektor a. D.: Stuttgart gestern und heute / Dr. H. Schumann, Stadtdirektor: Bildung in Stuttgart / Dr. O. Sander, Bürgermeister: Aufgaben einer Großstadtverwaltung / Dr. E. Klotz, Bürgermeister: Der Bürger und seine Stadt / Dr. K. Honolka, Journalist und Kritiker: Stuttgart und die Musen / Dr. J. Hahn, 1. Bürgermeister: Stuttgart, Landeshauptstadt und Zentrum des mittleren Neckarraums / Dr. Chr. Fahrenholtz, Bürgermeister: Das Gesicht unserer Stadt.

**Kohlhammer**

Einen Schritt weiter - gemeinsam mit uns



Ganz ohne Sorgen ging es natürlich nicht ab — vom Bauprojekt über die Planung bis heute, zur Schlüsselübergabe. Allerdings, die Finanzierung, die klappte vorzüglich. Mit der Sparkasse. Und mit der Bausparkasse der Sparkasse, der »Öffentlichen«. Finanzierung aus einer Hand! Das ist der Vorteil, den schon viele Tausende erkannt haben: das beste ist — auch wenn's um Kredit geht — die Sparkasse in Anspruch zu nehmen. Und dann gemeinsam einen Schritt weiter.



wenn's um Geld geht -

SPARKASSE

Lebendiges Wissen



Wolfgang Bauer

Chinas Vergangenheit als Trauma und Vorbild

100 Seiten. Reihe „Lebendiges Wissen“. Kart. DM 6,80

Kulturrevolution, Volkskommune, Uniformierung der Individuen in der Masse — verläßt China seine Vergangenheit? Die Ereignisse der letzten Jahre riefen simplifizierende Propheten auf den Plan. Bauer entdeckt mehr: Der Weg des modernen China folgt in manchem doch noch einer jahrtausendealten Tradition, die oft gerade dort wirksam wird, wo man sie zu vermeiden trachtet. Selbst die jüngsten Ereignisse geben dafür Beweis.

Thomas Ellwein

Politik und Planung

87 Seiten. Reihe „Lebendiges Wissen“. Kart. DM 5,80

Politische Planung gibt es in der Bundesrepublik kaum. Daß sie dringend gebraucht wird, zeigt sich immer deutlicher. Sie entscheidet mit über die Zukunft der Gesellschaft und ihre politische Ordnung. Ellwein hat die aktuellen Unruhen in der BRD mit einbezogen.

Karl Ferdinand Werner

Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft

123 Seiten. Reihe „Lebendiges Wissen“. Kart. DM 6,80

„Werner entwirft das NS-Geschichtsbild ausgezeichnet. So gut ausgedrückt und klar abgegrenzt wird man diesen Teil des Nationalsozialismus nicht leicht geschildert finden.“

wissenschaftlicher Literaturanzeiger

Jörg Bopp

Populorum Progressio. Aufbruch der Kirche?

96 Seiten. Reihe „Lebendiges Wissen“. Kart. DM 6,80

„Eine kritische Beurteilung der zentralen Aussagen der Enzyklika. Jedes der neun Kapitel schließt mit einer kurzen Zusammenfassung, die der eilige Leser sicherlich begrüßen und von der er sich hoffentlich auch zur Lektüre der ganzen Schrift anregen lassen wird.“

Konfessionskundliches Institut Darmstadt

Reinhard Schmid (Hrsg.)

Aggression und Revolution

Zumutungen des Friedens

92 Seiten. Reihe „Lebendiges Wissen“. Kart. DM 6,80

Ein deutscher Philosoph, ein Physiker aus den USA und ein Theologe aus Prag — jeder aus der Position seiner Wissenschaft — untersuchen die Grundbedingungen, die für ein friedvolles Weiterleben der Menschen zur Notwendigkeit geworden sind.

W. Kohlhammer Verlag